Zeitgenossen.

Ersten Bandes

Zweite Abtheilung.

Zeitgenossen.

Ersten Bandes

Zweite Abtheilung.

Carl Theodor Körner

von

Amadeus Wendt,
Professor in Leipzig.

Mit
einer Einleitung des Herausgebers

Carl Theodor Körner.

Nicht der Reichthum ungewöhnlicher Ereignisse ist es nur, was, in der Geschichte hervortretend, das Gemüth anzieht, und den Geist beschäfftigt. Auch die Wirksamkeit mannigfacher Kräfte, das innere Leben, das in den Erscheinungen der Zeit sich verkündet, erweckt die lebhafteste Theilnahme aller tiefern Beobachter. Die bunte Mannigfaltigkeit der Begebenheiten selbst gewinnt Einheit und Klarheit und ihre rechte Beziehung erst dann, wenn die in ihr wirkenden Kräfte in ihrer Eigenthümlichkeit erkannt und gewürdigt, und sie selbst wieder auf die höchste Alles schaffende Kraft bezogen werden. Zeiten, die durch außerordentliche Thaten und Ereignisse besonders ausgezeichnet sind, leuchten auch vorzüglich durch größere Fülle ungemeiner, über das gewöhnliche Maaß des Lebensganges gesteigerter Kräfte hervor, und es gewährt eine höchst anziehende Betrachtung, wie ein gewaltigeres oder edleres Streben, das ein Volk oder ein ganzes Zeitalter ergreift, manches schlummernde Leben erweckt, dem schon wachen eine folgereichere und entschiednere Richtung giebt, es zu erhöhter Thätigkeit begeistigt.

Von solchen Zeiten ist nicht blos in den Büchern alter Geschichte geschrieben; wir selbst durchlebten eine, die nicht blos an Begebenheiten, den Wirkungen des uner-

forschlichen Verhängnisses, sondern auch an Thaten, den Wirkungen freier, als Werkzeug in die höhere Ordnung der Dinge eingreifender Menschenkraft, reich ist, wie irgend eine der vergangenen. Erst die Nachwelt wird das Leben dieser Zeit vollständiger, als ein Ganzes, überschauen; wir haben ihr die treuen Berichte von den offenbar gewordenen Triebwerken desselben, wie die Thatsachen selbst zu überliefern.

Zwar keine der größern, keine der besonders in die Augen fallend und weithin wirkenden, aber doch eine der erfreulichern, lebendig hervortretenden Kräfte wird in dem Leben Carl Theodor Körners abgebildet. Der Jüngling gewann die Aufmerksamkeit, die Theilnahme und die Liebe vieler Zeitgenossen, die Achtung seiner Mitbürger. Noch im Frühling seines Lebens starb er den Tod für Vaterland und Freiheit, für die heiligen Ideen, die sein treues Gemüth erfüllten, und vollendete schon in dem Alter, da die Meisten das öffentliche Leben erst beginnen. Ausgezeichnet als Dichter, schon vor den Jahren der Reife männlicher Kraft, trat er, mit Leier und Schwerdt, in den großen und heiligen Kampf für des Lebens höchste Güter ein, sang die Begeisterung, die seine Seele bewegte, und nun, da sie eine bestimmtere und höhere Richtung gewonnen, in kräftigerer Klarheit sich aussprach, den freudigen Muth, das feurige Streben, das fromme Gottvertrauen, die ihn in den Kampf geführt, auch in die Herzen seiner Mitstreiter und Landesgenossen, und vollbrachte, für das Höchste, das in ihm lebte, den Tod nicht scheuend, den Kreislauf seines Lebens, das weniger nach den Jahren seiner Dauer, als nach den Stunden seiner edelsten und selbstaufopfernden Thätigkeit zu würdigen ist. Sein von ihm hochgeliebtes, und sein dankbares Vaterland, das, wie die höhere Gerechtigkeit, Verdienste nicht nach Jahren, nicht nach den Erfolgen nur anschlägt, sondern nach der Reinheit des Willens und der Tüchtigkeit des Strebens, gesellt sein jugendliches Daseyn zu der Reihe der Besten, die, ob sie länger oder kürzer hier wandelten, genug gelebt haben, wenn sie für das Edelste und Höchste nur lebten.

Das Werk, welches sich das Ziel gesetzt hat, das Leben ausgezeichneter Zeitgenossen zu beschreiben, stellt

auch Körners Bild mit Wohlgefallen auf. Den Preis hat der Jüngling errungen, daß er auch neben den Ausgezeichnetsten genannt werden darf, als der Trefflichen Einer, und viele werden mit freundlicherer Theilnahme, gewiß mit ungetrübterem Wohlwollen, seine einfache Geschichte aufnehmen, als die thatenreichere Anderer. Denn was hier zu schildern ist, kann zwar weder ein durch Verwickelungen und ungewöhnliche Schicksale, noch durch außerordentliche Thaten ausgezeichneter Lebenslauf, sondern nur eine sich schön entfaltende Menschlichkeit, in ihren liebenswürdigen Selbstäußerungen seyn; aber bei dieser verweilt ja der sinnige Beobachter vorzüglich gern.

Körners Leben, das an sich schon der Betrachtung werth ist, wird aber hier besonders auch als ein Zeugniß aus jener Zeit mitgetheilt, da Deutschland zu einem neuen Leben erwachte, ein Zeugniß von dem Geist, der damals die deutschen Jünglinge so kräftig erhob, daß das Gedächtniß der Schmach und Unterdrückung, in der das Vaterland allzulange darniedergelegen, fast vernichtet wurde. Eins der Denkmale aus dem glorreichen Jahr Achtzehnhundert und dreizehn wird hier aufgestellt, zur Erinnerung, wie Deutschland sich verjüngte in seinen Jünglingen, und wie der Geist der Väter, den wir lange halb erstorben wähnten, von neuem aufwachte in ungebrochner Kraft und in der alten Tiefe. Es schien plötzlich ein neues Geschlecht emporgereift zu seyn; Jünglinge thaten es selbst kräftigen Männern zuvor, strömten ihre Begeisterung auch in kältere Herzen, und Ein Feldgeschrei, Eine große Hoffnung, Ein herrlicher Entschluß drang, wie in der magnetischen Kette, plötzlich durch viele tausend Glieder. Viele sind gefallen, nicht ruhmlos, sondern des Heldenpreises würdig, aber außer ihren nächsten Kreisen unbekannt; andre kehrten, nach vollbrachtem Werk, zu friedlichem Beruf zurück, befriedigt durch das Bewußtseyn, daß sie, ohne als Einzelne gefeierter hervorzutreten, in der Reihe der deutschen Jünglinge den Ruhm Aller neubegründet und verherrlicht, das Vaterland befreit haben. Einen aus ihnen heben wir heraus, da wir Körners Leben hier anschließen, daß die ehrende Anerkennung seines Strebens und seiner Aufopferung auch ein Zeichen der Dankbarkeit sey, die allen gebührt, welche in den Kampf gezogen wie er, und in demselben ruhmwür-

dig gefallen sind, oder zu einem edelfreien Leben sich das heilige Recht errungen haben. Wie das Gedächtniß jenes wahrhaft einzigen Jahres, mit glänzenden Zügen, in das Buch der Vaterlandsgeschichte eingeschrieben ist, so soll auch an dem Leben Einzelner, die im höchsten Sinne jenem Jahr angehörten, untrüglich offenbar werden, was damals die jugendlichen Gemüther bewegte. So vergeßlich und so undankbar sind ja Viele, daß es jetzt schon Noth ist, daran zu erinnern, und es unbestreitbar zu bewähren, daß es nicht der Rausch einer neuen Kraftäußerung, sondern eine tiefe, wahre und umfassende Begeisterung war, nicht ein flüchtiger und unbesonnener Freiheitsschwindel, sondern ein kräftiges Sehnen und Ringen nach jener Freiheit, die allen edleren Gemüthern ein unveräußerliches Kleinod ist, was im Jahr 1813 die Schaaren deutscher Streiter, aus allen Ständen, von jeglichem Alter, von der verschiedenartigsten Bildung, zahlreich für Einen Zweck verband. Diese Erinnerung muß den deutschen Fürsten Vertrauen zu ihren Völkern einflößen, und die größere Geneigtheit, so freudige Anstrengung, so herrlichen Eifer, so willige Opfer anzuerkennen, und den gerechten Hoffnungen, die in der öffentlichen Meinung sich klar und unüberhörbar verkündigen, zu entsprechen; muß diese Hoffnungen selbst rechtfertigen, und Deutschlands schönere Zukunft verbürgen. Für das Vaterland, für seine Unabhängigkeit und Freiheit, seine Ehre und Eigenthümlichkeit; für die Fürsten, für die Festigkeit ihrer Throne, für die Gültigkeit ihrer Gesetze, für die Erhaltung ihrer Würde; für die Mitbürger, für ihre Befreiung aus unwürdigem Joch und schnöden Banden, aus unerträglich lastendem Druck, für ihre Errettung aus der so kränkenden, als den Schwachen gefährlichen Gegenwart der Fremden; — darum schärften unsre Jünglinge und Männer, selbst heldenmüthige Greise ihre Waffen und zogen in den heiligen Streit; darum unterwarfen auch die Ungeübtesten sich allem Ungemach, allen Entbehrungen, allen Beschwerden und Gefahren des Kriegs; darum, nicht irgend einen andern Gewinn oder Kampfpreis suchend, setzten sie selbst ihr Leben ein. Ein Volk, das so für das Vaterland, für die Fürsten, für die Brüder zu leben und zu sterben freudig bereit war, das hat seine Treue so untrüglich erhärtet, daß es des höchsten Vertrauens sich selber würdig gemacht hat. Und wie würdig und herrlich

das Ziel war, nach dem mit unbeschränkter Hingebung gerungen ward, so hat sich auch die Gesinnung gerechtfertigt, die in dem muthigen Streben waltete. Wiedergefunden ward die fast verlorene Demuth, die im kühnsten Streben nicht der eignen Kraft nur, sondern mehr noch der Hülfe aus der Höhe vertraut; der heilige Glaube gewann wieder sein heiliges Recht und seine lebendige Wirksamkeit; Vertrauen auf Gott, der auch in den Schwachen mächtig ist, durch den allein das Höchste vollendet wird, wurzelte von neuem in den Gemüthern, und stärkte die Arme, stählte die Brust der Streiter. Nicht bedeutungslos schmückte das Kreuz wieder die Rüstungen unserer Kämpfer; mit frommen Sinn rückten sie dem Feind entgegen, und priesen nach dem herrlichsten Sieg den, der die fromme Zuversicht mit den größten Erfolgen krönte.

Darum sollen sie fortleben in unserm Andenken, die frommen Vaterlandsvertheidiger, und die Achtung, mit der hier Einer aus ihnen in der Reihe ausgezeichneter Zeitgenossen dargestellt wird, soll ihnen eine Bürgschaft seyn, daß das deutsche Vaterland ihr Verdienst nimmer vergißt.

Noch leben Körners trauernde Eltern; — die Liebe, mit der die Zeitgenossen ihres Sohnes gedenken, muß ihnen, wie den Vielen, die in demselben Kampf einen ihrer Geliebten verloren, als der köstliche Gewinn erscheinen, den, auch in einem längeren Leben, nur Wenige erringen.

In diesem Sinn übergeben wir hier Körners Lebensgeschichte. Sie würde vollendeter seyn, wenn tiefer eindringend gezeigt werden könnte, wie er das ward, was er war. Der Familienkreis, in dem er gebohren und erzogen ward, ist bei ihm besonders von einem mächtigen, den Befreundeten wohlerkennbaren, Einfluß gewesen. Gelingt es, so soll unser Werk auch diesen Familienkreis künftig abbilden, um in demselben zugleich das Bild eines deutschen Familienlebens aus unsrer Zeit, in möglichster Treue, mitzutheilen.

Koethe.

Carl Theodor Körner.

Das Dichten und der Glaube wurden That, und der Gesang Gefecht. Der Barde drang in's Schlachtgewühl nicht als Lobsänger, sondern als Theilhaber der Wunden.

Jean Paul Fr. Richter.

Wenn wir die seltene Erscheinung eines Jünglings, der in seinem 22sten Jahre, von dem größten Theile seiner Nation gefeiert, sein Leben beschließt, mit betrachtendem Ernst ins Auge fassen und uns fragen, was so allgemeine Aufmerksamkeit und Anerkennung, was so begeisterten Antheil erzeugen könne, so ist es bald das Aufblühen eines großen Genius, welcher der Kunst und Wissenschaft oder dem politischen Leben eine neue Gestalt gibt, und noch Größeres verspricht, bald der aufopfernde Heldengeist, der durch ausgebreitete Thaten seinen Ruhm in's Buch der Weltgeschichte schreibt. In Körner finden wir Keines von beiden in dem eben ausgesprochenen Umfange. Keines seiner hinterlassenen poetischen Werke läßt sich an Originalität und Größe den Werken eines Göthe oder Schiller an die Seite stellen, deren Einfluß vielmehr an jenen leicht wahrzunehmen ist. Auch sind es nicht weithinwirkende Thaten, die ihn unsterblich machen; Körner fand nicht einmal Gelegenheit, an einer einzigen Schlacht

Theil zu nehmen, durch welche Deutschlands Befreiung von dem französischen Joche entschieden ward. Und doch war es von beiden ein großer Antheil, ja was noch schöner ist, als jene, so lange sie getrennt sind, eine innige, seltene Verbindung von hohem poetischen Sinn und edelm Heldengeist; der Drang des innern Schaffens, durch Aneignung des Herrlichsten geweckt, und rüstige Thatkraft, die das poetische Leben in That und Wandel umsetzt, hat diesem Jüngling einen so gefeierten Namen erworben, und ihm für immer die Unsterblichkeit gesichert. Daher gilt von ihm vorzüglich das obige Wort des geistreichen Richters, und die Verbindung von Leier und Schwert, die seinen Charakter symbolisch ausspricht, versetzt ihn in den Kreis der Barden, und ruft die Erinnerung an jene Dichter des Alterthums hervor, welche im muthigen Kampfe für's Vaterland das ausgesprochene Wort versiegelten.

Nicht anders konnte auch ein deutscher Jüngling so mächtig auf seine Nation, und namentlich auf seine Kampfgenossen wirken, als durch Vereinigung von hohem Dichtersinn und edelm Heldenmuth. Denn Deutschland ist reich an poetischen Talenten, die sich mit Körner messen durften, und Viele haben gesungen zu jenem großen Kampf; aber sie haben entweder den Muth nicht durch die That bewiesen und bewährt, oder sie sind, obwohl sie als würdige Kampfgenossen gestritten, ja vielleicht den Tod erkämpft haben, doch nur bei denen, die an ihrer Seite stritten, und bei den Ihrigen, für die sie lebten, unvergessen, da ihnen des Geistes Wort gemangelt, oder ein kräftigeres ihre Weisen übertönt hat. Körner aber hat sich zum Dichter gekämpft, so wie er sich zum Helden gedichtet hat. Darum ergriff nah und fern seine Begeisterung Aller Herzen, und pflanzte fort die Gluth des heiligen Vaterlandsgefühls; darum wirkte auch sein Tod, wie sein Leben, und wenn sein deutsches Lied erklingt, weckt auch sein Beispiel Heldenmuth in deutscher Jünglingsbrust.

Doch geht vor Vielen selbst die herrlichste Erscheinung, gleich einem bedeutungslosen Traum vorüber. Deshalb ist's der Besonnenen Pflicht, sie zu wecken, der Ueberlebenden Pflicht, durch belehrende Hinweisung auf des Geschiedenen Werth und Sinn sein Gedächtniß zu ei-

nem heilsam wirkenden Mittel geistiger Stärkung zu erheben, und ihm ein lebendiges Denkmal unsers Dankes in unsern Herzen zu errichten; denn des Vaterlandsvertheidigers köstliches Lebensblut ward auch für uns verspritzt. Der Verfasser dieser Schilderung glaubt diese Pflicht um so unpartheiischer erfüllen zu können, da er den Verstorbenen zwar persönlich kannte, aber nicht allzu nahe stand, und ihn auf seiner Laufbahn stets mit ernstem Antheil begleitete; im Uebrigen erlaubt er sich, die biographischen Notizen zu benutzen, die des Verewigten Vater dem Publikum kürzlich mitgetheilt hat.

Carl Theodor Körner stammte aus einer angesehenen und kunstsinnigen Familie. Er war den 31. September 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater, der Sohn des ehemaligen Superintendent D. Körner zu Leipzig, damals Chursächsischer Appellationsrath, hat sich als Schriftsteller im Fache der Staatswissenschaften und der Aesthetik, z. B. durch seine ästhetischen Ansichten, Leipzig 1808*), als Patriot durch seinen thätigen Eifer für die deutsche Sache ausgezeichnet, und ist im J. 1814 zum preußischen Staatsrath ernannt worden. In dem Kreise seiner Familie kehrten die ersten Künstler und Dichter Deutschlands ein; Schiller und Göthe nannte er seine Freunde, und sah sie oft in seinem Hause. Körners Mutter, deren Schwester die kürzlich verstorbene, als Pastellmalerin berühmte Fräulein Stock war, welche auch mit ihr im zweiten Theile von Göthes Leben erscheint, war die Tochter des bekannten Kupferstechers Stock in Leipzig. Sie und Körners Schwester, Emma, zeigten und übten in der Tonkunst und im Zeichnen ein schönes Talent. Heitre, gesellige Kunstliebe war die Seele der Familie, aus welcher Theodor Körner hervorging. Früherhin hinderte Schwächlichkeit die Ausbildung seines Geistes durch anhaltenden Unterricht; desto mehr fühlten sich seine Aeltern aufgefordert, ihn der Natur anzuvertrauen und für die Ausbildung seines Körpers vor Allem Sorge zu tragen. Und wie nun die Natur heilsam auf ihn einwirkte, und der Körper in angemessener Thätigkeit an Kraft gewann,

*) Ihm verdanken wir auch die neueste Ausgabe von Schillers Werken.

so wurde auch seine leicht aufzuregende Phantasie und sein warmes Gefühl, durch die schönsten und edelsten Gegenstände, die er in seiner Umgebung fand, fortdauernd beschäfftigt und angezogen. Die Gabe der schnellen und leichten Auffassung ersetzte den Mangel an Aufmerksamkeit, welcher aus der Lebhaftigkeit des Knaben entsprang. Im Unterricht verrieth sich seine Neigung zu dem Concreten durch Widerwillen gegen Sprachunterricht, und eine große Vorliebe für Geschichte und Naturkunde. Doch vor Allem liebte er die Kunst. Seine Versuche im Zeichnen und in der Erlernung mehrerer musikalischer Instrumente, von denen er nur der Guitarre treu blieb, die er auch mit seltner Fertigkeit spielte, verriethen ein großes Talent dazu. Vor Allem aber zog ihn die Dichtkunst an, deren deutsche Meister und Meisterwerke sein Geist zuerst in freundlicher Nähe betrachtete. Vorzüglich wirkten Schillers Balladen auf Körner ein.

Seine ersten Versuche in der Dichtkunst bestanden in scherzhaften Versen, an denen sich sein Trieb zu reimen zur Fertigkeit erhob; bald wurden sie ernster, und seine Eltern wollten dem spielenden Triebe, der sich in seinen Productionen mit großer Leichtigkeit offenbarte, keinen Zwang anlegen, weil sie wünschten, es möge sich seine Bestimmung durch eigne Neigung entscheiden. Unterdessen unterließen sie auch nicht, seinem muntern, wißbegierigen Sinn alle diejenigen Kenntnisse anbieten zu lassen, welche das Leben des wahrhaft Gebildeten nähren und ausschmücken. Seinen Unterricht empfing er theils in der Kreuzschule, theils durch tüchtige Privatlehrer. Zu letzteren gehörte auch der treffliche, in seinen besten Hoffnungen gestorbene Prof. Dippoldt in Danzig, welcher ihn in das Heiligthum der Geschichte einführte, aus deren Quelle Körner manchen Stoff für seine poetischen Versuche schöpfte. Mehr als Unterricht aber wirkte bei ihm der Umgang mit Gebildeten, sowohl im engen Familienkreise, als in jenen berühmten Abendgesellschaften des väterlichen Hauses, welche von vielen angesehenen Fremden häufig besucht waren, und an welchen er bald den lebhaftesten Antheil nahm. In jenem entwickelten sich die natürliche Offenheit, die zwanglose Fröhlichkeit und Gutmüthigkeit, die ihm immer eigen blieb, und die treue Anhänglichkeit des Knaben an seine Geliebten; in diesen bildete sich durch

die Regel eines feinen Umgangs sein Geschmack so vielseitig, und zu einem so leichten Tact für das Rechte in den Künsten aus, daß Körner späterhin nicht leicht in die Verschrobenheit mancher manierirten Künstler, oder in die Rohheit vieler sonst origineller Köpfe verfallen konnte. Auch war er, zwar fest in dem, was er einmal als Muster anerkannt und gewählt hatte, doch gegen das Urtheil Anderer nicht unempfindlich, — und dieses trieb ihn zu größern Fortschritten in seinen dichterischen Versuchen an. Vorzüglich aber wirkten auf den Knaben, nach dem Berichte seines Vaters, der jetzt russische Oberst von Pfuel, und der genialische Däne Oelenschläger, welcher im J. 1804 einige Zeit in Dresden verweilte. Schillern sah der Knabe in seinem zehnten Jahre, als dieser zum letzten Male in Dresden war.

Indessen ward es nöthig, für den zum Jüngling aufblühenden Knaben zugleich eine Bahn zu wählen, durch welche ihm seine künftige sorgenfreie Lage gesichert werden konnte. Am meisten empfahl sich dazu seinen Aeltern das Studium des Bergbaues, weil dieses ein freies poetisches Leben zu begünstigen, ja zu versprechen schien, und mit der angegebenen Vorliebe für die Naturwissenschaften am meisten in Verbindung stand. Zudem befand sich die in ganz Europa berühmte Akademie des Bergbaues in der Nähe, deren Director, Werner, des Vaters Freund war. Körner wurde also bis in sein 17tes Jahr zu diesem Ziele in dem älterlichen Hause vorbereitet. Im J. 1808 betrat er diese, seiner Neigung am meisten angemessene Bahn, und bezog die Bergakademie zu Freiberg. Die Empfehlungen seines würdigen Vaters und seine geistvolle Munterkeit verschafften ihm in den angesehensten Häusern, so wie bei seinen Lehrern die freundlichste Aufnahme. Mit poetischem Eifer ergriff er das bergmännische Studium; doch auch hier zog ihn das Praktische und Concrete mehr, als die Theorie an. Hier scheute er kein Hinderniß und keine Beschwerde, bis er in dem Bergmannsleben so einheimisch war, daß ihn die einförmige und dürftige Wirklichkeit weiter trieb. Indessen ging er auch späterhin noch gern auf kleinen Reisen als Bergmann gekleidet, hatte Bergwerksinstrumente bei sich, und viele seiner Gedichte zeigen, wie die Anschauung und Erfahrung jenes Lebens ihm vielfache Bilder und Symbole des Höhern darbot,

und von ihm poetisch gestaltet wurde. Nun zog ihn Chemie und Mineralogie näher an. Das Studium der letztern konnte er durch kleine Streifereien in Gebirgsgegenden fortsetzen und befördern, auf welchen er in Gesellschaft eines oder mehrerer Freunde sich vorzüglich wohl befand, und mit kühner Gewandtheit über steile Felsen kletterte, um merkwürdige Steine zu sammeln.

Hier lernte er auch die Freundschaft zum ersten Male kennen; unter den vielen Jünglingen, welche seine gutmüthige Lustigkeit an sich zog, schloß er sich vorzüglich einem edeln und gebildeten Jünglinge, Namens Schneider, an, dessen frühen Tod er in einem seiner Gedichte mit ergreifender Rührung feierte. So sehr ihm aber auch der freiere Umgang mit seinen Jugendgenossen gefiel, so gern kehrte er doch in die nahgelegene Heimath zu jedem häuslichen Fest zurück, genoß in vollen Zügen den erquickenden Anblick der seltnen Kunstschätze, welche jene in sich schließt, und labte sein Ohr an den meisterhaften Aufführungen der Kapelle, und der italienischen Oper. Von hier aus machte er auch einige größere Wanderungen und Reisen, z. B. zu dem reizenden Landsitze seiner Pathin, der Herzogin von Curland in Löbichau bei Altenburg, welche seinen Aeltern große Aufmerksamkeit erzeigt hatte, und ihn sehr gütig aufnahm und entließ; im Sommer 1809 eine Fußreise in die Oberlausitz und in das schlesische Gebirge, auf welcher Reise sein poetischer Sinn die mächtigen Eindrücke einer erhabnen Natur empfing, die ihn für das Leben hoch begeisterten. Wahrscheinlich ist er in dieser Zeit auch durch Lectüre zur Poesie mannigfaltig angeregt worden. Gewiß ist es, daß sein poetisches Talent von dieser Zeit an immer fruchtbarer ward, und daß es sich damals vorzüglich auf Gegenstände der Religion richtete, wie man es aus seinen geistlichen Sonetten sehen kann.

Nach geendigtem Cursus in Freiberg wünschte er Tübingen, und dann Berlin besuchen zu können. Sein Vater hegte dagegen den Wunsch, daß er in Leipzig, wo ihn die freundliche Aufnahme mehrerer Verwandten erwartete, wenigstens für kurze Zeit sich aufhalten möchte, welchem Wunsch Körner auch nachgab. So verließ er Freiberg nach einem fast zweijährigen Aufenthalte und ging

nach Leipzig im J. 1810. Vorher machte er noch eine kleine Reise nach Carlsbad, und hielt sich dann wiederum einige Wochen in Löbigau auf, wo er in Verbindung mit mehrern geistreichen Personen, welche die liebenswürdige Herzogin von Curland umgaben, eine Art poetischer Zeitschrift, unter dem Namen Theeblätter schrieb, welche aber blos in der Handschrift cirkulirten und für die dortige Gesellschaft bestimmt waren.

In den angenehmsten und angesehensten Cirkeln Leipzigs war Körner schon durch seine Familie empfohlen; noch größere Empfehlung aber verschaffte ihm sein musikalisches und poetisches*) Talent, welches er gern zur Erhöhung des geselligen Vergnügens und zur Erheiterung und Unterhaltung freundschaftlicher Kreise anwendete und übte. Mit Vergnügen erinnert sich seiner geistvollen Lebhaftigkeit eine Verbindung junger Männer in Leipzig, die unter dem Namen Makaria den Zweck hat, die Uebung und Ausbildung edler geistiger Fähigkeit auf heitere, gesellige, unterhaltende Weise zu befördern, und mehrere poetische Jugend-Scherze Körners werden in dem Archive derselben aufbewahrt.

Was die Fortsetzung seiner angefangenen Studien anlangt, so glauben wir kaum, daß es ihm damit wahrhafter Ernst gewesen. Körner wählte sich zwar mehrere Collegien und Privatstunden aus, welche die Philosophie, Geschichte, Natur- und Sprachwissenschaften betrafen, besuchte sie auch anfangs mit Eifer; aber sey es nun, daß er für seinen Geist nicht hinlängliche Nahrung in denselben zu finden glaubte, oder dieser, dem Concreten zugeneigt, für abstracte Untersuchungen zu wenig Sinn haben konnte, und überhaupt zu bewegt und unruhig war, um den gemessenen Gang der Wissenschaft geduldig zu ertragen, oder daß endlich die Unterbrechung seiner Studien durch äußere Zerstreuungen, welche vorzüglich seine Familienverbindungen herbeiführten, so wie auch durch den öftern Drang, poetische Pläne und Entwürfe auszuführen, ihm

*) Um dieselbe Zeit erschien die erste Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel Knospen (Leipzig, bei Göschen. 1810. 8.)

ihm die Lust benahm, jene fortzusetzen; — kurz es ist gewiß, daß sich Körner, wenigstens am Ende seines Aufenthalts in Leipzig, von dem eigentlichen Zwecke desselben ganz entfernt hatte, wenn er auch, wie wir bezweifeln, in Hinsicht auf seinen eigentlichen innern Beruf etwas gewonnen haben sollte.

Der Verfasser dieser Schilderung will den Eindruck, welchen Körner als Studirender auf ihn machte, wie er ihn an einem andern Orte kurz nach des Dichters Tode unbefangen geschildert hat, unverändert mittheilen. Körners Aeußeres war nicht gerade einnehmend. Ein schnell aufgewachsener, schmächtiger Körper, aber frisch und beweglich, langbeinige Statur, kleinliche Verhältnisse des sonst muntern Gesichts empfahlen ihn auf den ersten Anblick nicht vorzüglich; aber ein dunkelglänzendes, immer bewegtes Auge zog bei näherem Betrachten zu dem lebendigen Natursohne hin. In seinem Umgang zeigte sich ein deutscher gerader Sinn, ungemessen, oft sarkastisch in Ausdrücken, aber herzlich gegen jeden Hochgesinnten. Kleinliche Pedanterie und Verstellung haßte er tödtlich. Der Ton der Welt war ihm Zwang; um so mehr mußt' ihm der Umgang jugendlich-kräftiger Menschen gefallen, die ihn liebten, und welchen er sich so fest anschloß, daß er selbst ihre Rohheiten annahm und sich in den bizarresten Aeußerungen akademischer Freiheit sehr wohl gefiel. Dessen ungeachtet unterschied er sich von den meisten seines Umgangs durch eine früher erlangte Cultur und gleichsam angeerbte Kunstliebe und Begeisterung, welche sich in der gebildeteren Gesellschaft durch glückliche und pikante, nur, nach Jugendart, meistens zu stark ausgedrückte Einfälle, und durch ein ungemeines Talent poetischer Improvisation und Versification mitzutheilen liebte. Dabei widersprach die durch Uebung schon erworbene Politur und äußere Harmonie seiner poetischen Erzeugnisse seinem eignen Aeußern auf seltsame Art; sey es nun, daß er auch hier jugendlich renommirte, und in seinem Betragen für nachlässiger gelten wollte, als er eigentlich war, sey es, daß er die Beispiele großer Künstler und Virtuosen, die er im väterlichen Hause zu sehen vielfältige Gelegenheit gehabt, auch in Hinsicht der äußern Seiten und ihrer vielfältigen Bizarrerien, die man mit dem Verdienste oft

auf gleiche Weise zu bewundern pflegt, bewußtlos nachzuahmen strebte.

So anmaaßend und vernichtend oft seine Aussprüche über Literatur und Kunstproducte klangen, so empfänglich war er doch für jede gegründete und wohlgemeinte Belehrung: ja wo er nur einem Kunstfreund begegnete, der über flachen Dilettantismus erhaben war, da schloß sich auch sein Herz in großer, erwärmender Begeisterung auf.

Der Verfasser hatte früher einige seiner poetischen Versuche in der Jen. Lit. Zeit. beurtheilt, und ihm den Vorwurf gemacht, daß sein poetischer Ausdruck noch zu sehr „schillere"; er fand nicht nur das Wahre hierin, sondern bat den Verf. auch um die fernere Beurtheilung seiner poetischen Arbeiten. Dieser erkannte ihm die Fertigkeit einer leichten, wohlgefälligen Composition an, konnte aber doch nicht unterlassen, ihm zu bemerken, daß er in der Ballade und Romanze, welcher er sich damals vorzüglich widmete, auf romanhafte Situationen und Effecte ausgehe, mit fast kindischer Wohlgefälligkeit Romanzenstoffe (im Geist der vor Kurzem überall gesungenen und geleierten fantastisch dunkeln, unmotivirten und nothwendig schauerhaft endenden Romanze) aller Orten zusammentrage, und mit einem von dem Innern oft sehr abstechenden melodischen Gewande überkleide, für poetische Idee und Charakteristik aber dabei weniger besorgt sey. Der Verfasser suchte dieß insbesondere auf eine Ballade anzuwenden, die ihm Körner im ersten Entwurfe vorlas, und die er in dem poetischen Nachlaß Körners unter dem Titel Wallhaide wiedergefunden hat. Sie erinnert lebhaft an Bürgers Leonore.*)

---

*) Eben als der Verf. diese Schilderung vollendet, kommt ihm das Stück der Allg. Lit. Zeit. (Nro. 104. der Ergänzungsblätter z. J. 1815) in die Hände, in welchem ein einsichtsvoller Recensent den zweiten Theil von Körners poetischem Nachlaß beurtheilt. Der Verf. sieht hier nicht nur sein Urtheil bestätigt (Treuröschen und Wallhaide, heißt es, sind verunglückte Bürgerische Leonoren, gespenstische Nachahmungen, in welchen kein höherer Sinn liegt und die poetische Gerechtigkeit mangelt), sondern freut sich überhaupt, nach so vielerlei Lobreden, endlich auch ein Urtheil über Körners dichteri-

Ueberhaupt zeigte sich in den meisten seiner mir damals bekannt gewordenen Versuche nur das Talent, einzelne poetische Momente mit Gefühl und Wärme schnell und leicht in gebildeten, wohlklingenden Versen zusammenzustellen; aber meistens ergriff er nur romantische Schatten und Klänge statt des poetischen Geistes. Auch dieses strenge und unbefangen ausgesprochene Urtheil nahm er auf die gleiche Weise auf; doch konnte damals eine Erinnerung dieser Art keine tiefe Wirkung auf ihn machen, da er in jenes poetische Scheinleben voll glänzender, doch unstäter Jünglingsträume und Schattenbilder noch selbst zu sehr versunken war, und, dem ungebunden fröhlichen Umgange seiner Jugendgenossen nun fast ganz gewidmet, schon die Meinung zu hegen schien, man müsse, um genial zu seyn, sich des tiefern Studiums seiner Kunst entschlagen, und seinem Talente, wohin es auch führe, ganz vertrauen. Die Vernachlässigung wissenschaftlicher Studien konnte man ihm leichter vergeben, da er gewiß zum eigentlichen Gelehrten nicht geboren war, und nur dem Wunsche der für ihn besorgten Seinigen zufolge die Universität besuchte, um sich, gleichsam von den Wissenschaften umgeben, für ein bestimmtes Fach zu entscheiden, und dadurch sein bürgerliches Leben zu begründen. Aber zu sehr hatte ihn der Zauber der Poesie gefesselt.

---

schen Charakter zu finden, welches mit seiner in dieser Darstellung herrschenden Ansicht von demselben so zusammenstimmt, daß er dasselbe vollkommen unterschreiben mag, und den Lesern mitzutheilen sich nicht enthalten kann: „ein gefühlvolles Herz, eine regsame Phantasie, eine innere wache Neigung, auszusingen die Regungen des einen, und zu malen die Gebilde der andern: das ist die Ausstattung, die Körner von den Musen empfangen hatte. Keine neue, tiefe Einsicht in die Räthsel der Natur und des menschlichen Lebens und Seyns; kein üppiger Reichthum der Erfindung in Stoff und Form; kein rauschender Aufflug aus der Sinnlichkeit drückenden Fesseln in das freie Reich der Ideen, wie bei Schiller; wohl aber an den meisten Orten ein ungekünsteltes Wiedergeben der Eindrücke, die das edle Gemüth empfing; ein leichtes Aneignen von mancherlei fremden Formen zur Ausprägung eignen, müßigen Vorraths von Gedanken, und bisweilen ein zartes, ungemein ansprechendes Tonspiel, welches in sich selbst die Bürgschaft einer übersinnlichen Heimath trägt."

Inzwischen suchte er die vorräthige Zeit nach augenblicklicher Neigung auszufüllen. Seine akademischen Verbindungen aber rissen ihn zu jugendlichen Verirrungen hin, denen ein Gemüth von Ehre schwerer entgeht, und welche ihn nöthigten, die Universität zu verlassen. Ein Glück für ihn: denn er schwebte in Gefahr, in seinem Streben nach dem Höhern durch wüstes Treiben gehemmt, und in eine niedere Sphäre herabgezogen zu werden. Ja er mußte sich bei längerm Aufenthalte in diesem plan- und ziellosen Herumtreiben ganz verlieren, denn auch die Poesie, welcher er anhing, hatte für ihn noch nicht die Gestalt der Wahrheit angenommen.

Oeffentliche, die gesetzliche Ordnung und Ruhe störende Streitigkeiten und Kämpfe der Studirenden unter einander, zu denen sich Körner als Parteiführer gesellte, veranlaßten eine strenge Untersuchung, welche auf die Entdeckung von sogenannten Ordens-Verbindungen führte, die sich über mehrere deutsche Universitäten verbreitet hatten. Einige Hauptpersonen, Körner mit ihnen, wurden aus Leipzig verwiesen.

In Berlin, wo er nun (Ostern 1811) die naturwissenschaftlichen und andern Studien fortsetzen sollte, schienen sich diese Scenen wiederholen zu wollen. Allein ein Fieberanfall schwächte seinen Körper so, daß die Reise zu seinen Aeltern nach Karlsbad für heilsam gehalten wurde. Körner verließ daher schon im Sommer dieses Jahres Berlin wieder, und hielt sich einen Monat in jenem Bade mit seinen Aeltern auf.

Hierauf wünschte Körner nach Heidelberg zu gehen, um zugleich von da aus die Rheingegenden kennen zu lernen. Allein es lag dem Vater daran, den Sohn in eine Lage zu versetzen, wodurch auf einmal alle jene Verbindungen abgebrochen würden, die bei seinem feurigen Temperament einen nachtheiligen Einfluß auf ihn haben konnten. *)

---

*) Wir wollen jene Verirrungen, wie viele, besonders vornehme Gegner der Universitäten gethan haben, nicht als Grundfehler jeder Universität ansehen, da die bessere Seite durch

So gährend aber in dieser Periode Körners Leben war, so gefiel er sich doch stets in den zarten Fesseln der Frauenzucht, und wie sein jugendlich frischer und kräftiger Geist ihn vor aller kränklichen Sentimentalität und bittersüßer Schwermuth im Leben, wie in der Kunst bewahrte, und die Freude sein Element war, in dem er sich voll Kraftgefühl bewegte: so schützte ihn die Verehrung edler Frauen, sein natürlicher Schönheitssinn und eine gewisse Selbstständigkeit des Willens, welche Dichtern nicht immer eigen ist, vor allen andern Ausschweifungen, welche die Unschuld des Jünglings rauben, und an denen Körner niemals Theil nahm.

Um den Jüngling nun in eine Lage zu versetzen, in welcher er frei von jenen gefährlichen Verbindungen sich der höhern Ausbildung seines Geistes und seines vorzüglichen Talentes widmen könnte, beschloß der Vater, ihn in die glänzende Kaiserstadt Wien einzuführen, wo eine neue Welt sich ihm eröffnete. Sehr verständig erklärt sich letzterer über diesen Entschluß also. „Es trat hier ein besonderer Fall ein, wo allgemeine Regeln nicht ausreichen. Ein hoffnungsvoller Jüngling sollte auf einen höhern Standpunct gestellt, sein Gesichtskreis erweitert, und der Trieb zu neuen Fortschritten nach dem Ziele einer vollendeten Ausbildung in ihm belebt werden. Dieß alles erwartete der Vater aus mehreren Gründen von einem Aufenthalte in Wien, vorzüglich auch wegen mehrerer

---

den Mißbrauch edler Freiheit niemals aufgehoben werden kann. Jener unbeschränkte Blick über die Welt, welcher dem wahren Weisen und Gelehrten ziemt, jene Liebe zur Natur, und die durch keine Gewalt und Tyrannei gebeugte Liebe freier Sitten und der öffentlichen Gerechtigkeit, die dem Volkslehrer, dem Arzte und dem Rechtsgelehrten eignet, gründet und bildet sich nur in jugendlicher Freiheit am erfreulichsten: und darum eben zeigen sich unsere Universitäten als ein wahres Eigenthum und fortgepflanztes Vermächtniß des deutschen Volks, des freiheitliebendsten unter den Völkern. Nur der rohen Verletzung fremder Freiheit, der Störung nothwendiger Ordnung wirke der Staat mit Ernst und Weisheit entgegen. — Von Körner aber galt des Dichters Wort:

Gönne dem Jüngling zu spielen, in wilder Begierde zu toben;
Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.

angenehmer Verbindungen, in welchen er mit bedeutenden und interessanten Männern daselbst stand. Mit dem August 1811, als der Zeit, da Theodor Körner in Wien eintraf, begann für ihn eine entscheidende Periode. Er fand sich in einer neuen Welt voll frischen jugendlichen Lebens, fühlte sich in der glücklichsten Stimmung, verlor aber dabei die Besonnenheit nicht. Ohne die Gelegenheiten zu geistreichem Umgang zu versäumen, oder sich die edleren Genüsse zu versagen, die sich ihm darboten, widmete er einen großen Theil des Tages ernsten Studien, und war besonders fruchtbar an dichterischen Productionen. Ungestört und mit Einverständniß seines Vaters konnte er sich nunmehr dem innern Triebe zur Poesie überlassen, da ihm äußersten Falls die in Freiberg erworbenen Kenntnisse eine unabhängige Existenz für die Zukunft sicherten. Was der Vater verlangte, war nicht die Vorbereitung zu einem besondern Geschäfft, sondern die vollständige Ausbildung eines veredelten Menschen. Denn nur einen solchen hielt er für berechtigt, sein Inneres als Dichter laut werden zu lassen. Auch erkannte der Sohn besonders die Nothwendigkeit gründlicher Kenntnisse in der Geschichte, so wie in alten und neueren Sprachen. Bei dem historischen Studium war indessen oft eine poetische Nebenabsicht, indem zu irgend einem dramatischen Werke Materialien aufgesucht wurden."

So viel Schönes und Väterliches sich in dieser Denkweise offenbart, so wenig mochte Körner selbst bei seinem Leben in Wien noch einen andern Zweck verfolgen, als sein poetisches Talent in volle Thätigkeit zu setzen, und dieses um so mehr, da die mißlungenen Versuche, sich die ernstern Wissenschaften anzueignen, seinen Ehrgeiz, und dieser wiederum seine entschiedne Neigung für die Poesie kräftig anregen mußten.

Die Bühne versprach ihm jetzt den ausgebreitetsten Ruf. Von Wien aus hörte man bald mit rauschendem Lobe Körners Namen nennen. Mehrere dramatische Producte, welche er dort schnell hintereinander auf die Bühne brachte, hatten die Aufmerksamkeit des Publikums auf den unbekannten Jüngling gezogen. Einige empfahlen sich als artige Kleinigkeiten, wie der überall gern gesehene grüne Domino und die Braut, welche auch in Hin-

sicht auf die Beschränkung des Personals als Seitenstücke angesehen werden können. Sie, und eine kleine Posse, der Nachtwächter, kamen im Januar 1812 auf die Bühne. Nachher dichtete er noch drei kleine komische Stücke, nämlich den Vetter aus Bremen, den Wachtmeister und die Gouvernante, von welchen das erstere, als das unterhaltendste, den meisten Beifall verdient. Indessen zeigt sich in allen diesen Lustspielen bei weitem mehr Laune als Witz, und bei der ernsten lyrischen Wendung, welche sein Gemüth in der Poesie vielleicht schon früher durch Schillers Einwirkung genommen hatte, fällt auch sein komischer Dialog oft etwas breit und gedehnt aus; seine Intriguen haben nicht die Feinheit und Nettigkeit der dramatischen Spiele von Stoll und Conteßa, die Charaktere sind etwas flach, und seine Scherze tragen noch den Stempel eintöniger Lustigkeit.

Mehr aber strebte sein Sinn zu dem heroischen Trauerspiel hin, da er der lyrischen Kraftsprache mächtiger war, und sein Gemüth im Leben nach Heldengröße suchte und dürstete. Einen früheren Plan zu einem Trauerspiele, Conradin, gab er, wie uns sein Vater erzählte, selbst wieder auf. Manches, setzt dieser hinzu, worauf ihn der Stoff führte, konnte vielleicht bei der Censur Anstoß geben, und ihm war gleichwohl darum zu thun, seine Werke auf das Theater zu bringen. Nicht undeutlich leuchtet daraus hervor, wie Körners Streben damals auf äußern Effect gerichtet war, und sich bei seinen Hervorbringungen durch Rücksichten bestimmen ließ, von welchen die geniale Begeisterung nichts weiß. Nach diesen gab ihm eine originelle Erzählung Heinrichs von Kleist, die Verlobung in Domingo, zu seinem Drama Toni (in 3 Acten) Veranlassung. — Es ist zu bezweifeln, daß jener Stoff durch eine solche Bearbeitung gewinnen konnte; auch ist der hinzugefügte Schluß dem Geist jener Erzählung ganz widersprechend. Diesem Drama, welches, wie die meisten dramatischen Werke Körners, erst nach dessen Tode bekannter geworden ist, folgte die Sühne (in einem Acte), durch Werners furchtbaren 24sten Februar veranlaßt. Was ihm aber hauptsächlich einen theatralischen Ruf erwarb, war die Bearbeitung eines vielgepriesenen ungarischen Nationalstoffs, der die bewundernswürdigen Thaten des Patriotismus in der alten Welt in die Erin-

nerung zurückruft, ja fast verdunkelt; wir meinen die Geschichte des sogenannten ungarischen Leonidas, Zriny, der im sechszehnten Jahrhundert sich und die Seinen samt der ihm von seinem Kaiser anvertrauten Festung in die Luft sprengte. Es war dieser Stoff, selbst in Hinsicht seines Publikums, eben so glücklich gewählt, und an seltenen und auffallenden Situationen reich, als er ihn, vorzüglich im Einzelnen, kräftig auszuführen wußte. Besonderes Lob verdienen die Partien, in denen Heldensinn und Liebe im Kampfe erscheinen; beiden hat der Dichter eine kräftige Stimme verliehen. Gewiß ist es auch, daß er in der poetischen Bearbeitung dieses Stoffs seine Vorgänger*) weit übertroffen. Die Aufnahme dieses Stücks, welches auf dem Wiener Theater mit allem möglichen Glanz gegeben wurde, und durch das Aufsprengen der Festung ein auf der Bühne noch nie gesehenes Schauspiel darbot, war ungewöhnlich. Der Dichter selbst wurde bei der ersten Darstellung desselben hervorgerufen, in größere Cirkel zugezogen, und verdankte diesem Beifall die Stelle eines Hofdichters**) in Wien.

Zu diesen Aufmunterungen seines Talents kam noch die edle Gluth des Jünglings für ein liebenswürdiges

---

*) Man vergleiche nur Pyrkers Zriny in dessen historischen Schauspielen. Wien 1810. Wir möchten wissen, ob Körner diesen Vorgänger gekannt hat.

**) Körners Vater äußert sich hierüber also: In Deutschland kennt man nur eine einzige Stelle, die einem Dichter für die Ausübung seiner Kunst eine unabhängige Existenz verschafft, und diese wurde dem jungen Körner zu Theil. Durch die mit dieser Anstellung verbundenen Vortheile wurde ihm ein hinlängliches Einkommen gesichert. Körner galt unter seinen Bekannten damals für einen Günstling des Glücks, und gleichwohl hatte er nie über Neid und Kabale in seinen theatralischen Verhältnissen zu klagen. Durch anspruchslosen Frohsinn und kleine Gefälligkeiten stand er fast mit allen Kunstgenossen (hierunter sind wahrscheinlich die übrigen in Wien angestellten Hoftheaterdichter gemeint) im besten Vernehmen. Bei der Aufführung seiner Stücke war der Eifer unverkennbar, mit dem die vorzüglichsten Mitglieder des Theaters ihr ganzes Talent für eine gelungene Darstellung aufboten.

weibliches Wesen,*) Diese Liebe, der reiche Genuß der Kunst und des höhern geselligen Lebens in jener Kaiserstadt, endlich auch die Reize ihrer Naturumgebungen, die er durch einen Sommeraufenthalt in Döblingen, einem freundlichen Dorfe bei Wien, so wie durch eine Reise nach Regensburg, wohin er einen Freund begleitet hatte, näher kennen lernte: alles dieses berauschte sein Gemüth mit hohen Gefühlen, und brachte manches poetische Erzeugniß an das Licht.

Außer den schon oben angeführten theatralischen Stücken schrieb er noch das ernste Drama, Hedwig, welches zwar ebenfalls nicht ohne kräftige Situationen ist, aber bei weitem weniger ein dramatisch zusammenhängendes Ganzes bildet, als das eben genannte, und durch das zu sehr hervorstechende Streben zu erschüttern und zu überraschen mehr abstößt, als es gefallen hat, ferner das Trauerspiel Rosamunde, dessen Stoff aus der englischen Geschichte des 12ten Jahrhunderts genommen ist. Das letztere Stück hat ohnstreitig mehr poetischen Werth, und zieht durch die Mannigfaltigkeit pathetischer Situationen, so wie durch die sanft hervorstechenden Charaktere Rosamundens und Richards an. Ferner vollendete er eine früher angefangene Oper, die Bergknappen, schrieb noch zwei Opern, das Fischermädchen oder Haß und Liebe und den vierjährigen Posten, und begann eine andre, die Rückkehr des Ulysses, welche er für Beethoven bestimmte. Sein letztes theatralisches Werk von der ernstern Gattung war, wie wir von seinem Vater erfahren, Joseph Heidrich, wobei eine wahre Begebenheit — die Aufopferung eines braven österreichischen Unterofficiers für seinen Lieutenant — zum Grunde lag.

---

*) Daß die ungeschwächte Jugendkraft, fährt Körners Vater fort, mitten unter den Gefahren einer verführerischen Hauptstadt nicht verwilderte, war vorzüglich das Werk der Liebe. Ein holdes Wesen, gleichsam vom Himmel zu seinem Schutzengel bestimmt, fesselte ihn durch die Reize der Gestalt und der Seele. Körners Eltern kamen nach Wien, prüften und segneten die Wahl ihres Sohnes, erfreuten sich an den Wirkungen eines begeisterten Gefühls, und sahen einer schönen Zukunft entgegen, als jenes glückliche Ereigniß den Zeitpunct zu beschleunigen schien, der das liebende Paar vereinigen sollte.

Alle diese Erzeugnisse*) und viele lyrische Gedichte wurden in der kurzen Zeit seines Aufenthalts in Wien hervorgebracht. „Er würde dieß, wie jener Berichterstatter bemerkt, nicht haben leisten können, wenn ihm nicht eine große Leichtigkeit der Versification zu statten gekommen wäre, die er sich durch die häufigen frühern Uebungen erworben hatte. Die Aufsuchung historischer Materialien und die Entwerfung des Planes zu theatralischen Werken kostete ihm allemal die meiste Zeit. Zur Ausführung eines größern Werks bedurfte es nur einiger Wochen, aber bei völliger Zurückgezogenheit und ununterbrochener Anstrengung, wobei ihm jener Sommeraufenthalt auf dem Lande vorzüglich günstig war."

Im Ganzen aber glauben wir zu bemerken, daß es Körners theatralischen Stücken gerade an dem fehlt, was man die dramatische Entwickelung nennt, und ohne welche poetische Situationen, so auffallend und anziehend sie seyn mögen, und die kräftigsten lyrischen Ergießungen nur einzeln stehen, und nimmermehr ein die Aufmerksamkeit lange fesselndes Ganzes bilden. Auch war Körner gewiß zu leidenschaftlich, und das lyrische Bestreben in ihm zu vorherrschend, als daß er wenigstens damals dieselbe hätte gewinnen können, da sie nicht ohne Ruhe und Selbstbeherrschung möglich ist. Nicht minder mangelt seinen Charakteren Originalität und Tiefe. Was aber alle seine Dramen vor den seiner jüngern Zeitgenossen vortheilhaft auszeichnet, ist eine kräftige Diction ohne Verkünstelung und Manier, melodischer Wohllaut seiner Verse ohne leeres Reimgeklingel, Sentenzenfülle und Energie des Ausdrucks ohne Schwulst und andere Verschrobenheit.

Indessen glaubten manche Kritiker seiner ernsten Dramen, er suche Schillers hohes Pathos mit Kotzebue's

*) Von seinen dramatischen Werken erschienen zuerst die von ihm selbst im Anfange des J. 1813 (Wien, bei Wallishausser) herausgegebenen dramatischen Beiträge, erster Band, in welchem Toni, die Braut, der grüne Domino und der Nachtwächter enthalten ist. Ein zweiter ist dem Verf. dieser Schilderung nicht zu Gesicht gekommen. Ein dritter, Zriny und Rosamunde enthaltend (Wien 1815), scheint dem ersten Theile des poetischen Nachlasses nachgedruckt zu seyn.

beliebter Theaterpraxis zu verbinden. Vielen seiner Freunde bangte für den Dichter und vor der Richtung, welche sein Talent hier so leicht nehmen konnte. Aufgefordert von einem großen, nach materiellem Theatereffect so sehr begierigen Publicum, thätig zu seyn, und von Zeit zu Zeit etwas Neues für dessen Bühne zu liefern, — da er bis jetzt nur im Gebiete des Lyrischen einheimisch, ohne große und tiefe Kenntniß der Welt, reiche Erfahrung, ohne den scharfbeobachtenden Blick in die verschiedenen Kreise der Menschen und in den weiten Umkreis der Geschichte war, in welche der dramatische Dichter seine magische Beleuchtung so gern fallen läßt, wenn er die Geister mit mächtigem Rufe citirt und Charaktere schafft: — Alles schien für einen wahren Ruhm mehr als bedenklich zu seyn. Gefährlicher noch schienen die starken Räucherungen, welche dem aus der Dunkelheit hervorbrechenden Talent von niedrigen Schmeichlern gewöhnlich gespendet zu werden pflegen; um so mehr, je jugendlicher Körners Gemüth, und je freier es von aller Verstellungskunst war. Bestätigt wurden diese Besorgnisse durch einige Aeußerungen tieferer Kenner, welche auch in jenem, das meiste Aufsehen erregenden Werke Körners nur sein lyrisches Talent, bekleidet mit dem äußern Schmucke des theatralischen Cothurns, in dem brillanten Feuer der Wiener Theaterkunst auffliegen sahen.*) Allein die Scheinbilder poetischen Lebens befriedigen nicht den kräftigen Lebensdrang, und die Leere, welche ein stetes Herumschweifen in Klängen und Bildern, und die Schwelgerei der Gefühle zurückläßt, mußte den kräftigern Geist zu einem lebendigen Verlangen nach Verwirklichung seiner ritterli-

*) Eben so urtheilte später der oben angeführte Kunstrichter: „In Wien kann man eigentlich sehen, was Theatereffect ist; ein empfänglicheres, von den Bretern herab ergötzbareres und rührbareres Publikum gibt es nicht. Körner mußte sich bei seinem Talent für die Poesie, das mit Leichtigkeit in allen Richtungen auslief, bald versucht fühlen, dergleichen Effect hervorzubringen. — Der Weg, auf welchem wir Körnern hier antreffen, führt offenbar zur Vielschreiberei für die Bühne, die ewig Neuigkeiten verlangt. Das rührende Drama ist ihre fruchtbarste Quelle, wie wir an den bekannten Vielschreibern sehen. Ob die literarische Kritik ihm diesen Weg verleidet haben würde, ist ungewiß; die Erfahrung lehrt, daß sie wenig über die vermag, denen der Haufe zuklatscht."

chen Ideale aufregen. Ob also gleich diese Periode die glänzendste in Körners äußerm Leben zu seyn schien, so konnte doch der in sich selbst noch schwankende, nach außen vielfach getriebene Geist in ihr noch keine Befriedigung gewinnen. Körner hatte den festen Zielpunct seines Wirkens hier noch nicht gefunden. Wie konnte er das Leben in fremden Handlungen bilden und darstellen, in welchem er selbst noch nicht einheimisch geworden? Wie leicht wäre der hochaufstrebende Jüngling unter die Lieblinge des großen Publicums herabgesunken, mit denen er keinen Ruhm zu theilen verlangte. Zudem war Körners Geist nicht für ein müßig beschauendes Leben, sondern für eine männlich rüstige Thätigkeit geboren, in welcher er ein hohes Ideal verwirklichen sollte. Sein guter Genius rief ihn warnend in die Bahn der Thaten.

Ein neues Morgenroth brach von Osten über Deutschland an. Mächtig und herrlich klang der Ruf von Preußens Söhnen, die sich für Freiheit und Vaterlandsruhm dem Tode weihten. Mächtig drang auch in Körners Brust der Ruf, und der hochgesinnte Jüngling, der schon längst die Schmach seines Vaterlands mit bitterm Weh empfunden, säumte keinen Augenblick, die deutsche Leier mit dem deutschen Schwerte zu vertauschen. Wie dieß sein freiheitathmender Sinn für seine ernste Pflicht gehalten, und wie er die Feigheit am Jüngling und Mann verabscheute, das sprechen mehrere seiner kräftigen Lieder aus, mit denen er damals und nachher die Herzen seiner Brüder und Kampfgenossen hoch beseelte (z. B. das kräftige Lied: Männer und Buben). Vorzüglich rührend drückt diese Gesinnung auch die Stelle eines Briefs an seinen Vater aus, welcher zugleich unsere früheren Aeußerungen bestätigt: „Deutschland steht auf; der Preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen, durch seine kühnen Flügelschläge, die große Hoffnung einer deutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr würdiger Jünger seyn. — Jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann; jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es, bei Gott, ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sey für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. — Eine große Zeit will große Herzen, und

fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe seyn zu können in dieser Völkerbrandung — ich muß hinaus und dem Wogensturm die muthige Brust entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? — Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen, — Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel, daß aber dieß Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundschaft und der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf." Wem sollten nicht bei diesen Aeußerungen des Heldenjünglings, der ohne äußere Aufforderung, und lediglich dem innern Triebe folgend, diesen ernsten Entschluß faßte, die Worte seines Juranitsch (in Zriny) einfallen, die er so schön verwirklichte:

Ich möchte untergehen wie ein Held
im frischen Kranze meiner kühnsten Liebe!"

Er verließ mit fröhlichem Jugendmuthe seine so glücklichen Verhältnisse, so manches ihm geliebte Herz, und zog den Rüstungen in Schlesien entgegen.

Sein Aufenthalt in Wien hatte ihm in mehreren Formen der Poesie sich zu üben Gelegenheit gegeben, und manches neue Band ihn mit dem Leben verbunden. Jetzt aber, in der Laufbahn des Kriegers, jetzt fand er das Ziel des thatendurstigen Strebens, und hochherzige Freunde, die mit ihm wetteifernd sich verbanden auf Leben und Tod. Hier fand er die ernste Beschäfftigung, hier den Stoff lebendiger Gesänge, den wahren Sinn der Poesie, welche die ernste Zeit verlangte: und der Sturm der Thaten, der ihn umbrauste, tönte kräftig zu dem männlichen Liede. Die besten, kräftigsten und wahresten seiner Lieder hat er in dieser Periode hervorgebracht.

Als er im März 1813, mit guten Empfehlungen versehen, in Breslau ankam, sah er mit Wonne, wie von allen Seiten und von den verschiedensten Provinzen her so viele gebildete, für Deutschlands Freiheit glühende Jünglinge der deutschen Freischaar zueilten, die der Ma-

jor von Lützow unter preußischem Schutze errichtete; und da er für den Dienst zu Fuß sowohl durch seine frühern mineralogischen Wanderungen, als durch öftere Uebungen im Schießen vorbereitet schien, so entschloß er sich am 19. März 1813 in das Corps der Lützowschen Büchsenjäger einzutreten, und wurde mit denselben einige Tage darauf in der Kirche von Rochau, einem Dorfe nicht weit von Zobten, feierlich eingesegnet. Hier fand er mehrere seiner früheren Freunde wieder, und erwarb sich durch seinen glühenden Eifer für die deutsche Sache, der keine Anstrengung scheute, und allen Gefahren mit jugendlich fröhlichem Muth entgegen sah, durch die Würde seines Betragens, durch die treue Anhänglichkeit an seine Freunde, die Achtung und Liebe seiner Waffenbrüder. Am meisten aber wirkte er auf sie, und von hier aus auf alle deutsche Kämpfer durch die kriegerischen Gesänge, welche seiner Brust entströmten. Durch sie ward jener patriotische Enthusiasmus befördert und weit verbreitet, der selbst die Söhne der Musen in Söhne des Mars verwandelte, und durch welchen der deutschen Nation Vieles und Großes gelang. Gewiß hat Körner durch dieselben, namentlich auf die höhern Classen, welche sich zu diesem Kriege ermannten, eben so sehr gewirkt, als im siebenjährigen Kriege der preußische Grenadier. Was sie vorzüglich empfahl, und aus der Menge der in und durch diesen Krieg erzeugten Gedichte hervorhob*), war nicht allein die natürliche Kraft der Gedanken und das glühende patriotische Gefühl, sondern auch die damit verbundene und in dieser Verbindung noch tiefer eindringende musikalische Kraft seiner Kriegslieder, vermöge deren sie gleichsam die Melodie schon in sich enthalten, oder sich doch den schönsten und reichsten Melodieen glücklich und leicht anschließen.

Nicht lange nach jener feierlichen Einsegnung, zu welcher Körner selbst, wenn wir nicht irren, ein geistli-

*) Daß wir von dieser Menge namentlich die originell kräftigen Gedichte eines Freimund Raimar, Max von Schenkendorf rc. ausschließen, versteht sich von selbst. Auch gehören dieselben ganz verschiedenen Gattungen an, und sind größtentheils für den Gesang nicht bestimmt.

liches Lied, nach der Melodie: eine feste Burg ist unser Gott ꝛc. gedichtet hatte, rückte das Corps in Sachsen ein, (Anfang des April 1813). Körner, welcher kurz vorher die Stelle eines Oberjägers erhielt, begleitete den Major von Petersdorf, der die Infanterie des Lützowischen Corps kommandirte, auf einer Geschäfftsreise, und kam noch früher als das Corps in Dresden an, wo er seinen Aufruf an die Sachsen schrieb. Hier erhielt er die Segnungen seiner Familie, die ihn nicht wiedersah.

Von hier zog er mit seinem Corps nach Leipzig, ob sich ihm gleich eine vortheilhafte Gelegenheit anbot, unter andern militärischen Verhältnissen an dem Feldzuge Theil zu nehmen. Allein die Freunde, die er unter jenem gefunden, die Aufmerksamkeit, mit welcher Vorgesetzte und Niedere einmüthig ihn beachteten, und selbst die Idee, welche bei Errichtung dieses Corps waltete, waren seinem Herzen zu theuer, als daß er dasselbe hätte verlassen sollen, wenn auch schon manches geschah, was sich mit jener Idee nicht wohl vereinigen ließ. Seine treue Anhänglichkeit für diesen Verein, die sich fast in allen seinen Liedern aus dieser Zeit zu Tage legt, wurde ihm dadurch belohnt, daß er noch in Leipzig durch die einstimmige Wahl seiner Kameraden zum Lieutenant erwählt wurde.

Hier sah ihn auch der Verfasser wieder. Ein männlicher Ernst gab seinem Wesen eine festere Haltung; er war noch immer jugendlich lebhaft, aber concentrirter sein Auge, klarer sein Blick. Vor ihm schien stets das hohe Gebild der deutschen Freiheit zu schweben, den er unverrückt ins himmelsvolle Auge sah; hinter sich warf er einen tröstend milden Blick auf die verlassenen Lieben, deren Bild er lebendig im Herzen trug, und sein ganzes Wesen schloß sich auf, wo ihm auf seiner Bahn Freundschaft, Kunstsinn und Freiheitsbegeisterung sich nahte. Die Leier diente seinem vollen Herzen, und tiefergreifend war des jugendlichen Barden Anblick, wenn er mit kriegerischer Wollust den Lieblingsgesang anstimmte. *) Aber eben so

*) Wir meinen das kräftige Kriegslied von Fr. Lange, in welchem es heißt: Es braust der Sturm, es wogt das Meer ꝛc. und welcher mit einer eben so erhebenden Melodie begleitet ist.

eifrig lernte er die Signale der Hörner, und besorgte mit pünctlichem Eifer den Kriegsdienst.

Die Bestimmung des Lützowschen Corps, im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen, und das Volk in Thüringen, Hessen und Westphalen in Aufstand zu bringen, wurde durch Schuld und Unglück vereitelt. Früher wurde vergebens ein anderes fliegendes Corps erwartet, welches mit dem Lützowischen vereint vordringen sollte. Als man dessen ungeachtet vordringen wollte, rückte schon die feindliche Uebermacht heran, welche die leichten Truppen der Verbündeten zurückdrängte. Späterhin war das Corps beständig getrennt, indem beim Rückzuge der Verbündeten nach der Schlacht bei Großgörschen ein Theil der Fußjäger, welche vorher in Leipzig gestanden hatte, nach Schlesien zurückging, Lützow aber sich hierauf dem Wallmodenschen Corps zu nähern suchte, und mit diesem bei Lenzen über die Elbe ging, die Franzosen in einem kühnen Gefechte bei der Göhrde (12. Mai) zurückdrängte, aber schon am 13. Mai wieder über die Elbe zurückgehen mußte. Indessen so die Cavallerie allerhand Streifzüge machte, blieb ein Theil des Fußvolks unter der Führung des Majors von Petersdorf in unruhiger Thatenlosigkeit an der Elbe stehen, und erhielt, während der Landsturm im nördlichen Deutschland organisirt wurde, aus den Hülfsmitteln des linken Elbufers Verstärkung.

Diese quälende Unruhe ergriff auch den begeisterten Körner. Und da er als Mitglied einer Commission, welche von dem Major von Petersdorf beauftragt war, die westphälischen Civilbehörden zur thätigen Mitwirkung für eine raschere militärische Organisation anzuhalten, der Cavallerie nach Stendal folgte, und dort erfuhr, daß Lützow mit seiner Cavallerie und einigen Cosaken einen Streifzug nach Thüringen zu machen beschlossen, so ergriff er die Gelegenheit, sich der drückenden Ungeduld zu entziehen, welche bei seinem Thatendurst ihm täglich peinigender wurde, und erbot sich, den Major, der ihn sehr gern in seiner Nähe sah, auf diesem Zuge zu begleiten.

Als Lützows Adjutant nahm er an jenen kühnen Unternehmungen Theil, durch welche sich die tapfre Schaar dem

dem Feinde im Rücken so gefürchtet machte, daß er mit innerm Grimm ihren Untergang beschloß.

Der Waffenstillstand rettete das Corps des Herzogs von Padua, welches von einem russischen unter dem General Woronzow, und einem Theile der Lützowischen Infanterie in Leipzig eingeschlossen war; aber den kühnen Begleitern Lützows, der sich auf die erhaltene Nachricht von demselben mit seinen Reitern aus dem sächsischen Voigtlande zurückzog, um sich wieder mit seiner Infanterie zu vereinigen, brachte er, trotz der Versicherungen, die man ihnen gab, verrätherischer Weise das Verderben. Die Würtembergischen Truppen unter Normann wurden zu diesem Unternehmen benutzt. Bei Kitzen, einem Leipzig nahe gelegenen Dorfe, stellte sich der Feind mit Uebermacht entgegen.

Hier lassen wir den Vater Körners seines Sohnes Unfall selbst erzählen. Theodor Körner wurde als Parlamentär abgeschickt, um eine Erklärung darüber zu verlangen; aber statt aller Antwort hieb der feindliche Anführer (?) auf ihn ein, und von allen Seiten begann in der Dämmerung der Angriff auf drei Schwadronen der Lützowschen Reiter, ehe diese noch den Säbel gezogen.*) Ein

---

*) Zur Ergänzung des Obigen theilen wir die von einem Augenzeugen und zuverlässigen Berichterstatter uns freundlichst mitgetheilte einfache Nachricht von dem Ueberfall bei Kitzen mit. —

„Die erste Nachricht vom Waffenstillstand erfuhr der Major v. Lützow bei dem Angriff auf Hoff durch den Oberstlieutenant v. Vincenti, der die baierische Besatzung befehligte. —

Der vom König von Preußen abgeschickte Officier, der dem Major die officielle Anzeige von dem Waffenstillstand machen, und ihm den Befehl zum Rückzug über die Elbe bringen sollte, wurde auf Befehl Napoleons durch Berthier mehrere Tage in Dresden aufgehalten, und nicht eher entlassen — als bis das Bubenstück ausgeführt war.

Um nicht im Geringsten etwas zu versehen, und vielleicht durch kleine Handlungen der großen Sache zu schaden, zog

Theil wurde verwundet und gefangen, ein Theil zerstreut; Lützow selbst rettete sich mit dem Vortrab. Unsern Körner hatte der erste Hieb in den Kopf verwundet, ein zweiter leicht verletzt. Er sank zurück, raffte sich aber sogleich wieder auf, und sein tüchtiges Pferd brachte ihn glücklich in den nächsten Wald. Hier war er eben beschäfftigt, mit Hülfe eines Cameraden sich seine Wunden für den ersten Augenblick zu verbinden, als er einen Trupp verfolgender Feinde auf sich zureiten sah. Seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht, und in den Wald hinein rief er mit lau-

---

sich demohnerachtet der Major Lützow, auch ohne vorläufige Anzeige des Waffenstillstandes, nach den vom Major v. Vincenti ihm mitgetheilten und durch sein Ehrenwort bekräftigten Bedingungen zurück. Und zum Beweis, daß die kleinen Neckereien alle blos geschehen, weil man nichts vom Waffenstillstand gewußt, schlug er den Weg wieder ein, den er gekommen war, sonst hätte er leicht durch Böhmen sich sicher zurückziehen können. Von Sachsen aus ward ein Marschcommissär mitgegeben, der das Corps führen sollte; — um seiner Ehre willen wollen wir glauben, daß er nichts von dem Bubenplan wußte. —

Als sich französische und würtembergische Cavallerie, unter Fournier und Normann, mit Infanterie näherte, das Ganze von (Ferret oder Ferrier) commandirt, gab letzterer General sein Ehrenwort, daß sie in keiner feindseligen Absicht kämen, sondern ihr Marsch führe sie an uns vorbei, um nach Leipzig zu marschiren. — Hierauf ward bei Todesstrafe befohlen, weder eine Waffe zu ziehen, noch ein böses Wort gegen den Feind auszustoßen, der ohngefähr sieben mal stärker war. Dieserhalb ward auch zu zweien abgebrochen, und singend zog die kleine Anzahl ihren Weg. — Als die Truppen dennoch in Kitzen aufmarschirten, und sich durch das hohe Getraide in die Ebene zogen, und uns so in ein Defilee einzuschließen gedachten, ward Körner vorgeschickt, um zu fragen, was diese Bewegung bedeute. Als er sich dem ersten Zuge näherte, hieb der Officier, der ihn commandirte, Körnern über den Kopf; — eine ehrenvolle That, da letzterer ohne Waffen war, und gleich durch den ersten Hieb (er trug eine Mütze) besinnungslos ward."

So weit unser Gewährsmann. Das Uebrige ist durch die Erzählung des Vaters Körners hinlänglich beglaubigt.

Anm. des Herausg.

ter Stimme; „die vierte Escadron soll vorrücken!" Die Feinde stutzten, zogen sich zurück, und ließen ihm Zeit, sich im Dunkel tiefer in das Gehölz zu verbergen. Der Schmerz der tiefern Wunde war heftig, die Kräfte schwanden, und die letzte Hoffnung erlosch. Für diese Situation dichtete er sein bekanntes Sterbe-Sonett.

In den ersten Stunden der Nacht hörte er von Zeit zu Zeit die verfolgenden Feinde, die in seiner Nähe den Wald durchsuchten; aber nachher schlief er ein, und beim Erwachen am andern Morgen sah er zwei Bauern vor sich stehen, die ihm Beistand anboten. Sie waren durch einige seiner treuen Cameraden aufgefordert worden, ihn im Walde aufzusuchen, fanden ihn durch starken Blutverlust sehr entkräftet, verschafften ihm stärkende Lebensmittel, und führten ihn auf abgelegenen Wegen heimlich nach dem Leipzig näher liegenden Dorfe Großzschocher, ohngeachtet sich ein feindliches Commando daselbst aufhielt. — Hier wurde er, wiewohl die feindlichen Reiter ihm scharf nachspürten, (besonders da er eine nicht unbedeutende Casse seines Corps bei sich hatte), glücklich verborgen, und ein geschickter Landwundarzt verband ihm seine Wunden. Von da schrieb er an einen Freund in Leipzig, welcher, trotz des strengen Verbots gegen alle Verheimlichung feindlicher Personen und Effecten, ihn verkleidet in die Vorstadt brachte.

Und wie damals in der hülfreichen Stadt Alles sich beeiferte, das Entkommen der gefangenen und versteckten Jünglinge dieses unglücklichen und durch schändlichen Verrath zerstreuten Corps zu befördern, (was den Bewohnern derselben nicht hoch genug angerechnet werden kann, aber auch nicht immer nach Verdienst vergolten worden ist;) — so fand sich auch Körner, dem das Wohl seiner Retter und Freunde in dieser Stadt sehr am Herzen lag, nach einer fünftägigen Pflege und Anwendung chirurgischer Hülfe, schon wieder auf dem Wege nach Carlsbad, welchen Zufluchtsort er am schnellsten und sichersten zu erreichen hoffte, obgleich diese Reise nicht ohne Gefahr, von den Feinden entdeckt zu werden und seine Wunde wieder

zu verschlimmern, gemacht werden konnte. Indessen genoß er auf derselben mehrere Ruhepuncte und freundschaftliche Unterstützung; in Carlsbad, wo er seine edle Gönnerin, die Frau von der Reck, fand, die wohlthätigste Pflege und Heilung.

Nach ohngefähr vierzehn Tagen konnte er letztern Ort wieder verlassen. Er wählte den Weg über Schlesien nach Berlin, um zu seinem wieder gesammelten Corps zurückzugehen, und genoß auf dieser Reise noch manche glückliche Stunde, durch das Gefühl der Sicherheit und der wiedergegebenen Körperkraft, so wie durch schätzbare Beweise der Aufmerksamkeit und des Wohlwollens edler und würdiger Personen erhöht.

Vom 17ten August an erneuerten sich die Feindseligkeiten. Das Lützowsche Corps, jetzt fast stärker als vorher, stand unter General Wallmoden dem Marschall Davoust gegenüber, welcher mit Uebermacht ins nördliche Deutschland einzufallen drohte, und war fast täglich im Gefecht, wobei sich Körner stets durch seine Kühnheit auszeichnete. Ja einige seiner Freunde warnten ihn oft, da er sich zu wenig auf kunstfertige Behandlung seines Rosses verstand, nicht zu viel zu wagen, und sein hoffnungsvolles Leben fruchtlos auszusetzen. Körner aber konnte ihnen nur hierin nicht folgen. Unaufhörlich feuerte er seine Gefährten durch Wort und That an; auch dichtete er damals, wie uns sein Vater berichtet, in der Biwachthütte bei Büchen, an der Steckenitz, das erwähnte Kriegslied: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los" rc.

Am 25. August 1813 ordnete der Major von Lützow einen Streifzug im Rücken des Feindes an. Man kam noch denselben Tag bis zu einem Gehölz ohnweit Rosenberg, wo man im Versteck auf den Kundschafter lauerte. In diesem Gehölz dichtete er voll Todesahnung das bekannte Schwertlied, welches zuerst im Anhange zu den von einigen seiner Freunde herausgegebenen 12 freien deut-

schen Gedichten (1813. 8.) erschien.*) Am dämmernden Morgen des 26. Aug. schrieb er es in sein Taschenbuch nieder; er las es eben einigen Freunden vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Um 7 Uhr nämlich bemerkten die Cosaken, welche die Vorposten hatten, in der Ferne einen Transport feindlicher Wagen unter starker Infanteriebedeckung. Diesen aufzuheben ward sogleich beschlossen, und es gelang vollständig. Der Major von Lützow befehligte die Cosaken, (100 Pferde) den Angriff an der Spitze zu machen, und nahm eine halbe Schwadron, um dem Feind in die Flanke zu fallen; die andre ließ er den Rücken decken. Auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin, nahe an dem Gehölz, welches eine halbe Stunde westlich von Rosenberg liegt, kam es zum Gefecht. Körner griff an Lützows Seite in der Flanke an. Der Feind, welcher zahlreicher war, als man geglaubt hatte, floh nach einem kurzen Widerstande, durch die Cosaken nicht zeitig genug aufgehalten, über eine schmale Ebene, und warf sich in das nahe vorliegende Gebüsch von Unterholz.

Körner war einer der Ersten unter den Verfolgenden. Mit kühnem, nur allzustürmischen Muthe setzte er dem Feinde nach, der aus seinem Hinterhalte ein heftiges Feuer auf die Verfolgenden gab. Von wenigstens sechzig Schüssen trafen nur drei. Körner sank zuerst, — nicht weit von ihm der Graf Hardenberg, ein liebenswürdiger junger Mann, der als Freiwilliger unter der russischen Armee diente und eine Abtheilung Cosaken führte, und noch ein Lützowscher Jäger.

Die Flintenkugel, welche Körners jugendliches Leben und seine schöne Begeisterung endete, war durch den Hals

---

*) Er übergab dieselben im April 1813 einigen Freunden in Leipzig, mit der Bitte, sie, wenn es Zeit sey, herauszugeben und zu verbreiten, was auch, — leider nach seinem Tode, geschah. Die beigefügte Nachricht von demselben rührt von einem seiner Freunde und Kampfgenossen, dem Grafen von Dohna, her. Wir haben sie hier benutzt.

seines Schimmels ihm in den Unterleib gedrungen, und hatte ihm Leber und Rückgrad verletzt. Die dadurch entstandene Nervenerschütterung benahm ihm sogleich die Sprache, und — wahrscheinlich auch das Bewußtseyn. Seine Gesichtszüge blieben unverändert, und zeigten keine Spur einer schmerzhaften Empfindung. Nach wenigen Minuten hörte er auf zu athmen. Einer der Ersten, welche, während des fortdauernden Feuerns auf diesen Punct, ihm zu Hülfe eilten, war der herrliche Friesen, der ein halbes Jahr darauf bei Vercül von französischen Bauern getödtet wurde. Sanft wurde Körner von dem Felde, wo er gefallen, aufgehoben, in den nahen Hochwald getragen, und den Händen eines geschickten Wundarztes übergeben, der zwar sogleich die Wunde verband, aber das schon entflohene Leben nicht wieder zurückrufen konnte. Das schnell verbreitete Gefühl dieses großen Verlustes trug gewiß zur rascheren Beendigung des Gefechtes bei. „Wie gereizte Löwen", erzählt uns des Verblichenen Vater, „drangen die Lützowschen Reiter in das niedrige Gebüsch auf die Feinde ein, und was nicht entrann, ward erschossen, niedergehauen oder gefangen. Mit allgemeiner Rührung wurde dann den drei Gefallenen von ihren Waffenbrüdern die letzte traurige Pflicht erwiesen. Ihre Hüllen wurden auf Wagen gelegt und mit den Gefangenen und der genommenen Transportcolonne fortgeführt."

Die Beerdigung war ganz im Sinn des Vollendeten und seines trauernden Vaters. Körners Leiche wurde, wie die des jungen Grafen Hardenberg, in einen Sarg gelegt, von seinen Freunden mit Eichenlaub bekränzt, und unter einer alten, aber kräftigen Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin, einige Stunden von Ludwigslust, auf dem Wege von Lübelow nach Dreikrug, mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen, und allen Zeichen tiefgefühlter Achtung und Bruderliebe eingesenkt. Sein Name wurde dem Stamm derselben eingeschnitten.

Einer der innigsten Freunde, die seinen Grabhügel mit Rasen bedeckten, ein edler, vielseitig gebildeter Jüngling, von Bärenhorst, soll sich wenige Tage darauf in

dem Gefecht an der Göhrde mit den Worten: „Körner, ich folge dir!“ den Feinden entgegengestürzt haben, von deren Kugeln er bald durchbohrt zur Erde sank.

Wie allgemein die deutsche Dichtkunst Körners Tod gefeiert habe, ist uns durch viele Zeitschriften bekannt; gesammelt lesen wir mehrere dieser Gedichte in dem von seinem Vater herausgegebenen, aber wahrscheinlich nicht ins größere Publikum gekommenen Werkchen: Für Theodor Körners Freunde (Dresden, gedruckt bei Gärtner. 4.)

Eben daselbst erfahren wir über seine Grabstätte Folgendes. Für die künftige Sicherheit der Grabstätte blieb eine Besorgniß übrig; dieß vermochte einen edelmüthigen Fürsten, den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin, dafür eine ehrenvolle Stelle auf dem Kirchhofe zu Ludwigslust anzubieten; aber der Vater bat um die Eiche, die von den tapfern Freunden seines Sohnes geweiht war, und um einen kleinen, sie zunächst umgebenden Raum. Seine Bitte wurde auf eine Art gewährt, die das fürstliche Wohlwollen deutlich zu erkennen gab. Das Grundstück nämlich gehörte zu einem herzoglichen Kammergute, und ein Theil der Benutzung war der Gemeinde zu Wöbbelin überlassen worden. Von dem regierenden Herzog zu Mecklenburg-Schwerin wurden jetzt die Eiche und ein Flächenraum von 48 Quadrat-Ruthen dem Vater Theod. Körners geschenkt, und ihm zur Aufführung einer Mauer um die Grabstätte die Materialien unentgeltlich überlassen, auch der Einwohner von Wöbbelin entschädigt, der einen zeither benutzten Platz durch diese Veräußerung einbüßte.

Der Vater wünschte nun dem Sohn ein festes Denkmal errichten zu lassen, und ließ daher ein solches nach einer Zeichnung des Hofbaumeisters Thormeyer in Dresden, in der berühmten königl. Eisengießerei in Berlin, ganz aus Eisen arbeiten. Es war mehrere Wochen in Berlin zur Schau ausgestellt, und ist von Hunderten beschaut und gebilligt worden. Leier und Schwert, die bezeichnendsten Symbole für des Sängers Tod, sind, von

einem Eichenkranz umwunden, auf einen vierseitigen Altar gestellt. Die Inschrift der Vorderseite des Altars ist:

Hier wurde
Carl Theodor Körner
von seinen Waffenbrüdern
mit Achtung und Liebe
zur Erde bestattet.

Auf der Rückseite stehen folgende Worte:

Carl Theodor Körner
geboren zu Dresden am 23. September 1791
widmete sich zuerst dem Bergbau,
dann der Dichtkunst
zuletzt dem Kampfe für Deutschlands Rettung.
Diesem Beruf
weihte er Schwert und Leier
und opferte ihm
die schönsten Freuden und Hoffnungen
einer glücklichen Jugend.
Als Lieutenant und Adjutant
in der Lützowischen Freischaar
wurde er bei einem Gefecht
zwischen Schwerin und Gadebusch
am 26. August 1813
schnell durch eine feindliche Kugel
getödtet.

Die Inschriften der beiden übrigen Seiten sind Stellen aus den Gedichten des Verstorbenen. Für die eine Seite:

Dem Sänger Heil, erkämpft er mit dem Schwerte
Sich nur ein Grab in einer freien Erde!

Und für die entgegengesetzte Seite:

Vaterland! dir woll'n wir sterben,
Wie dein großes Wort gebeut.
Uns're Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen.

Dieß schöne Denkmal steht vor dem Grabe in der Mitte eines länglichten Vierecks, das von einer Mauer umgeben, und theils von der Eiche beschattet wird, theils mit Gesträuchen und Blumen bepflanzt ist. Durch eine eiserne Gatterthüre, zu welcher von der Straße eine Pappelallee führt, kann es gesehen, und die Schrift der Vorderseite gelesen werden.

Rührend war die Feierlichkeit, welche bei Errichtung dieses Denkmals unter den Augen der Aeltern und Körners liebender Schwester, welche dazu von Dresden aus eine Reise nach Mecklenburg machten, und in diesem Lande überall den herzlichsten Antheil fanden, auf der Grabstätte selbst veranstaltet wurde. Vor einer zahlreichen Versammlung aus allen Ständen wurde daselbst von der herzogl. Capelle eine ausdrucksvolle Trauermusik aufgeführt, auf welche eine herzerhebende Rede des Oberhofpredigers Studemund folgte. Den Beschluß dieser Feier machte ein frommer Gesang aus Körners Gedichten. Die Eiche war mit frischen Kränzen geschmückt. Jetzt sind an ihr mehrere Gedichte auf Körner zu lesen. Auch wurde der erste Jahrestag seines Todes durch eine ernste, dramatische Phantasie des beliebten und seinen Aeltern befreundeten Dichters Friedrich Kind gefeiert, welche unter dem Namen Körnerseiche, durch Schnorrs Griffel schön verziert, aus Göschens geschmackvoller Druckerei hervorging.

Ein anderes Denkmal stiftete der Vater dem geliebten und gefeierten Sohne durch die Herausgabe der poetischen Sammlung, welche dieser selbst nicht lange vor

seinem Heldentode veranstaltet hatte. Sie führt den Titel: Leier und Schwert*), und enthält 32 seiner ausgewähltesten Gesänge, durch welche er seine feurige Begeisterung für die Freiheit des deutschen Vaterlandes nicht blos mit hoher Kraft ausgesprochen, sondern auch unzähligen Gemüthern mitgetheilt hatte. Dieser Sammlung folgte Körners poetischer Nachlaß, dessen erster Theil (Leipzig, b. Hartknoch 1814. 8., in der zweiten Auflage 1815) die zwei größern dramatischen Werke Körners Zriny und Rosamunde, dessen zweiter aber vermischte Gedichte **) und Erzählungen, nebst einer Charakteristik des Dichters von C. A. Tiedge, und die oben erwähnten biographischen Notizen über ihn von dem Vater des Verewigten enthält. Der letzte Rest seines Nachlasses, aus einigen epischen Fragmenten, einigen Charaden, Räthseln und vermischten Gedichten bestehend, ist in dem vorhin angeführten Werkchen für Körners Freunde befindlich.

Nicht lange überlebte Körners einzige Schwester den geliebten Bruder. Ein stiller Gram über seinen Verlust, genährt und immer neu erweckt dadurch, daß sie sein

---

*) Sie ist schon 1814 in der dritten Auflage (Berlin, in der Nicolaischen Buchhandlung. 8.) mit einer Vignette von Gubitz geziert, erschienen.

**) Außer den meisten und vorzüglichsten Stücken der oben angeführten Knospen werden hier noch eine große Anzahl ungedruckter Gedichte mitgetheilt.

Bildniß *) durch Griffel und Farben für seine Freunde vervielfachte, verzehrte ihre Lebenskraft. Nach einer kurzen Krankheit, deren Anfang unbedeutend schien, starb sie in ihrer Aeltern Armen am 15. März 1815 im 27sten Jahre ihres Alters. Ihre entseelte Hülle wurde von Dresden nach Wöbbelin abgeführt, wo sie nun sanft an ihres Bruders Seite ruht. Sie selbst hatte von der Grabstätte, die nun auch sie umschließt, eine geistreiche, von Dennstädt in Dresden in Kupfer gestochene Zeichnung entworfen, als sie mit den von ihr zärtlich verehrten Aeltern nicht ohne Ahnungen schneller Wiedervereinigung, dahin wallfahrtete. „Zarte Weiblichkeit", sagt uns ein Mann, der oft in ihrer Nähe war, „mit häuslich schaffender Thätigkeit im harmonischen Verein, vollendete die Hochachtung, die ihren ungemeinen Talenten jeder zollte, der sie in engern, häuslichen Kreisen genauer kennen zu lernen Gelegenheit fand. Denn sie war als Künstlerin bei Saitenspiel und Gesang, am Stickrahmen und an der Staffelei, was der geliebte Bruder als Heersänger, Lieder- und Schauspieldichter auch war, Schöpferin lieblicher Töne und belebter Gestalten. Ihr ganzes Leben war eine liebliche Erscheinung, ein Wohllaut, der durch keinen Mißton gestört wurde. Was, als die Trauerkunde erscholl, jeder, dem noch ein menschliches Mitgefühl im Busen wohnt, mit den Tiefgebeugten empfand, denen in ihr die einzige, das Leben verschönernde Blüthe welkte, ergriff auch einige Freunde des Schönen und Guten, und veranlaßte am Abend des 17ten März, bei der nächsten Zusammenkunft eines Vereines für Kunst, eine absichtlose Trauerbezeugung, die von einer gefühlvollen Künstlerin durch wehmüthige Harfentöne eingeleitet wurde. Die bei dieser unverabredeten Todtenfeier vorgelesenen Gedichte hat man mit einigen, in demselben Kreise später erschienenen, verwandten Inhalts, in einen Kranz zusammengewunden. Männer, deren Namen die Muse kennt, haben ihn aus zarten Blumen geflochten, und mit

*) Nach diesem Bildniß ist der Kupferstich von Buchhorn gearbeitet, welcher dem zweiten Theile von Körners poetischem Nachlaß beigelegt ist. Der Verf. muß unbefangen gestehen, daß er in letzterem keine Aehnlichkeit findet.

einigen passenden Vignetten begleitet, unter der Aufschrift: Das Geschwistergrab zu Wöbbelin (Leipzig bei Tauchnitz 1815. 8.) den Freunden der Gefeierten zum Geschenk gemacht.

Schöne und heilige Erinnerungen weihen die Stätte, welche die Hüllen des edeln Geschwisterpaars vereint, und dem deutschen Volke ein theures Denkmal bleiben wird.

Carl Wilhelm Ferdinand

und

Friedrich Wilhelm

Herzöge von Braunschweig.

Dargestellt

von ***

Mit einer Einleitung des Herausgebers.

Carl Wilhelm Ferdinand
und
Friedrich Wilhelm
Herzöge von Braunschweig.

Einleitung.

Unter Deutschlands Fürstengeschlechtern, reich an vielen frommen und weisen Herrschern und glorreichen Helden, ragt seit Jahrhunderten, nach Verdienst gefeiert, der erlauchte Stamm der Herzöge von Braunschweig hervor. Unsrer Zeit gehören deren zwei an, die Achtung und Ruhm bei der Mitwelt errungen haben, und geehrt fortleben werden auch im Andenken der Nachwelt. Ihrer Lebensgeschichte, die mit Treue und Gerechtigkeit ihre Gesinnung und ihre Thaten würdigt, sind diese Blätter gewidmet. Das irdische Tagewerk beider ist vollbracht; der Gang ihres Geistes und ihrer Schicksale liegt schon klarer enthüllt, und durch unverdächtige Zeugnisse bewährt, vor den Augen hellsehender Beobachter und erfahrner Forscher. Die alte, und in unsern Tagen neubegründete, freier und inniger wiedererstandene Liebe zu unsern vaterländischen Fürsten, vereint mit deutscher unverwelklicher Treue und unbestechlicher Gerechtigkeit, stellt nun die hohen Bil-

der der geschiedenen Fürsten in den mit keinem unächten Glanz verzierten, nur mit dem bedeutungsvollen Eichenlaub geschmückten Hallen der Vaterlandsgeschichte auf. Es ist von Alters her recht deutscher Art, das Würdige und Löbliche überall, und mit besonderer Geneigtheit, auch an den heimischen Herrschern anzuerkennen, den Schatten aber, der das Licht nur mildert, nicht verdunkelt, weder grell hervorzuheben, noch durch falschen Schein zu verwischen. So werden auch hier die letzten Herzöge von Braunschweig abgebildet.

Carl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm, Vater und Sohn, in angebohrnem und durch Ehrgefühl erhöhtem Heldenmuth und Fürstensinn einander gleich, in Feldherrntalent, Unternehmungsgeist, Raschheit und Gewandtheit sich ähnlich, gleichwohl in ihrer Bildung, Neigung und Gesinnung, ihrem Geist und ihren Schicksalen von einander sehr verschieden, haben, jeder auf seine Weise, beide aber wohl verdient, ihre Namen verewigt. Sie gehören Einer, und doch sehr verschiedenartigen Zeiten an, weil die Gegenwart, die nächste und die entferntere Vergangenheit einander so gar unähnlich wurden, daß einige Jahrzehende mehrere Jahrhunderte, von dem ungleichartigsten Geist, in sich zu vereinigen scheinen. Ihr Leben ist streng nach dieser Verwandlung des Zeitgeistes aufzufassen, damit Jeder in seinem wahren Verhältniß zu demselben und in seiner Eigenthümlichkeit sowohl, als nach der Einwirkung des Zeitraums seiner Entwickelung, Bildung und Wirksamkeit, recht erkannt werde. Jede in das Besondere eingehende Vergleichung beider dürfte am wenigsten unerwogen lassen, wie Jeder von ihnen durch die eigenthümlichen Verhältnisse, in denen er lebte, auch eine eigene Richtung gewann, und selbst das Verwandte in ihnen verschieden sich gestaltete. Will man sie als Feldherren neben einander stellen, so ist der ungleichartige Geist und Zweck der Kriege, in denen sie hervorleuchten, besonders scharf aufzufassen; will man sie als Fürsten neben einander würdigen, so ist nirgend aus den Augen zu verlieren, daß der Vater zum regierenden Herrn, der Sohn als ein nachgebohrner Prinz, ohne alle frühere Aussicht auf die Thronfolge, mit Vernachlässigung aller Vorbereitung auf diese, nur für untergeordnete Verhältnisse erzogen ward;

daß

daß jener in eine festbegründete und unangefochtene Herrschaft ruhig eintrat, und auf gebahnten Wegen, nach schon anerkannten Grundsätzen, die Regierung verwalten durfte, für diesen aber der umgestürzte Thron erst wieder errichtet, die Herrschaft neu hergestellt werden, er selbst auf neuen, unbetretenen Pfaden, nach den Forderungen und gebieterischen Nöthigungen einer völlig neuen Zeit, das Steuerruder eines auf wilden Wogen schwankenden Staatsschiffes führen mußte; daß endlich jener den Kreislauf eines langen Daseyns vollbrachte, und bis in's Greisenalter fortwirkend, sein Leben gleichsam naturgemäß abschloß am fernen Ziel; dieser, nachdem sein früheres Leben kaum eine Vorbereitung auf die Bestimmung seiner reifern Jahre gewesen, nicht so viele Monate, als jener Jahre, regierte, und in einem frühen Tod endend, sein Regentenleben eigentlich unvollendet, unabgeschlossen ließ. Sollten sie endlich als Menschen mit einander verglichen werden, so bedürft' es nicht nur der sorgfältigsten Berücksichtigung aller dieser Umstände und Verhältnisse, sondern auch eines tiefern Blicks in alle ihre Umgebungen und in ihr eignes inneres Leben, das bei dem Sohne noch offener vor Augen liegt, als bei dem durch höfische Sitte und frühe Gewöhnung verschlossenern Vater.

Ihre Geschichte ist vorzüglich auch eine kräftige Mahnung an eine vernunftmäßigere und weisere Fürstenerziehung. Man kann mit Recht sagen, daß sie untadelhafter und ausgezeichneter hervortreten würden, wenn sie eine ächtere, von edleren und festeren, auch durch alle Erfahrung gerechtfertigten Grundsätzen, streng geleitete Erziehung genossen hätten. Schien es doch bei beiden, von früher Kindheit an, mehr darauf angelegt, ihnen eine schiefe und verkehrte Richtung zu geben, und das Aechtmenschliche durch vermeintliche Fürstlichkeit zu unterdrücken, als eine freie, übereinstimmende Entwickelung klarer Einsichten und geläuterter Gesinnungen, der edlen Anlagen ihrer Natur, ernstlich zu befördern. Gerade das Höchste in aller wahren Erziehung, die religiöse Bildung des Geistes und Gemüths, das, was die einzigfeste und die reichste Grundlage eines edlen Characters, eines ächtmenschlichen Lebens ist, sie ward auf eine Weise vernachlässigt, welche die schmerzlichsten Folgen gehabt hat. Zwar war der gepriesene und in vieler Hinsicht ehrenwerthe Jeru-

salem der Lehrer Carl Wilhelm Ferdinands; aber der Geist einer verwegenen und in den höchsten Lebensangelegenheiten durch eine falsche Weisheit bethörten Zeit, riß auch jenen frommen Mann mit fort, und sein schwankendes, unsicher vermittelndes System mußte, wie der Biograph richtig bemerkt, auf seinen fürstlichen Schüler um so mehr den ungünstigsten Einfluß haben, als dessen übrige Umgebungen ganz dazu bestimmt schienen, auch die zarten Keime sittlicher Gesinnung, welche der wohlgesinnte Lehrer, freilich die religiöse Wurzel derselben zu wenig pflegend, zu entwickeln bemüht war. So trat der Prinz ohne einen festen und heiligen Lebensgrund in die öffentlichen Verhältnisse ein, und sein Dienst im preußischen Heer, seine nahe Berührung mit dem damaligen Berliner Hofe, die Zeit der Herrschaft französischer Weltweisheit und frechen Witzes, erschütterte in ihm noch tiefer jeden frommen Sinn, die religiöse Weihe des Lebens. Je mehr es gleich Anfangs bei ihm nur auf das Scheinen, weniger auf das ächte Seyn angelegt schien, desto unmöglicher ward ihm, die einzig wahre Richtung zu gewinnen, zu der in seinem Gemüth die schöne Anlage sich fand. Es ist darum für ein Glück zu achten, daß unter seiner Regierung jene beabsichtigte vermeinte Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes nicht zu Stande kam, weil diejenigen, die er dazu geeignet glaubte und damit beauftragte, großentheils dem wichtigen Unternehmen nicht gewachsen, und selbst von durchaus falschen Ansichten verblendet waren. Es war nicht, wie der Biograph ausspricht, der Streit zwischen den Verfechtern des sogenannten alten Schlendrians und den Beförderern der angeblichen wahren Religionsaufklärung, was das unzeitige Unternehmen in sich selbst vernichtete; sondern der Sieg einer höhern Gewalt, die das, was aus einseitigen und verderblichen Zeitansichten hervorgehend, doch bemüht war, für lange Zeiten sich festzustellen, in der Nichtigkeit seiner Grundansichten, zur Auflösung brachte. Das Beste war unter diesen Umständen, daß der Herzog weder entscheiden noch durchgreifen wollte, wie er denn auch fühlen mußte, daß Er zur Schlichtung des tiefbegründeten Streits und zur Entscheidung der hochwichtigen Angelegenheit keinen Beruf hatte. Der Mangel an ächtreligiöser Lebensweisheit hat sich denn auch in seinem übrigen Leben, darinnen vorzüglich kund gegeben, daß er nie zu jener Ein-

heit mit sich selbst, und zu jenem Frieden gelangte, die nur durch frommen Glauben versichert werden, und daß seine vielen, von dem dankbaren Vaterlande anerkannten, glänzenden Eigenschaften durch manche unleugbare Flecken verdunkelt wurden. Sein Heldentod, das trübe Schicksal seiner letzten Tage, hat ihm neue, ehrende Theilnahme gewonnen, und er wird als ein Fürst genannt, der, in Vielem ausgezeichnet, Gutes wollte, und dessen mehr vollbracht hätte, wenn er durch seine Erzieher anders geleitet worden wäre.

Herzog Friedrich Wilhelm, ausgestattet mit reicher Empfänglichkeit für das Wahre, Gute und Schöne, und mit einem wohlwollenden Herzen, ward früh der tyrannischen und unweisen Gewalt eines Oberaufsehers untergeben, der völlig unfähig, des warmfühlenden und regsamen Prinzen freundliche Neigung zu gewinnen, durch verhaßte Härte ihn verbitterte, und den zarten Keim der Liebe, aus der im jugendlichen Gemüth sich alles Schöne entfaltet, so gewaltsam knickte, daß das unzerstörte Wohlwollen, welches auch im reifern Leben Friedrich Wilhelms so unverkennbar hervorleuchtete, um so gewisser sein wahres Eigenthum zu nennen ist. Ueberhaupt ist alles Gute, das wir an ihm preisen, recht eigentlich Zeugniß einer höhern Naturanlage in ihm, die selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen nicht völlig zerstört werden konnte. Freilich vermocht' auch er zu einer klaren und tiefern Lebensansicht, zu einem festern und freiern religiösen Daseyn sich nicht durchzubilden; aber, in der Schule großer Leiden allmählig erzogen, hatte er doch eine Richtung auf das Ewige und ein Gottvertrauen gewonnen, die seinem Leben eine höhere Weihe ertheilen. Zu eignem Forschen und besonnenem Prüfen früher nie angeleitet, im spätern Leben vielfältig davon abgezogen, erhielt sein Gefühl eine religiösere Stimmung, ohne daß sein Geist zu einer festen und hellen Ueberzeugung von den heiligen Angelegenheiten gelangen konnte. Darum blieb auch ein Zwiespalt in seiner Seele, der ihn als Menschen und Fürsten leicht unstät und schwankend erscheinen ließ, obwohl er ernstlich und nicht ohne Kraft das Gute wollte. Ein reges Gefühl für Ehre, auch für die wahrste und ächteste, und eine innige, würdige Liebe zu seinem Vaterland, läuterten mehr und mehr seine Gesinnung, und der feste Wille, mit dem er sich

selbst und einen bösen Hang überwand, der Ernst, mit dem er sein eignes Leben zu betrachten anfing, die Gewissenhaftigkeit, mit der er seinem Fürstenberuf zu leben strebte, die willige Selbstaufopferung für einen großen und erhabenen Zweck, rechtfertigen ihn vor dem strengsten Gericht, da sie bezeugen, was er werden konnte, wenn seine Erziehung weiser, und ein längeres Leben ihm vergönnt gewesen wäre. Das aber ist unbestreitbar gewiß, daß die Kämpfe, die er bestand, die Siege, die er errang, eben so viel höher stehen, als die seines Vaters, als ihr Ziel ein erhabneres und gesegneteres, seine Gesinnung dabei eine geläutertere war. Ein Feind der Despotie und Knechtschaft, sein edles Haupt nie beugend vor dem fremden Gewalthaber, standhaft und kühn das Aeußerste wagend, um sich und sein Volk zu erretten und die Herrschaft des Rechts, die Freiheit des Vaterlandes wieder herzustellen, hat er ein ehrendes und dankbares Andenken seiner Vaterlandsgenossen wohl verdient. Darum soll dasselbe auch von den Flecken, die Tadellust und Schmähsucht ihm aufgebürdet haben, gereinigt, und ein treues Bild seines Lebens hier aufgestellt werden.

K.

Carl Wilhelm Ferdinand

Herzog von Braunschweig.

Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel, ältester Sohn des regierenden Herzogs Carl von Braunschweig-Wolfenbüttel und Philippinens Charlottens, Schwester Friedrichs II., wurde am 9ten Octbr. 1735 zu Wolfenbüttel geboren. Vom siebenten Jahre an war der Hofprediger, nachmaliger Abt und Vice-Consistorialpräsident Jerusalem, sein Lehrer. Jerusalem stand damals selbst in seinem theologischen Wissen auf dem Scheidewege zwischen Licht und Finsterniß. — Das schwankende System des Lehrers ging auf den Zögling über — und der Prinz wußte daher bis in sein spätestes Lebensalter in Ansehung der theologischen Aufklärung eigentlich nicht, was er wollte. Der Hof seines Vaters war in jener Zeit einer der üppigsten und glanzvollsten deutschen Fürstenhöfe. Die Souveränitäts-Ideen und das Soldatenspielen waren an der Tagesordnung, und das Maitressenwesen trat allnachgerade ungescheuet an's Tageslicht. Trotz Jerusalems Aufmerksamkeit bekam der Prinz eine ziemlich verkehrte Erziehung. Neben der Unterweisung in fremden Sprachen, der Geschichte, der Mathematik, den schönen Künsten und der Kriegs-Wissenschaft, erhielt nämlich der achtjährige Knabe auch von einem französischen Comödianten Unterricht in der Mimik, wozu eigends ein

großer Spiegel verfertigt ward, vor welchem der Lehrer seinem Zögling die Stellungen und das Minenspiel des Staatsmanns, des Helden, des zärtlichen Landesvaters, des feurigen Liebhabers u. s. f. einstudirte. Diese Comödiantenkunst hat der Herzog in seinem ganzen Leben nicht verlernt, und sie ist ihm weit mehr schädlich als nützlich geworden; denn sein rein menschlicher, trefflich gebildeter und durch Erfahrungen aller Art geläuterter Geist, hätte derselben gar nicht bedurft. Durch jene Kunst imponirte und täuschte er nur auf Augenblicke, da er sich doch durch sein natürliches Wesen daurende Verehrung und wahres Vertrauen so leicht erwerben konnte.

Sein Gouverneur, der Kammerherr von Wittorf, war ein feiner und gebildeter Hofmann, aber ein unsittlicher Mensch, der oft mit seinem jungen Zögling einerlei Liebschaften hatte. Der Zögling verachtete also den Menschen, welchen er äußerlich ehren mußte, — und so schrieb sich aus seiner frühesten Jugend schon der unselige Unglaube an wahren Menschenwerth her. Selbst Jerusalem hatte nicht Charakterstärke genug, solchen unglücklichen Einwirkungen entgegen zu arbeiten; denn auch er war geschmeidiger Hofmann, und ließ sich mehr als einmal durch unwürdige Menschen täuschen. Der Prinz übersahe ihn bald, und merkte ihm selbst sein, mit zunehmender Erleuchtung immer mehr schwankendes System ab. Auch dieß hatte keine gute Wirkung auf des Jünglings Charakter.

Wer diese Züge aus C. W. F. Jugendgeschichte kennt, und weiß, zu welchen Ausschweifungen, nächtlichen Liebesabentheuern und leichtfertigen Streichen seine damalige Dienerschaft behülflich war, wird in ihm um so mehr den nachher festen, trefflichen Mann und Fürsten, welcher unermüdet thätig für des Landes Wohl wirkte, ehren. Eitelkeit und Ruhmsucht waren zwar unstreitig des Jünglings prädominirende Leidenschaften, und — blieben es auch durch des Mannes und Greises ganzes Leben; jeder unbefangene Richter muß jedoch gestehen, daß wohl nicht leicht die Schmeichelei einem Fürsten unter so mannigfaltig verführerischen Gestalten nahte, als diesem.

Der Sturm des siebenjährigen Kriegs warf den zwanzigjährigen Jüngling in ein gewaltiges Gewühl kriegerischer Scenen, entwickelte die heftigsten Leidenschaften in seiner Brust, und ließ ihn zugleich oft genug die kleinliche Menschlichkeit derjenigen bemerken, denen er äußerlich Ehrerbietung und Gehorsam schuldig war. Wir wollen hier nur andeuten, daß dergleichen Bemerkungen selbst in Ansehung seines sehr leidenschaftlichen Vaters und seines hochgepriesenen, doch oft charakterschwachen Oheims Ferdinand statt fanden! Der Verf. dieser Darstellung weiß, daß sich C. W. F. in späteren Jahren gegen Vertraute über diese Dinge so äußerte, daß deutlich hervorging: er finde darin hinlängliche Rechtfertigung seiner eignen jugendlichen Fehler und Schwächen. — Wirklich hatte der Prinz im Laufe des siebenjährigen Kriegs hohen Heldenruhm erkämpft, und selbst sein großer Oheim, Friedrich II., hatte ihn lobpreisend besungen. Den ersten Beweis persönlichen Muths und kriegerischer Tapferkeit gab der Prinz in der Schlacht bei Hastenbeck am 26. Jul. 1757, da er, in Verbindung mit dem tapfern Oberst Max von Breitenbach, eine schon von den Franzosen eroberte Batterie wieder erstürmte, und gewiß den Sieg gefesselt haben würde, hätte der ängstliche Cumberland sich nur zum neuen Angriff entschließen wollen.

Nach der Convention von Kloster Zeven, sollte scheinbar der Prinz eine Reise nach Holland unternehmen; aber sein Oheim Ferdinand, welchen Friedrich II. zum Commando des alliirten Heeres abgesandt, nahm ihn von Hamburg mit nach Stade, und der Prinz trat freudig den Dienst der Waffen wieder an. Er begann glänzend seine neue Laufbahn durch den eben so gefährlichen als glücklich ausgeführten Ueberfall von Hoya am 23sten Febr. 1758. In dem blutigen Treffen bei Crefelt am 23. Jun. d. J. befehligte der Prinz die alliirte Infanterie, und warf damit 15 Bat. französischer Infanterie, unter dem Grafen von St. Germain, über den Haufen, trieb die französischen Gensdarmen in die Flucht, und entschied dadurch das Treffen. Groß als Feldherr, zeigte er sich hier auch mild als Mensch; denn in seinen Armen und von ihm getröstet, starb der edle Graf von Gisors, welcher die französischen Karabiniers befehligt hatte. Nach dem Treffen streifte der Prinz bis vor Brüs-

sel, nahm Rüremonde und am 7ten Juli auch Düsseldorf. Als bald nachher der geschickte Contades den Herzog Ferdinand stark drängte, deckte der Prinz den Rückzug des Hauptheers, jagte die Franzosen aus Wachtendonk, zog ohne Verlust die Besatzung von Rüremonde wieder an sich, und gab der großen Armee Zeit, am 4ten August, ohne Verlust eines Artilleriestücks, über den Rhein zurückzukehren.

Im Feldzuge von 1759 begann schon am Ende März der Prinz die Operationen mit der Avantgarde so glücklich, daß die Reichstruppen in mehreren kleinen Gefechten nachdrücklich geschlagen, in Meiningen und Wasungen ein ganzes Regiment Kürassiere nebst 3 Bat. Fußvolk gefangen genommen, und jene Gegenden so völlig vom Feinde gereinigt wurden, daß Ferdinand ungehindert mit der Hauptarmee nach Frankfurt vordringen konnte.

Während Ferdinand, um das rückgängig gewordene Kriegsglück gegen Contades und Broglio wieder herzustellen, Vorbereitungen zu einer entscheidenden Hauptschlacht traf, mußte der Prinz mit einem abgesonderten Corps die feindlichen Magazine bei Herford bedrohen; und gerade an dem Tage, wo Ferdinand die große Schlacht bei Minden gewann (1. Aug.), erfocht der Prinz mit 10,000 Mann einen entscheidenden Vortheil bei Gohfeld über den franz. General Brissac, wodurch der Mindener Sieg vervollständigt wurde.

Inzwischen war bald nachher auch der Herzog von Wirtemberg mit 12,000 Mann, die er selbst befehligte, auf dem Kampfplatze erschienen, und Broglio hatte ihm als Probestück aufgegeben, Ferdinands Verbindung mit Cassel abzuschneiden. Gegen diesen neuen Feind ward der Prinz mit 8 Bat. und 12 Esq. gesandt. Er überfiel ihn in Fulda, jagte die geschmückten Herren von dem eben veranstalteten Balle, hieb einen großen Theil des Fußvolks nieder, und machte 1200 Gefangene. Gleich nach diesem Meisterstreiche mußte der Prinz mit 13 Bat. und 19 Esq. nach Sachsen, zur Unterstützung seines Oheims (des großen Königs), den der Verlust der Kunnersdorfer Schlacht, und die Gefangennehmung des

Finkschen Corps bei Maxen sehr geschwächt hatten, abgehen. — Er entledigte sich seines Auftrags vortrefflich, und kehrte erst im Februar 1760 nach Westphalen zurück.

In dem Feldzuge vom J. 1760, welchen Broglio und St. Germain mit 130,000 Mann eröffneten, erfuhr der Prinz am 10ten Juli den ersten schmerzlichen Wechsel des Kriegsglücks. St. Germain hatte sich nämlich bei Korbach mit Broglio vereinigt, und als der Prinz mit seinem gewöhnlichen Ungestüm von Sachsenhausen her in die Korbacher Ebene vorbrach, wurde er dergestalt von der Uebermacht gedrängt, daß die englische Infanterie in die größte Unordnung gerieth. Der Prinz, welcher bereits eine Contusion erhalten hatte, rettete sich nur durch den mit zwei englischen Dragoner-Regimentern entschlossen ausgeführten Angriff so lange, bis sein Oheim Ferdinand mit dem Hauptheere zu Hülfe kommen konnte. Es waren zwar bei diesem jugendlich übereilten Angriffe 15 Kanonen und 800 Mann verloren gegangen, allein der junge Held machte die empfangene Schlappe gar bald wieder wett, indem er am 16. Juli ein französisches Corps von 5 Bat. und 400 Husaren, welches unter dem General Glaubitz bei Emsdorf zur Erhaltung der Communication mit Marburg und Giessen postirt war, so geschickt überfiel, daß das ganze Corps auseinander gesprengt, der Anführer selbst, der Oberst, Prinz von Anhalt, 170 Officiere, 2482 Soldaten, 8 Kanonen, 7 Fahnen und 400 Pferde gefangen genommen und erbeutet wurden. — Noch in demselben Monate (31. Jul.) stürmte der Prinz an der Spitze seiner Truppen die feindliche Position auf den Höhen an der Dimel, und brachte mit Hülfe der brittischen Reuterei, unter Lord Gramby, dem französischen General, Ritter du Muy, eine entscheidende Niederlage bei. Der französische Verlust belief sich in diesem Gefecht auf 5000 Mann, und schwächte den Feind dergestalt, daß Ferdinand die Stellung bei Warburg an der Dimel behaupten, und Broglio abhalten konnte, in's Innere der hannöverschen Lande zu dringen.

Während der französische Marschall noch immer seinen Plan gegen das Hannöversche auszuführen trachtete, erfuhr Ferdinand, daß Wesel schwach besetzt sey. Er

sandte daher seinen Neffen am 22sten Septbr. von Warburg mit 15,000 Mann zur schnellen Eroberung der wichtigen Festung ab. Der Prinz zog die Besatzungen von Lippstadt und Münster an sich, setzte am 30. Septbr. über den Rhein, bemächtigte sich der Stadt Cleve, ließ seine leichten Truppen in die Niederlande streifen, und belagerte Wesel. Ihm entgegen rückte mit 30 Bat. und eben so vielen Schwadronen der Marschall von Castries, und stand bereits am 15. Octbr. hinter dem Canal von Rheinbergen, unweit Kloster Kampen. Der Prinz legte es darauf an, den Gegner in der Nacht zu überfallen; aber die heldenmüthige Entschlossenheit des Ritters d'Assas, welcher das im Walde bei Rungenbroeck stehende franz. Piquet befehligte, und hier wie ein zweiter Codrus sich opferte, vereitelte das ganze Unternehmen. Die Franzosen erhielten Zeit in's Gewehr zu kommen, und schlugen den Angriff ab. Um das Unglück zu vergrößern, zerriß des Stromes Gewalt die über den Rhein geschlagene Brücke, der Prinz ward verwundet, und den Truppen gebrach es an Munition. Dennoch hielt der verwundete Feldherr den überlegenen Feind drei Tage im Zaum, stellte die zersprengte Brücke wieder her, und ging in der Nacht vom 18ten auf den 19ten Octbr. über den Strom, ohne bedeutenden Verlust, zurück. Er blieb darauf noch eine Zeit lang in Westphalen stehen, um Castries zu beobachten und ihm die Belagerung von Lippstadt und Münster zu erschweren.

Im Feldzuge von 1761 war Ferdinand's erster Entwurf: die französischen Quartiere zu überfallen. Dazu setzten sich um die Mitte Februars vier Kolonnen in Bewegung. Die des Erbprinzen kam am 12ten Februar vor Fritzlar an, konnte den Ort aber wegen Mangel an schwerem Geschütz, erst am 16. d. M. zur Uebergabe zwingen. Diese Verzögerung vereitelte den Hauptanschlag; Broglio eilte dem Erbprinzen entgegen, und dieser war nicht stark genug eine Schlacht zu wagen. Er ging also auf die Hauptarmee zurück, und wurde nach einem unglücklichen Gefecht mit dem Stainvillschen Corps, am 21sten März von den Franzosen jenseits der Ohm überfallen; — eine Verlegenheit, aus welcher ihn allein Luckner rettete. Die Folgen waren schlimm; der Graf von Bückeburg mußte die Belagerung von Kassel

aufheben, und die Franzosen blieben Meister von Hessen. Doch stellte die Schlacht bei Wellinghausen die Sachen zu Gunsten der Alliirten einigermaaßen wieder her, und Broglio's Plan auf Braunschweig mißlang durch Ferdinands kluge Vorkehrungen, welche von dem Prinzen Friedrich von Braunschweig und von dem General Luckner trefflich ausgeführt wurden. Der Erbprinz erschien selbst am 15ten Octbr. in Braunschweig, und wurde dort mit allgemeinem Jubel empfangen.

Im Feldzuge 1762 war seine erste Kriegsthat: das Bombardement und die Einäscherung des Schlosses zu Arensberg im Herzogthum Westphalen, wodurch dem Corps des Prinzen Condé die Verbindung mit der Hauptarmee erschwert, und Ferdinands Marsch an die Diemel erleichtert ward. Während der Frühlings-Monate hatte der Erbprinz stets mit dem Condéschen Corps zu thun. Am Johannisberge lieferte er das letzte unglückliche Treffen am 31. Juli. Luckner nämlich war mit dem Condéschen und Stainvillschen Corps handgemein geworden, und der Erbprinz ließ seine Truppen den Berg hinauf eilen, um Lucknern zu helfen; allein die weit stärkeren Franzosen fielen mit solcher Wuth auf die braunschweigischen Truppen, daß diese in völliger Unordnung den Berg hinabstürzten. An den Ufern des Usbachs ward nun das Fußvolk nur durch die Tapferkeit der Lucknerschen sich vorwerfenden Schwadronen gerettet. Der Erbprinz, welcher vom Pferde gesprungen, um die verwirrten Haufen wieder zu ordnen, fühlte sich in demselben Augenblicke durch eine Musketenkugel gefährlich im Unterleibe verwundet. Man trug ihn vom Schlachtfeld, und die Flucht, bei welcher 347 Verwundete, 926 Gefangene, 72 Todte, 10 Kanonen und eine Standarte eingebüßt wurden, war allgemein. Ehe der Prinz genas, ward am 14. November der Friede verkündigt. Friedrich II., Ferdinand Heinrich und Carl Wilhelm Ferdinand gelten als die ersten Helden der Zeit.

Zwei Jahre nachher (1764) vermählte sich Carl Wilhelm Ferdinand mit der Prinzessin Auguste von Großbritannien, Schwester Georgs III., die ihm einen sehr beträchtlichen Brautschatz mitbrachte, aber keineswegs die Eigenschaften besaß, den feurigen, allge-

priesenen Gemahl durch ihre Liebe zu fesseln. Nie ist ein deutscher Prinz im Auslande mehr geehrt worden, als Carl Wilhelm Ferdinand im Jahre 1766 auf seiner Reise durch Frankreich und Italien von Fürsten, Staatsmännern, Feldherrn und Gelehrten geehrt, bewundert und gefeiert wurde. Er entzückte Jedermann durch sein Betragen, und kehrte von dieser Reise mit vermehrtem Hang zur Eitelkeit und mit einer neuen (in Bologna oder Venedig erworbenen) Geliebten, der nachmaligen Gräfin Branconi, welcher auch sein Vater nicht abhold war, zurück. Vorherrschende Familien-Verhältnisse bestimmten ihn im J. 1773, in preußische Kriegsdienste zu treten. Er ward zum General der Infanterie und Inhaber des zu Halberstadt garnisonirenden Regiments erhoben, und widmete sich dem neuen Geschäftskreise mit großer Thätigkeit. Dabei machte er sich, weil er die traurige Finanz-Verlegenheit seines Erblandes kennen gelernt hatte, die größte Sparsamkeit zur Pflicht; doch bewirkten einige Versuche, den Finanz-Mißbräuchen in Braunschweig damals schon zu steuern, eine unnatürliche Spannung zwischen Vater und Sohn, die mit den Jahren noch zunahm.

Im kurzen bairischen Erbfolge-Kriege spielte der Erbprinz nur eine untergeordnete Rolle, und hatte dabei auch keine Gelegenheit, seine kriegerischen Anlagen auszubilden. Ungleich größer, rühmlicher und wohlthätiger aber war der Wirkungskreis, in den er nach seines Vaters Tode, im J. 1780, als Regent seiner Erbstaaten trat. Er fand das Land in traurigen Umständen. Die Schuldenlast belief sich über sechs Millionen Thaler; die Stände konnten und wollten nicht helfen; alle Gläubiger des Staats waren dringende Mahner geworden; den Fürstl. Cassen wollte Niemand Geld zu 5 pr. C. leihen, und die englischen Subsidien reichten nicht einmal zur Abtragung der Zinsen hin. Dabei herrschten in den meisten Cassen-Verwaltungen Unordnungen, zum Theil auch Unredlichkeiten, — und der Herzog fühlte tief, daß der strengste Ernst, die unermüdetste Thätigkeit und durchgreifendste Sparsamkeit erfordert würden, um dem nahen Abgrunde auszuweichen. Die erste Beschränkung trat ein bei der Fürstl. Hofhaltung, obgleich dabei Niemand außer Brod gesetzt wurde. Gegen Unordnungen und Unredlichkeiten bei'm Rechnungs- und Cassen-Wesen wurden die strengsten Verord-

nungen gegeben. Viele, die von der vormaligen Unordnung und von dem luxuriösen Aufwande große Vortheile gezogen, schrieen den Herzog für geizig, wenigstens seine Sparsamkeit als unfürstlich aus. Aber wirklich war damals der Herzog nicht geizig, obwohl unleugbar die Art seines Verfahrens eine kleinliche Plusmacherei in Gang brachte, und manchem engherzigen Menschen die fixe Idee einprägte: sie könnten sich um den Fürsten nicht verdienter machen, als wenn sie durch allerlei Knausereien seiner Casse baaren Gewinn zuspielten. Diese unglückliche Idee griff immer weiter um sich, rückte oft elende Zahlen-Menschen an des Staats erste Stellen, und hat in der That manche widrige Erscheinung zu Tage gefördert, manchen Finanz-Mißgriff veranlaßt.

Dahin gehörte vorzüglich, daß man, um die Bezahlung der Landesschulden zu beschleunigen, die Zinsen der im Lande selbst erborgten Capitalien, von fünf, zuletzt auf zwei und ein halb pro Cent herabdrückte. Hierdurch verminderte sich die Einnahme der Capitalisten, der Erwerb der Gewerbe treibenden Stände der Hauptstadt, und zuletzt die im Lande cursirende Geldmasse selbst. Denn die Capitalisten zogen größtentheils ihre Gelder aus den Landescassen, und verborgten sie nach Mecklenburg, Baden, Darmstadt u. s. f.; überhaupt, wo höhere Zinsen zu erhalten waren. Viele Tausend Thaler sind dadurch in der Folge für das Land verloren gegangen.

Zum Ersatz für den geringen Zinsfuß, suchte der Herzog reiche Edelleute an den Hof und in seine Dienste zu ziehen, damit sie ihre Einkünfte in Braunschweig verzehren sollten. Allein daraus entstand zum Theil durch Nachahmungssucht ein Luxus, der bei vielen minder Begüterten Schulden und Banquerote nach sich zog. Weit zweckmäßiger waren also die Aufmunterungen, welche der Herzog dem Ackerbau, dem bisher ziemlich bedrückten Stande des Landmanns, der Freiheit des Handels und der Anlage neuer Fabriken gewährte, und wobei er sich keinesweges geizig bezeigte. Zugleich unterstützte er ansehnliche Baue, führte deren selbst mehrere, die zur wahren Verschönerung der Hauptstadt dienten, aus, sorgte sogar mit wahrer Freigebigkeit für das öffentliche Vergnügen, indem er unentgeldliche italienische Opern, (die wirklich den

musicalischen Geschmack veredelten), und alljährlich mehrere Frei-Redouten veranstaltete.

Außer der allgemeinen Aufsicht auf seinen Staat und dessen Wohl, nahm er Theil an den Arbeiten seiner Kammer, und wohnte unausgesetzt ihren und den Sitzungen des geheimen Rathscollegiums bei, gewährte jedermann freien Zutritt, ließ sich alle wichtige Verhandlungen genau vortragen und die Acten darüber vorlegen, prüfte und entschied selbst, und führte dabei noch einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel. Kurz, sein Leben war das thätigste, welches nur ein Fürst führen kann. Bald sah er auch in dem steigenden Wohlstande seiner Unterthanen, wozu jedoch die Zeitumstände sehr behülflich waren, den schönsten Lohn seiner unermüdeten Arbeit. Nicht minder lag ihm die veredelte Geistes-Bildung und Erziehung seiner Unterthanen am Herzen. Den Plan zur Verlegung und Vervollkommnung der Landes-Universität, die von Helmstädt nach Braunschweig versetzt werden sollte, hatte man mit Eifer debattirt. Die Ausführung gerieth aber in's Stocken, und wurde selbst, als der Plan nach dem französischen Feldzuge wieder mit größerm Ernst, von einer eigends dazu niedergesetzten Commission vorgenommen worden war, durch den nahenden Kriegssturm vereitelt. Ein, besonders vom Schulrath Campe in Anregung gebrachter Entwurf zur Verbesserung des Landschulwesens, scheiterte gleichfalls, weil die neuen Pädagogen mehrere steifsinnige Mitglieder der Landstände durch ihr anmaaßendes Wesen indignirt, und selbst die höhere Geistlichkeit, als deren Wortführer der Abt Velthusen auftrat, nicht genug geschont hatten. So erzeugte die beabsichtigte Vereinfachung und den Zeitbedürfnissen entsprechendere Einrichtung der kirchlichen Liturgie, einen ärgerlichen Streit zwischen den Verfechtern des alten Schlendrians, deren Wortführer der Hofrath Hurlebusch, — und den Beförderern der wahren Religionsaufklärung, deren Vorsprecher der Abt Henke wurde. Der Herzog wollte weder entscheiden noch durchgreifen, und es blieb bei'm Alten.

Rein finanzielle Verfügungen gediehen besser, wie z. B. der Austausch der Hüttenwerke auf dem Oberharz, gegen die Harzforsten, und der Subsidientractat mit Holland, über das zur Garnison von Mastricht bestimmte braun-

braunschweigische Truppen-Corps. Die nächste Veranlassung zu diesem Subsidien-Tractat war der damals hochgerühmte Siegeszug nach Holland (im Herbst 1787). Der Herzog rückte nämlich, nachdem er sich persönlicher Lebensgefahr beim Sturm auf Amstelveen ausgesetzt, am 10. Octbr. in Amsterdam ein, stellte die alte Verfassung her, setzte den Erbstatthalter in seine Rechte wieder ein, hatte der Schwester des Königs Friedrich Wilhelm II. hinlängliche Genugthuung verschafft, und wurde wegen des Krieges schneller Beendigung, als Europens erster Feldherr allgemein gepriesen.

Um diese Zeit hatte der Herzog in dem Fräulein von Hartefeld eine edlere Geliebte und eine wahrhaft uneigennützige Freundin gefunden, die ihm selbst als kluge Rathgeberin, wenn der Leidenschaft wildes Feuer das ruhige Urtheil trübte, zur Seite stand. Aber der Geliebten Einfluß vermochte doch nicht, den Herzog vom Verfolgen des vorherrschenden Phantoms kriegerischer Ruhmsucht abzuhalten. Der Sturm der französischen Revolution war losgebrochen, und der schwache Ludwig XVI. hatte dem Herzog den Oberbefehl über die französischen Heere antragen lassen. Der Herzog wies zwar den Antrag höflich zurück, übernahm aber den Oberbefehl über das Preußisch-Oesterreichische Heer. Wider seinen Willen, vielleicht nur durch unzeitige höfische Nachgiebigkeit verleitet, und zugleich durch die lügenhaften Vorspiegelungen der Emigranten mit bethört, — ließ er es, leider! geschehen, daß das berüchtigte, am 25sten Juli 1792 von Coblenz aus erlassene Manifest gegen Frankreich, mit seinem Namen gestempelt wurde. Ein Machwerk der tollsten Art, welches der verrückteste geistliche französische Emigranten-Kopf ausgebrütet hatte! Der Erfolg war — wie alle unbefangene Beurtheiler der Zeitereignisse ihn gefürchtet hatten; denn es vereinigte, erbitterte und enthusiasmirte jenes unselige Manifest die Masse des französischen Volks zum heldenmüthigsten Widerstande!

Freilich rückten, dem entworfenen Plane gemäß, sämmtliche deutsche Heere im August gegen Lothringen vor, und der Herzog zog mit der Hauptmacht von Trier aus, eroberte am 23sten August die berühmte Festung Longwy, und nahm am 2ten Septbr. sogar Verdun.

Allein beim Einmarsch in die, durch steile Gebirge, Engpässe und Wälder geschützte unfruchtbare Champagne, veränderte sich sogleich die Scene auf die traurigste Art. Dumouriez stand im Lager bei St. Menehould unbeweglich, und vermied die Schlacht, weil er voraussah, daß die Deutschen durch Mangel und Krankheiten bald zum Rückzug gezwungen werden würden. Indessen suchte der Herzog, Dumouriez zu einer Schlacht zu zwingen, indem er am 20sten September das Kellermannsche Corps bei Valmy angriff. Da aber Dumouriez seinem Kollegen zu Hülfe kam, behauptete solcher seine Stellung. So sahe zwei Tage nachher der Herzog sich zu einem Waffenstillstand genöthigt, und mußte sieben Tage nach diesem den Rückzug aus Champagne antreten. Unterdessen war durch Verrath Mainz in Custine's Hände gekommen; hätte Custine sich nun schnell nach Coblenz gewendet, und dort die preußischen Magazine genommen, statt daß seine Horden planlos in der Wetterau umherstreiften, so würden für das alliirte Heer die Folgen noch schrecklicher geworden seyn! So aber kamen Preußen und Hessen ungeneckt bei Coblenz über den Rhein zurück, und der Herzog eröffnete im März des folgenden Jahres, am Oberrheine den Feldzug mit neuer Kraft, doch ohne rechtes Einverständniß mit den Oesterreichern. Sein nächster Zweck war: die Eroberung der französischen Festung Landau vorzubereiten, wozu man sich nur durch Eroberung der Weissenburger Linien den Weg bahnen konnte. Die Franzosen hingegen unternahmen zur Entsetzung von Landau, am 14ten Septbr. einen allgemeinen Angriff von Straßburg bis Saarbrück auf Wurmser und den Herzog, welcher letztere darauf gegen Moreau, bei Pirmasens, jene blutige Schlacht lieferte, deren Resultat war, daß die Franzosen aus ihrem Lager bei Hornbach verdrängt und genöthigt wurden, sich an die Saar zurückzuziehen. Vier Wochen später (am 13. Oct.) eroberte der Herzog, vereinigt mit Wurmser, wirklich die berühmten Linien, aber der in der Nacht vom 16. zum 17. Novbr. auf das feste Bergschloß Bitsch, (den Schlüssel des Vogesischen Gebirgs) unternommene Sturm mißlang völlig. Dagegen besiegte zwar der Herzog die französische Mosel-Armee, welche unter Hoche, um Landau zu entsetzen, aus dem Gebirge hervorbrach, am 28. und 30. Novbr. bei Kaiserslautern; allein die unaufhörlichen

chen Angriffe welche Hoche und Pichegru, ohne Rücksicht auf ihren Menschenverlust, fast täglich unternahmen, und wodurch ihnen endlich am 22. Decbr. die Durchbrechung der österreichischen Linien an der Motter gelang, nöthigte die Oesterreicher zum Rückzug über den Rhein. Ein Unglück, welches zugleich den Rückzug des Herzogs bewirkte. — Nun schien dem gekränkten Helden das Maaß der Intriguen und Kabalen, welche seine trefflichsten Plane vereitelten, voll zu seyn; er legte die Oberbefehlshaberstelle nieder, und widmete sich dem Wohl seiner nach ihm seufzenden Unterthanen.

Als der geliebte Fürst am 6ten Febr. 1794 in seine Residenz zurückkehrte, empfing ihn der erfreuten Unterthanen allgemeiner Jubel, und die Freude äußerte sich auf die humanste Art, indem zum Denkmal des frohen Tages, von den wohlhabenden Einwohnern der Residenz, durch freiwillige Beiträge ein Capital von 10,000 Thlr. zusammengebracht wurde, dessen Zinsen zum Unterhalt verarmter Bürger verwandt werden sollten. Der Herzog erließ am 1. Mai d. J. jenes treffliche, die künftigen Cammerschulden betreffende Edict, wodurch er (nach seinem eignen Ausdruck) nicht nur seinen Nachfolgern, sondern sich selbst die Hände binden wollte, um des Landes daurenden Wohlstand zu sichern. Wahrlich eine unverwelkliche Blume in dem Kranze seines wohlthätigen Regenten-Lebens! Mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit unterstützte er den vom edlen Leisewitz entworfnen Plan zur zweckmäßigern Einrichtung der braunschweigischen Armen-Anstalten, und gewiß waren es nicht blos finanzielle, sondern auch ächt landesväterliche Rücksichten, die ihn bestimmten, die Zerstörung der braunschweigischen und wolfenbüttelschen Festungs-Werke mit so raschem Eifer zu betreiben. Die Ereignisse der furchtbaren Jahre 1806 und 1813 haben bewiesen, welche Wohlthat dadurch dem ganzen Lande, und besonders den Bewohnern der beiden Hauptstädte bereitet wurde.

Indessen darf der Dankbarkeit Gefühl die ernste Wahrheitsliebe der Geschichte nicht bestechen. Sie darf nicht verschweigen, daß C. W. F. in seines ruhmwürdigen Lebens letzten Jahren, leider! in jene Charakterschwäche verfiel, die er selbst oft an seinen Vorfahren ge-

rügt hatte. Der edle, unglückliche Greis ward leider das Spiel der verworfensten französischen Intrigue; durch Höllenkünste drang man ihm eine neue französische Geliebte auf; — seine edle Freundin tödtete der Gram; seine treusten Diener jammerten, und der treuste derselben endete, in Verzweiflung über des geliebten Fürsten Verblendung, durch Selbstmord sein Leben. Carl Wilhelm Ferdinand stand allein; er hatte keinen wahren Freund mehr. Ohne Vorwurf hätte er im Greisenalter vom öffentlichen Schauplatz abtreten können; aber man weckte noch einmal das Phantom seiner jugendlichen Ruhmsucht, und er übernahm Lasten, die jetzt seine Kräfte weit überstiegen. Schon seine Reise nach St. Petersburg bewies, daß er, seine Kräfte mißkennend, aus dem von der Natur selbst ihm gezeichneten Gleise schritt. — Noch mehr, da er als Oberbefehlshaber jetzt an die Spitze des entarteten preußischen Heeres trat, und damit den Kampf für Deutschlands Ehre und Selbstständigkeit gegen den furchtbarsten, jedes Mittel benutzenden Gegner zu bestehen wagte. — Die Schlacht bei Auerstädt entschied über sein und seines Landes Schicksal. Verwundet und gleichsam vom stolzen Sieger geächtet, mußt' er selbst sein Vaterland verlassen und im Dorfe Ottensen (bei Altona) am 10ten Novbr. 1806 sein edles Leben jammervoll beschließen. Als ruhmvoll für die heilige Sache der Menschheit gefallenem Helden, als wahrhaftem Vater seiner Unterthanen, flicht ihm die Geschichte den unverwelklichen Kranz des ewigen Nachruhms. Segen, heiliger Segen über seine Asche!

Friedrich Wilhelm

Herzog von Braunschweig-Oels und Bernstadt.

Des Menschen hohe Schule sind seine Schicksale, seine Leiden, seine individuellen Erfahrungen. Des Gemüths vorherrschende Meinungen werden dadurch entwickelt, und die Ansichten von des Lebens höchsten Zwecken danach meistens gemodelt. Sogar dem Charakter wird oft durch ihre Gewalt ein daurender Stempel aufgedrückt. Dennoch kann niemand in Abrede stellen, daß auch die erste Richtung, welche durch zweckmäßige oder verkehrte Jugend-Erziehung den Keimen der aus dem Innersten sich hervordrängenden Begierden gegeben wird, ihre fast allmächtige Wirksamkeit durch's ganze Leben beweise. Um wahr und gerecht das Bild eines auf der Weltbühne ausgezeichneten Menschen, den Zeitgenossen sowohl als den Nachkommen, zum vollgültigen Urtheil über Verdienst und Werth seiner Thaten darzustellen, — bedarf es also gewiß genügender Umrisse von des vorgeführten Helden eigenthümlichen Jugend-Verhältnissen, von der Erziehung, die er erhielt, und von den Schicksalen, die sowohl den Gang seiner Charakter-Entwicklung, als seiner Lebensansichten u. s. f. bestimmten. Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels war weder, wie die Vossischen Zeiten ihn schildern, ein inconsistenter, — noch, wie sein vormaliger Cabinetsrath ihn zeichnet, ein fast unbegreiflich launenhafter Mensch.

Wer von Jugend auf ihn zu beobachten Gelegenheit fand, und die eigenthümliche Art der Entwickelung seines Charakters zu verfolgen, Unbefangenheit genug bewahrte, wird sich daher kaum des Unwillens über so unwürdige und seichte Schilderungen erwehren können. Einer künstlichen Rechtfertigung des verewigten Fürsten bedarf es auch in der That weniger, als einer getreuen Darstellung nicht nur dessen, was er war, sondern auch dessen, wodurch er so und nicht anders wurde. Der angeregten Leidenschaft wird zwar eine den Gesetzen der historischen Wahrheit rücksichtslos huldigende Darstellung keinesweges erfreulich seyn; allein es kommt hier nur darauf an, im Tempel der Geschichte ein treues und wahres Bild des Fürsten aufzuhängen, der seiner hohen Ahnherrn würdig, den Heldentod für des Vaterlandes Ehre und Freiheit starb. Dieser schöne Tod sollte billig — so will es das unverdorbene Menschengefühl — eine versöhnende, und feindselige Leidenschaften beruhigende, Kraft gehabt haben. Auch würde das höchst wahrscheinlich der Fall gewesen seyn, wenn nicht überschrobene Apologien und Panegyriken so vorschnell als unüberlegt geliefert worden wären; oder wenn wenigstens die nagelneue Censur, ihrer Pflicht eingedenk, den verewigten Fürsten gegen seine unberufenen Freunde im Tode zu schützen gesucht hätte, da der Held im Leben immer Manns genug gewesen war, sich selbst gegen seine Feinde zu vertheidigen.

Darum steht nun, leider! die Sache also, daß die in tausend Gemüthern brennende Wunde weder durch die gutmüthigen Recepte der Hallischen Salina, noch durch die Unparteilichkeit des hamburgischen Correspondenten gründlich geheilt werden mag. Nur die Wahrheit darf hier entscheiden, und obgleich es dabei auf keine Heiligsprechung, nach Art der römischen Curie, abgesehen ist, so wird man doch jezuweilen auf die in den Zeiten erhobene Stimme einige Rücksicht nehmen müssen.

Friedrich Wilhelm, der vierte und jüngste Sohn des um sein Erbland hochverdienten Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand, ward zu Braunschweig am 9. Octbr. 1771 geboren. Seine ältern Brüder wurden, der Vorschrift des D. Wageler zufolge, bald nach ihrer Geburt in kaltem Wasser gebadet, und überhaupt, der da-

mals vorherrschenden Mode zu gefallen, so unklug behandelt, daß unheilbare körperliche Gebrechen davon die traurigen Folgen waren. Prinz Wilhelm entging durch kräftige Vorstellungen des Leibarztes Dr. Brückmann jener heillosen Behandlung — und behielt seine Gesundheit. Die drei jüngsten Prinzen: Georg, August und Wilhelm, im Alter nur durch wenige Jahre unterschieden, bekamen einen eigenen Hofmeister in der Person des Hrn. v. Ditfurth. Ihr Vater — welcher sich mancher Mißgriffe in seiner eigenen Erziehung, die wirklich mehr als liberal gewesen — erinnerte, glaubte seine Söhne durch pünctliche Ordnung und unnachsichtige Strenge gegen Verirrungen der Jugend sichern zu können. In alle Staats- und Militärangelegenheiten des preußischen Hofes verwickelt, und dazu noch mit der Regierung seines eignen Landes unablässig beschäfftigt, blieb ihm durchaus weder Zeit noch Muße übrig, die Erzieher und Lehrer seiner Söhne nach eigner Prüfung zu wählen. Ditfurth, ein allerdings gewandter Hofmann, dem es nicht an Kenntnissen fehlte, ließ gegen die fürstlichen Knaben seinen, an barbarische Wildheit gränzenden Jähzorn oft durch die empörendste Behandlung aus. Besonders mußte der lebhafte Wilhelm die rohen Ausbrüche des pädagogischen Jähzorns empfinden. Eine kindische Unachtsamkeit an der Tafel zog ihm sogar einmal einen so derben Faustschlag (des Hrn. v. D.) in's Gesicht zu, daß Ströme von Blut dem unglücklichen Knaben aus Nase und Mund flossen. Dennoch durfte er (zur strengsten Subordination gegen den Vorgesetzten gewöhnt) es nie wagen, das von innerm Grimm zerrissene Herz, der zärtlich gutmüthigen Mutter, oder gar dem strengen Vater zu öffnen. War sein tyrannischer Oberaufseher der Gegenstand eines tiefen Hasses, der fest in dem jungen Herzen wurzelte und alle sanften Gefühle kindlicher Hingebung schon in der Geburt erstickte, — so mußte sein erster Lehrer Jokardi, der dem Herzog vom Abt Resewitz empfohlen worden, gar bald für ihn ein Gegenstand der Verachtung werden. Denn dieser sonst mit herrlichen Talenten ausgerüstete Mensch ergab sich dem Laster der Trunkenheit und anderen niedrigen Ausschweifungen in solchem Grade, daß oftmals die empörendsten Scenen im Schlafzimmer der Prinzen selbst erfolgten. Endlich erfuhr der Herzog jene Schändlichkeiten; Jokardi mußte bei Nacht und Nebel

fliehen, ließ sich bei einem nach Ostindien bestimmten hannöverschen Bataillon anwerben, und hat seine Laufbahn in fernen Weltgegenden beschlossen.

Seine Nachfolger, Pockels und Berkhan, waren Männer von unbescholtnem Ruf und untadelhaftem Wandel. Jener wurde von einem berühmten Professor, dieser durch einflußreiche Verwandten dem Herzoge zum Lehrer seiner drei jüngsten Söhne empfohlen. Aber der Ditfurthschen Despotie vermochten diese — in sehr beschränkten Verhältnissen lebenden Männer — keineswegs mit Erfolg entgegen zu arbeiten. Der Gang der Erziehung blieb sich daher in der Hauptsache gleich, — und das periodische Eingreifen des Herzogs verdarb viel mehr, als es gut machte. Der Herzog erschien nämlich immer nur zufällig, oft sogar in der finstersten Laune, wenn er von Halberstadt oder Berlin u. s. f. zu Hause kam, und etwa noch Licht in der Prinzen Zimmer sah. Bei'm Unterricht hörte er dann mißmuthig zu, examinirte auch wohl selbst, und ließ nicht selten seine bittre Stimmung durch harte Worte gegen die schüchternen, schon durch des strengen Vaters Gegenwart bei ihren Antworten verlegenen Knaben aus. — Der feurige, vom brennendsten Ehrtriebe begeisterte Wilhelm empfand doppelt tief jedes harte Wort, jede unwürdige Behandlung. Die Auszeichnung, deren er zuweilen vor seinen Brüdern genoß, thaute darum auch die harte Rinde, welche sich um sein tieffühlendes Herz gezogen hatte, nicht auf; denn dieses Herz verlangte Liebe, Theilnahme, Hingebung. Das alles fand er ja nur bei den Bedienten, die ihn bedauerten; bei Menschen geringen Standes, die oft im Stillen seine kleinen Wünsche erfüllten; bei einem seiner Lehrer, der ihm jezuweilen behülflich war, der barbarischen Strafe des Obervorgesetzten zu entrinnen. Sein Innerstes blutete, wenn er im Hinterhofe des Schlosses, wo des Vaters erster Kammerdiener Laun wohnte, dessen Söhne mit ihren Gespielen fröhlich umherspringen sah, sich selbst aber im engen Zimmer gefesselt fühlte. Erhaschte er nur einen glücklichen Augenblick, um bei'm Soldatenspiel der Knaben das Amt des Tambours zu verwalten, o wie selig, wie hingebend, wie kindlich froh war er dann! Sein Flug ging in's frische, freie Leben hinaus; der Zwang, der unnatürliche, dessen Zweck und Ziel man ihm nicht

einmal zeigte, empörte sein innerstes Selbst. Man nannte das Caprice, — und wenn es einmal so heißen soll, dann mag's wahr seyn, daß er aus Caprice wenig lernte. Aber er würde bei seiner rastlosen, angebornen Thätigkeit und bei seinem brennenden Ehrtriebe recht viel und gern gelernt haben, wäre ihm das Warum und Wozu nur einigermaaßen klar geworden. An der Geschichte seiner großen Ahnherrn hätte sein Geist sich erstarken, sein Gemüth sich fröhlich ergetzen können; aber er wußte und hörte von jenen Geschichten so wenig, daß er seinem nachmaligen Cabinetsrathe fast mit Unwillen die Frage vorlegte: ob es denn wahr sey, daß die Familie der Herzöge von Braunschweig eigentlich aus Italien abstamme?

Man überschaue noch einmal die traurige Wüste der ersten Jugendbildung des verewigten Fürsten! Voran steht der strenge, gleich einer strafenden Gottheit stets gefürchtete Vater, und neben ihm ein verhaßter, mit barbarischer Rohheit jeden fröhlichen Jugendkeim niederdrückender Erzieher. Diesem zur Seite erblickt man einen verächtlichen, lasterhaften Lehrer, und im Hintergrunde dienstfertige Knechte, die den erwachten wilden Gefühlen des Knaben schmeicheln, während die bessern Menschen (eingeklemmt in enge Hof-Verhältnisse), weder Kraft noch Muth haben, dem heillosen Unwesen entgegenzuwirken.

Als der jüngste Prinz hatte Friedrich Wilhelm, bis in die Jahre des männlichen Alters, durchaus keine Aussicht, zur Regierung des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel zu gelangen. Sein höchstes Ziel war die Erringung einer Oberbefehlshaberstelle im preußischen Heer. Wissenschaften, Beobachtungen und Erfahrungen, die dem künftigen Regenten ersprießlich und unentbehrlich sind, lagen daher ganz außerhalb des Unterrichts-Kreises, worin er geistlos genug herumgetummelt wurde. Fechten, Tanzen, Reiten und Exerciren, lernte er vortrefflich, — seicht und oberflächlich aber selbst die Wissenschaften, welche den Krieger zieren. Man hatte ihn nie gewöhnt, seine Aufmerksamkeit dauernd und fest auf einen Punct zu richten. Wäre er nur bei der Mathematik festgehalten worden, so würde sich das von selbst gefunden haben. Aber in seiner ganzen Erziehung war weder Ein-

heit des Zwecks, noch Einheit der Mittel. Ueberall fühlte er nur die angelegten Fesseln, und seine innre Kraft, die man wohlthätig zu beschäfftigen fast ganz vergaß, strebte nun unwillkührlich, jene Fesseln zu sprengen.

Im funfzehnten oder sechszehnten Jahre trat der Prinz als Staabs-Capitän in's Riedeselsche Infanterie-Regiment zu Braunschweig. Die gewöhnliche Soldaten-Laufbahn ward ihm dadurch eröffnet. Am Hof seines Vaters spielte er eine sehr eingezwängte, fast drückende Rolle. Das Bild eines vollkommnen und unübertrefflichen Fürsten hielt man ihm dabei stets in der Person und in der ganzen Handlungsweise des regierenden Herrn vor. Und wirklich war das Benehmen dieses seltenen Fürsten einzig, wenn es darauf ankam, im ersten Anlauf Menschen für sich zu gewinnen. Indessen verstand C. W. F. auch die Kunst, seine Diener und sogar seine ersten Geschäfftsmänner in einer so schüchternen Unterwürfigkeit zu erhalten, daß energischer Widerspruch gegen seine, nur als höfliche Wünsche ausgesprochnen Befehle bei jenen Menschen fast in das Reich der Unmöglichkeiten gehörte. Durch eine lange und für des Landes Wohlstand segensreiche Regierung, war jener Geist der Schüchternheit bei dem braunschweigischen Hof- und Geschäffts-Personal einheimisch geworden. Friedrich Wilhelm fand ihn noch vorherrschend, als er nach mancherlei seltsamen Schicksalen die Regierung des väterlichen Erblandes übernahm; — und auch in seiner Erinnerung war das Bild des hochverehrten Vaters noch lebendig geblieben. Er suchte es also auf seine Weise zu copiren, und es war leider niemand vorhanden, der Muth und Kraft genug gehabt hätte, ihn auf die Mißgriffe in dieser Nachahmung aufmerksam zu machen.

Schon als Jüngling war ihm die ängstliche Circumspection am Hofe, wodurch er sich auf allen Seiten befangen und eingeschüchtert fühlte, höchst widrig gewesen. Seine fröhlichsten Stunden hatte er verlebt im Cirkel einiger angesehenen bürgerlichen Familien, mit welchen ihn seine Lehrer bekannt machten. Man darf behaupten: daß damals in seinem Gemüthe die reine Flamme der ersten anspruchlosen Liebe aufloderte, abgefeimte, nichtbürgerliche Coquetterie aber nur zu bald dafür sorgte, daß jene

heiligen Gefühle ihre bestimmtere Richtung auf sinnlichen Genuß erhielten. Friedrich Wilhelm war ein schöner Jüngling; — er ist auch ein schöner Mann geblieben. Aus seinen Augen strahlte Muth und ungedämpftes Jugendfeuer. Seine Gesichtsbildung und seine Mine war sanft; seine Haltung, bei mittlerer Körpergröße, edel. Kraft und Gewandtheit sprachen aus allen Bewegungen des wohlgebauten Leibes. Zu Pferde erschien er jedem weiblichen Auge als ein ausgezeichnet herrlicher Mann.

Diesen feurigen Jüngling, in dessen Gemüth die volle Lebenskraft gohr, sandte man unter Aufsicht eines sehr gelehrten, aber durch die seltsamsten Eigenheiten ausgezeichneten Mannes, von dem es in dieser Hinsicht genug ist, zu sagen: daß er nie Gatte und Vater hat werden, nie die Freuden des häuslichen Glücks hat genießen wollen, — auf Reisen! Was konnte der gelehrte, nachmalige Bibliothekar Langer dem Prinzen seyn? Väterlicher Freund doch nimmermehr! Und — wußte der Prinz, daß er in den Berichten seines Mentors an den Durchlauchtigsten Vater fast immer als ein petit ignorant figurirte, woher sollte dann Vertrauen und kindlichfrohe Hingebung, ohne welche doch durchaus keine wohlthätige Einwirkung des ernsten erfahrnen Mannes auf die Charakter-Entwicklung des sprudelnden Jünglings gedacht werden mag, entstehen? Wie schien doch Alles gleichsam absichtlich darauf angelegt, das herrlich kräftige Gemüth des jungen Fürsten zu verstimmen, und seinen ersten Ausbrüchen eine so schiefe Richtung zu geben, daß nur die angeborne eigene Kraft, in der Schule der bittersten Leiden und Erfahrungen geübt, nach unzähligen verfehlten Versuchen und harten Mißgriffen sich auf den rechten Weg zurück arbeiten konnte! — Wie, hat jene empfangene schiefe Richtung der verewigte Held, oder haben sie Andre zu verantworten?

Als der Prinz, aus dem väterlichen Haus entlassen, in preußische Kriegsdienste trat, suchte der regierende Herzog ihn fortwährend in dem alten Zwang zu erhalten. Er ward daher in Magdeburg mit strengen Aufsehern und verhaßten Aufpassern umgeben. Dieser unnatürliche Zwang dauerte sogar fort, als der Prinz in den Feldzügen von 1792 und 1793 schon Beweise hoher Ta-

pferkeit und eines brennenden Ehrtriebes gegeben hätte, da er den schwarzen Adler-Orden trug, und als Obrister das in Halle garnisonirende Thaddensche Infanterie-Regiment befehligte. Er fühlte sich auch da mehr beschränkt als der jüngste Fähnrich. Er durfte ohne besondere Erlaubniß keine Nacht abwesend seyn, und wußte, daß die älteren Officiere fast ohne Ausnahme den Auftrag hatten, ihn scharf zu beobachten und seinem Vater fleißig über sein Betragen Bericht zu erstatten.

Um so lieber hing er sich an junge, leichtfertige Officiere, von denen er überzeugt zu seyn glaubte, daß sie mit ihm gleiche Gefühle hatten, daß sie ihn nicht anschwärzen würden. Ihm ward kein erfahrener, ernster Freund gegönnt; darum gewannen junge Brausköpfe seine Freundschaft, und sein Vertrauen schenkte er, wie in der Kindheit, Menschen aus der niedrigen, dienenden Classe, weil er nur bei ihnen die Anhänglichkeit, die Treue und Hingebung zu finden vermeinte, welche sein Herz zur Befriedigung eines mächtig gefühlten Bedürfnisses erheischte. Unter solchen Umgebungen konnt' es freilich an mancherlei jugendlichen Ausschweifungen nicht fehlen. Sie würden aber in jeder anderen Garnison ungleich weniger zur Publicität gelangt seyn, als sie in Halle, vermöge des Zusammenstoßes mit dem Freiheitsgeiste der dortigen Studenten, dazu gelangten. Wilde Jugendkräfte wirkten dort unmittelbar gegen einander, und rieben sich bald so heftig, daß die ärgerlichsten Scenen daraus erfolgten. Der Prinz mußte, um seine fürstliche militärische Ehre zu retten, zu dem in Prenzlau garnisonnirenden Regiment des General Kleist versetzt werden.

Eine wild verlebte Jugend ist jedoch nicht immer eine schlecht verlebte zu nennen. Heinrich V. von England war ein wilder Prinz, und wurde ein großer König. So hatte auch Friedrich Wilhelm die angeborne Kraft eines hochaufstrebenden Geistes im Taumel stürmischer Jugendfreuden nicht vergeudet. Ein Fürstenherz, und was fast mehr noch sagen will, eines deutschen Mannes Herz war ihm geblieben. Er fühlte sich unwürdig behandelt bis zur Reife des männlichen Alters. Dieses Gefühl, verbunden mit dem des Zwanges in Verhältnissen, die ihm verschroben, zwecklos und fast kleinlich erschienen,

äußerte sich zuweilen durch rohe Ausbrüche, welche Verleumder für Hang zur Gemeinheit, wohl gar für Anzeigen eines schlechten Charakters ausgaben. Sein kluger Vater hatte während einer langen Reihe von Jahren, unter den mannigfaltigsten Verhältnissen, in den Cirkeln der großen Welt die ausgebreitetste Menschenkunde erworben; aber den wahren Menschen in seinen innersten Tiefen zu erkennen und richtig zu beurtheilen, das hatte er nicht gelernt. Davon zeugten wiederholte Mißgriffe bei der Wahl seiner Günstlinge. Sein freier, gewandter Blick schöpfte gewöhnlich nur die Oberfläche ab, — und leider drang er auch bei seinem Wilhelm nicht in das innere Heiligthum der stürmischen Gefühle, welche diesen seltenen jungen Mann rastlos hin und her warfen. So blieb stets eine Kluft zwischen Vater und Sohn. Die Erfahrungen und die eingelernte Lebensklugheit des Ersteren fanden keine Empfänglichkeit im Gemüth des Letzteren. Carl Wilhelm Ferdinand wollte den auflodernden Revolutionsgeist der Zeit durch nachgiebige Geschmeidigkeit dämpfen. Friedrich Wilhelm fühlte sich durch jenen Geist selbst exaltirt; aber er fühlte, wie ein ächt deutscher Fürst, zugleich brennenden Haß gegen das leichtsinnige fremde Volk, dessen Auswurf am Hofe seines Vaters Auszeichnung, Geld und mehr als humane Gastfreundschaft empfing, doch gewöhnlich dafür mit schnödem Undank, wohl gar mit schändlichem Verrath lohnte. Aus eben diesem Gesichtspunct betrachtete er die damalige Politik des preußischen Cabinets. Sein Urtheil war ungeläutert, aber im Grunde richtig, wahr und fest: auf solchem Wege müsse Preußen, müsse Deutschland untergehen und die Beute fremder Raubsucht werden; auch sey der Zeitpunct nicht fern, wo das gefürchtete allgemeine Nationalunglück eintreten, wo kein deutscher Fürst seines alten, heiligen Erbes mehr sicher seyn werde. So hat er sich mehreremal gegen seinen alten Lehrer B., so gegen Menschen geäußert, die sein Vertrauen besaßen. Ueber den damals vorherrschenden Geist im preußischen Heere, wie über dessen inn're Verfassung und Organisation, konnt er gegen Vertraute nie ohne Bitterkeit sprechen. Ein Theil solcher Bitterkeit mochte freilich auf Rechnung des Zwanges und der scharfen Verhältnisse kommen, wodurch er sich selbst bei'm preußischen Heere befangen fühlte; sein patriotischer Unwille, der sich dabei gleichfalls

äußerte, entsprang aber gewiß aus edlern Quellen. Wohl fehlte es dem Prinzen an hinlänglicher Geistesbildung, um die großen drohenden Erscheinungen der Zeit völlig zu begreifen, und ihren furchtbaren Gang nach Ursache, Folge und Zusammenhang richtig zu erfassen; allein sein gesunder Verstand sah dennoch in manchen Stücken ungleich richtiger die Zukunft voraus, als viele überfeine Politiker, welche sich unendlich über ihn erhaben dünkten.

In dieser Stimmung und bei diesen Ansichten, erfuhr er die Absicht seines Vaters, ihn zu verheirathen, weil die Ehe des Erbprinzen kinderlos blieb, auch ein provisorisches Experiment andrer Art im fürstlichen Hause nicht die gewünschten Erfolge gehabt hatte. Wenn der Prinz jenes Experiment, wie wohl nicht zu bezweifeln steht, kannte, so muß jeder redliche Mann, so muß vor Allem die erwiesener Wahrheit rücksichtslos huldigende Geschichte Fr. Wilhelms Charakter und Selbstgefühl darum edel und achtungswürdig finden, daß er sich weigerte, eine Verbindung einzugehen, bei welcher hauptsächlich nur seine Procreations-Fähigkeit in Anspruch genommen zu werden schien. Hier kam es nicht an auf romanhafte Begriffe von Liebe und Ehe, nicht an auf rohe oder feine Meinungen über das weibliche Geschlecht, sondern auf das ewig heilige Bewußtseyn von der Würde des Menschen, der nicht, wie ein Thier, Mittel zu fremden Zwecken seyn will. Ein Bewußtseyn, welches doch wohl mehr werth ist, als die mechanische Fähigkeit, seinen Stamm fortzupflanzen.

Ueberdem mußte der Prinz fürchten, unter den Augen seines Vaters als Ehemann noch viel ärgerlicher beschränkt und beobachtet zu werden, als es in seinen bisherigen Verhältnissen der Fall gewesen war. Er kannte ja die schimpflichen Scenen, welche in Braunschweig die seynsollende Verschwendung des Erbprinzen herbeigeführt hatte. Ihm konnte ja nicht unbekannt seyn, wie die kleinlichste Plusmacherei damals zur Tagesordnung gehörte, und wie viele geschäfftige Aufpasser und Angeber auf der Lauer stehen würden, um selbst seine häuslichen Verhältnisse zu belauschen, und ihren Bericht darüber zu erstatten. Dazu kam noch die beängstigende und wohlgegründete Furcht vor dem Ausbruche eines Orkans in der

politischen Welt, der alle Berechnungen über Erbfolge im väterlichen Lande u. s. f. plötzlich zu Schanden machen konnte.

Nur seiner sanften, guten Mutter liebevolles Zureden bewog ihn also zur Nachgiebigkeit, und er vermählte sich am 1sten November 1802 mit der Prinzessin Maria Elisabeth Wilhelmine von Baden. Es würde lächerlich seyn, eine unter so widerwärtigen Auspicien und mit so widerstrebenden Empfindungen geschlossene Verbindung als Muster glücklicher Ehen darzustellen. Wer zu viel beweisen will, beweist am Ende gar nichts. So mag denn auch nicht geleugnet werden, daß diese Ehe, so lange sie kinderlos blieb, zuweilen durch stürmische Scenen getrübt wurde. Die Geburt des ältesten Prinzen, (des jetzt unter brittischer Vormundschaft regierenden Herzogs) Carl Friedrich August Wilhelm, war jedoch für die Braunschweiger ein wahres Volksfest. Die neuen Freuden und das heilige Vatergefühl entwickelten erst die schönen Empfindungen ehelicher Zärtlichkeit und Liebe in Friedrich Wilhelms Herzen. Er selbst trug den Erstgebornen den glückwünschenden Abgeordneten mit sichtbarem Entzücken entgegen. Er verkannte den glücklichen Eindruck nicht, welchen diese ungekünstelten Aeußerungen heiliger Naturempfindungen auf Braunschweigs Bewohner machten. Er konnte darauf rechnen, daß dadurch die widrigen Erinnerungen seines frühern Jugendlebens bei einem Volke, das mit so ausgezeichneter Vorliebe an dem hochverehrten Fürstenstamme hing, völlig ausgelöscht werden würden. Er gelobte sich's also selbst, ein sanfter Gatte, ein guter Vater zu seyn, und von nun an gewann die anspruchlose Tugend, erhielt die sanfte Herzensgüte einer liebenswürdigen Gattin den wohlthätigsten Einfluß auf seinen Charakter. Es gab Rückfälle, aber nie Scenen von so stürmischer Art, als früherhin vorgefallen waren. Zu Prenzlau und Braunschweig lebte vielmehr Friedrich Wilhelm von nun an in selten getrübtem häuslichen Frieden. Die Verleumdung schwieg, und doch gab es der Beobachter noch immer genug. Wer die Verhältnisse an Carl Wilhelm Ferdinands Hofe durchschaute, konnte jenes Schweigen nicht für ein gebotenes halten. Dem braunschweigischen Publicum ließ sich so etwas gar nicht gebie-

ten. Darum darf man aus jenem Verstummen wirklich mit gutem Recht den Schluß ziehen: Friedrich Wilhelm führte damals mit seiner Marie, der er äußerlich die zarteste Aufmerksamkeit widmete, eine zufriedne, sein reiferes Mannsalter sanft beglückende Ehe. Da der Prinz durch den Tod seines Oheims, des Herzogs Friedrich August, am 8ten October 1805 zum Besitz des Herzogthums Oels und Bernstadt gelangte, wurden auch seine finanziellen Verhältnisse bedeutend verbessert, und er konnte unabhängiger von dem Zwange verhaßter Aufpasserei fortan zu leben hoffen. Daß er selbst zur Regierung der väterlichen Staaten gelangen würde, dazu war auch damals noch sehr geringe Aussicht vorhanden. Der Erbprinz, von Ansehn ein rüstiger Mann ohne heftige Leidenschaften, hatte kaum das 40ste Jahr erreicht. Noch war kein entscheidender Schritt gethan, um die beiden Prinzen Georg und August auf das Recht der Erbfolge oder Primogenitur (eines Grundgesetzes im fürstlichen Hause) Verzicht leisten zu lassen. Noch traf der regierende Herzog durchaus keine Vorkehrungen, seinen jüngsten Sohn in die Cammer, in das Geheimeraths-Collegium u. s. f. einzuführen, um ihm zur praktischen Kenntniß der Regierungs-Geschäffte Anleitung zu geben, wie es doch mit dem Erbprinzen schon vor Jahren geschehen war. Vielleicht würde man es dem jüngsten Prinzen sehr übel ausgelegt haben, wenn er sich dazu gedrängt, oder durch eigene Beobachtungen und Nachfragen genaue Einsicht in den Geschäfftsgang u. s. f. zu erlangen gestrebt hätte. Der Reiz von außen her zu dergleichen Beschäfftigungen fehlte ihm gänzlich, und da er selbst nicht hoffen mochte, jemals den Fürstenstuhl seines Vaters zu besteigen, so fehlte bei einer vernachlässigten und beinahe verkehrten Erziehung auch der Reiz von innen. Eben so beschränkt waren seine Verhältnisse in dem fast absichtlich mit Schulden überhäuften Fürstenthum Oels, wo es einzig auf cameralistische Sparsamkeit ankam, um dem Nachfolger des Herzogs Friedrich August ein jährliches Einkommen von etwa 10,000 Thlr. zu sichern. Unter solchen Umständen hätt' es also wohl eines Wunders, einer Art von Inspiration bedurft, um selbst im gewöhnlichen Gang der Dinge den Herzog Friedrich Wilhelm urplötzlich zu einem geschickten Regenten zu bilden. Nur der gewaltige Andrang des furchtbaren Orkans, wel-

cher bereits im Jahre 1805 Norddeutschland zu verheeren drohte, kann als zureichender Rechtfertigungs = Grund für den staatsklugen Carl Wilhelm Ferdinand angeführt werden, warum er es vernachlässigte, seinen jüngsten Sohn auf den Stand = und Gesichtspunct zu heben, von welchem aus der junge Mann mit freiem Blick den Umfang seiner künftigen Regenten = Pflichten überschauen, und zugleich seine Schultern allmählig an die Last gewöhnen konnte, welche sie dereinst tragen sollten.

In eben dem Jahre, welches unsern Friedrich Wilhelm zum zweiten Male (durch die Geburt des Prinzen August Ludwig Wilhelm Maximilian Friedrich) mit Vaterfreuden beseligte, brach jener furchtbare Orkan los. Wie mit einem Gewaltschlage wurden plötzlich alle bisherigen Verhältnisse nicht nur verändert, sondern völlig über den Haufen geworfen. Ein schneller, höchst unerwarteter Tod endigte das Leben des Erbprinzen. Die Acte, vermöge welcher die Prinzen Georg und August auf des väterlichen Erblandes Regierung verzichteten, war noch nicht einmal nach herkömmlichen Formen ausgefertigt, als der unglückliche 14te October die jammervollste aller Katastrophen herbeiführte. Friedrich Wilhelm, dessen Regiment bei dem Corps des Herzogs von Weimar (welches an der Schlacht keinen Theil genommen) stand, sah auf der Flucht durch Braunschweig seinen unglücklichen, tödtlich verwundeten, von den bittersten Seelen = Schmerzen gefolterten Vater, — unsern ewig unvergeßlichen Carl Wilhelm Ferdinand!

Bei dieser traurigen Zusammenkunft muß die Urkunde unterzeichnet worden seyn, wodurch Friedrich Wilhelm (vermöge der Verzichtleistung seiner Brüder Georg und August) zum Nachfolger in der Landes = Regierung feierlich erklärt wurde; wenn es anders mit der Angabe des 21sten Octbrs. 1806, an welchem Tage sie ausgestellt seyn soll, seine Richtigkeit hat. Irren wir nicht, so kam erst am folgenden Tage (es war ein Mittwoch) der tödtlich verwundete Herzog C. W. F. nach Braunschweig, und verließ die Stadt, begleitet von den Thränen und Seufzern ihrer Bewohner, wieder am Sonnabend, den 25sten October!?

Gibt es noch ein herberes Schmerzens-Gefühl, als flüchtig sein rechtmäßiges väterliches Erbe verlassen, es Räuber-Händen preis geben und sogar das Auffangen der letzten Seufzer eines verehrten Vaters der kalten Pflicht bezahlter Diener anheim stellen zu müssen, so kann es nur das brennende Gefühl gekränkter Ehre, jenes höchsten Kleinods eines Militärs von ausgezeichnetem Rang, seyn. Und auch dieses grausame Gefühl sollte der unglückliche Fürst kennen lernen, da sein Herz schon gebrochen, seine innerste Empfindung schon auf die entsetzlichste Folter gespannt war!

General Blücher, zu dessen Truppen das Armeecorps des Herzogs von Weimar (nachdem derselbe das Commando niedergelegt) gestoßen war, zog sich unter beständigen Gefechten mit einer dreimal überlegenen Macht nach Lübeck, und suchte sich daselbst zu befestigen. Die nacheilenden Franzosen ließen dazu keine Zeit. Am 5ten November war Blücher nach Lübeck gekommen, am 6ten November Vormittags erschien bereits die Avantgarde des Marschalls Bernadotte. Die Brigaden der Generale Frere, Drouet, Leopold Berthier und Pactod drangen, unterstützt durch das Feuer von 16 Kanonen, gegen das Burgthor, dessen Vertheidigung mit drei Bataillonen dem Herzog Friedrich Wilhelm anvertraut war. Fürchterlich wüthete das preußische Kartätschenfeuer unter den andringenden Franzosen. Allein ihre dicht zusammengeschobenen Schlachthaufen, immer vorwärts durch der Führer Zuruf und Strafe getrieben, ließen sich dennoch nicht aufhalten. Viele französische Sappeurs setzten mit wilder Wuth über den Graben, stürzten auf die vordersten preußischen Kanonen, und streckten mehrere Artilleristen zu Boden. Verwirrung entstand, und der Herzog glaubte nun die Kanonen einige Schritte zurückziehen zu müssen, um für ihr Feuer wieder freien Strich zu erhalten. Aber die rasenden Franzosen stürzten wie ein Strom nach, und zu gleicher Zeit drangen unter Legrand die korsischen Schützen durch das Mühlenthor. — Lübeck wurde also unter fürchterlichem Gemetzel mit Sturm erobert, und Blücher mußte jene berühmte Capitulation abschließen, wodurch er selbst mit 11 Generalen, 518 Officiers und 9500 Gemeinen in französische Gefangenschaft gerieth. Sein Bericht an den König gab als

Grund der Erstürmung Lübecks und der daraus erfolgten Capitulation die Nichtbefolgung seiner Befehle bei Vertheidigung des Burgthors an. Tausend und aber tausend Zungen nannten daher den Herzog von Braunschweig-Oels als den Unglücksstifter. Vertheidigung, klare Darstellung des Hergangs der Sache und daraus geschöpfte vollständige Rechtfertigung, ließ die unglücksvolle Zeit nicht zu. Friedrich Wilhelm trug die brennende Wunde gekränkter Ehre im Herzen, und verstärkte Abneigung gegen Preußen war davon die Folge. — Bittre Empfindungen eines leidenschaftlich bewegten Gemüths, bestimmen gewöhnlich auch die Ansichten des nicht vorurtheilfreien Geistes. Daraus mag man es sich erklären, wie in Friedrich Wilhelms Seele der Gedanke: die eigenthümliche Verbindung seines Hauses mit der preußischen Monarchie habe größtentheils über seinen Stamm und dessen Erblande das Unglück gebracht, immer fester wurzelte.

Der Herzog ging von Altona, von dem Grabe seines unvergeßlichen Vaters in Ottensen, nach Karlsruhe, bald darauf nach Schweden, wohin vorerst ein großer Theil des väterlichen baaren Vermögens in Sicherheit gebracht worden war. Bei'm Frieden von Tilsit schwand für ihn die letzte Hoffnung, durch Protektion des Kaisers von Rußland, oder durch Verwendung des ehrwürdigen Großherzogs von Baden, das väterliche Erbe wieder zu erhalten. Sein deutscher Fürstenstolz verschmähte es, demüthig von dem großen Räuber zu erbetteln, was nur heiliges Recht forderte. Förmliche Verzichtleistung verlangte man von ihm nicht. Auch hat er, eine solche auszustellen, nie den Willen gehabt.

Im Friedens-Tractat geschah weder seiner, noch des Kurfürsten von Hessen Erwähnung. So schien denn sein gutes Recht durch nichts, als durch die zermalmende Gewalt Napoleons gefährdet zu seyn. Niemanden hatte er Vollmacht gegeben, für ihn zu entsagen dem vollgültigsten Anspruch auf die braunschweigischen Lande. Er blieb im Kriegsstande gegen Napoleon und dessen raubsüchtige Rotte.

Der Tod einer theuren Gemahlin (am 21sten April 1808) traf fast zerschmetternd sein Gemüth. Alles war nun dahin, was sein Leben versüßen, die im Innersten kochende Rache dämpfen, Hoffnung zur friedlichen Ausgleichung seiner jetzt unausstehlich drückenden Verhältnisse gewähren konnte. Kein Trost, keine Ruhe mehr für ihn, als in der Ausführung des großen, kühnen Gedankens, der seine Seele schon damals stürmisch bewegte. Oesterreich rüstete sich, und seine Entwürfe: die schimpflichen Ketten fremder Gewalt zu sprengen, lagen klar am Tage. In Preußen glühete ein kaum verdecktes Feuer in tausend und aber tausend Gemüthern. Der Tugendbund regte die Geister auf. In Hessen war die Flamme der Insurrection dem Ausbruche nahe. In Tyrol gohr der wüthendste Ingrimm. Brandstoffe waren in allen Gegenden Deutschlands verbreitet. Hannover hatte seine geheimen Werbungen für England. In Braunschweig war der heilige Glaube an baldige Erlösung aus den Banden der Knechtschaft, war die Sehnsucht nach der Erscheinung des rechtmäßigen Fürsten, wenigstens in den unverdorbenen Gemüthern der Volksmasse unzerstörbar. In gefährlicher Verkleidung hatte Friedrich Wilhelm diese und andere Gegenden des nördlichen Deutschlands durchstrichen. Biedere Männer hatten ihn aufgenommen, verborgen, und mit Gefahr für die eigene Freiheit weiter geschafft. Ein stets fortgesetzter, nicht minder gefährlicher Briefwechsel mit einigen altbraunschweigischen Offizieren und Geschäfftsleuten nährte die Hoffnung allgemeiner Gährung und kraftvollen Aufstandes, sobald nur die Erlösung nahe. Der mächtige Reiz von außen her wurde verstärkt durch die noch ungleich mächtigere Stimme von innen. Nun galt es, die kühne Rolle eines zweiten Christian von Braunschweig zu übernehmen. — Aber es galt für mehr als das Gelübde: die Rechte einer schönen Frau *) bis in den Tod zu verfechten. Ehre, Rache, Vaterland, Freiheit erklangen jetzt als hochbegeisternde Losungs-Worte.

Friedrich Wilhelm, mit seinem Entschlusse im Klaren, sandte unter Aufsicht des Major Fleischer seine

*) Der verjagten Kurfürstin von der Pfalz im Anfange des 30jährigen Krieges.

Söhne nach Schweden und von da nach England in Sicherheit, damit die Krallen des Tigers sie nicht als Geißeln für den kühnen Vater zu packen vermöchten. Er selbst begab sich, auf die preußischen Kriegsdienste Verzicht leistend, im Anfange des Jahres 1809 nach Oels; dann nach Nachad in Böhmen. Von dort aus erscholl der Freiheit und des neuen Krieges Ruf. Bernewitz, Korfes, Pott, die Girsewalds und andere altbraunschweigische Offiziere, die es verschmäht hatten, unter des Lüstlings Hieronymus Fahnen zu fechten; Dörenberg, Katt, Herzberg, Männer von ausgezeichnetem Muthe und deutscher Kraft; viele vormalige preußische Offiziere, die mit der neuen Ordnung der Dinge und mit Preußens vorsichtiger Entwickelung seiner innern Staatskraft, deren Tendenz sie nicht zu erfassen vermochten, unzufrieden waren; begeisterte Jünglinge aus Göttingens Hörsälen, wie z. B. der kühne, in Cataloniens Bergen zu frühen Heldentod findende Alers; ja sogar aus dem Staube geistloser Zahlen- und Tarif-Calcüls, wie der bei Oelzer schwer verwundete, kaum den Spähern der geheimen Polizei entronnene Gröttemann, und noch so manche andere, deren Namen im treuen Andenken des deutschen Vaterlandes unsterblich sind, fanden sich ein bei dem Herzog. Den edlen Trieb dieser braven Männer und Jünglinge muß man wohl unterscheiden von dem wilden Kitzel der Rauf- und Raubsucht, welcher nicht minder wirksam seyn mochte, manchen rohen Krieger oder brodlosen Abenteurer dem Paniere Friedrich Wilhelms zuzuführen. Scharfe Sichtung des Waizens von der Spreu erlaubte die eiserne Zeit, erlaubten die beschränkten Verhältnisse des vom Grunde aus neu zu bildenden Corps keineswegs.

Preußens Politik, damals in ihrem Innersten erschüttert, hätte gern beide Augen zugedrückt, um nicht zu sehen, was auf Schlesiens Gränze, was selbst im Bezirk eines der preußischen Hoheit unterworfenen Vasallen-Ländchens vorging. Aber die Argus-Augen der französischen wohlbesoldeten Spione waren nicht zu blenden. Drohende Mahnungen erschollen von Paris her, und Winke erfolgten sogar, daß französische Truppen von Glogau aus das Fürstenthum Oels besetzen würden, wenn der preußische Monarch dem dort getriebenen Unwesen noch

länger ruhig zuschaue. Nun mußten, wie ungern sie auch befohlen wurden, schärfere Maaßregeln gegen die Werbungen auf der Gränze Schlesiens genommen werden. Unter so kritischen Verhältnissen fand ein Mann, der als Sachwalter dem Herzog schon zu Prenzlau nützliche Dienste geleistet, und den er deswegen zu einem bedeutenden Posten in Oels befördert hatte, Gelegenheit, sich bei ihm nicht nur im Lichte des treusten Dieners, sondern auch als ein Genie erster Größe geltend zu machen. Bei dem in der That außerordentlichen Unternehmen mochte der Herzog zu seiner Unterstützung solche Geister für unentbehrlich halten. Er konnte damals noch nicht nach Wunsch belohnen; aber er versprach thätige und ausgezeichnete Dankbarkeit für Aufopferungen, die vielleicht zum Theil mehr in großen Worten, als in wesentlichen, auch der ruhig prüfenden Vernunft ausgezeichneter Belohnung würdig erscheinenden, Diensten bestanden. Die Hindernisse, welche man von Seiten der preußischen Regierung dem Unternehmen des Herzogs in den Weg legen mußte, vermehrten, unter mancherlei Zuhetzungen kleinlicher, gegen das preußische Gouvernement erbitterter Leidenschaften, seinen alten Groll. Oesterreich, das hohe Kaiserhaus, anerkannte ja Friedrich Wilhelm als selbstständigen souveränen Reichsfürsten, trat mit ihm gewissermaaßen in Allianz, und verhieß sogar, daß er mit seinen, auf eigene Kosten geworbenen und ausgerüsteten Schaaren, keinem österreichischen Feldherrn untergeordnet seyn solle! Man muß alle diese seltsamen Umstände wohl beherzigen, um die auffallende Animosität des Herzogs, als er nachmals zur braunschweigischen Landesregierung gelangte, nach ihren wahren Quellen zu beurtheilen und zu würdigen.

Das Corps, welches aus Husaren, Uhlanen, Jägern und leichter Infanterie bestand, wuchs schnell an. Die Reiterei war gut beritten. Zur Uniform wurde die Farbe der Nacht, zum Erinnerungs-Zeichen: es gelte Sieg oder Tod, der am Tschako befestigte Todtenkopf mit kreuzweis gelegten Todtenbeinen gewählt. Und in der That, das Urim Thumim der schwarzen Schaar blitzte schreckensvoll ihren Feinden entgegen. Verachtung des Todes, ausharrender Muth, unbegrenztes Vertrauen auf des heldenmüthigen Führers Leitung, charak-

terisirten diese Schaar. Aber es lag auch in ihrer Organisation, daß strenge Disciplin und milde Schonung feindlicher Länder bei ihr nicht zu den hervorstechenden Tugenden gehörten.

Die Vortrupps, von Katt und Dörenberg geführt, rückten am 14. Mai über Böhmens Grenze in die Lausitz. Die ersten Scharmützel mit den Sachsen, unter Oberst Thielemann, fielen vor bei Peterswalde und bei Nollendorf. Friedrich Wilhelm erließ aus seinem Hauptquartier Zittau begeisternde Proclamationen. Mehrere Exemplare derselben kamen sogar auf der Post nach Braunschweig und in dessen Umgebungen, — denn auf treu ergebene Freunde rechnete man dort. Einigen brach jedoch der Angstschweiß aus, als sie in dem unverdächtigen Couvert die gefährlichen Briefschaften entdeckten! Die Kraft, der Muth, das Vertrauen zur guten Sache, waren nur in der Masse des Volks noch wirksam, weil da der Glaube an einen gerechten Gott und an ein strafendes Weltgericht noch lebendig glühte. Und, laßt es uns demüthig bekennen: dieser Glaube, nicht der klugen Verstand, nicht der schlauen Politik künstliche Berechnung, hat uns errettet aus der schmählichsten Sklaverei. Ein Held, ein Feuergeist, ein glaubensvoller Mensch, wie der verewigte Herzog Friedrich Wilhelm wahrhaftig war, mußte und konnte auf diesen Talisman rechnen; sonst wäre freilich sein kühner Heldenzug nur Tollkühnheit gewesen, wofür ihn so Viele damals hielten.

„Denn was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein gläubig Gemüth!"

Der Uebermacht, womit Thielemann die schwarze, kaum 1200 Mann starke Schaar am 30. Mai bei Zittau anfiel, mußte sie freilich weichen und sich auf ihren Rückhalt nach Krottau zurückziehen. Aber das Blatt wandte sich geschwind. Der Held kehrte zurück, und Zittau mußte aus Gründen, die das Kriegsrecht allerdings zuließ, eine Contribution von 6000 Thlr. erlegen. Nun erhoben die Sachsen in dem böhmischen Grenzstädtchen Rumburg eine gleich starke Summe, und dadurch hauptsächlich ward das

Signal zur österreichischen Invasion, worauf der Herzog lange geharrt hatte, gegeben.

Dem österreichischen Corps, welches unter General Am Ende vordrang, vermochte Thielemann nicht zu widerstehen. Die schwarze Schaar erschien am 11ten Junius vor Dresdens Thoren, und rückte ohne Widerstand ein. Am Ende folgte mit 10,000 Mann und 13 Stücken Geschütz. Der Herzog ließ sich verleiten, während eines achttägigen Aufenthalts in Sachsens Hauptstadt sein Corps durch etwa 300 Mann, die ihm aus der rohesten Pöbelmasse zuströmten, zu verstärken. Solche Menschen, deren Hauptabsicht Raub und Plünderung war, die in Wilsdruf beträchtliche Summen erpreßten, und sich mehrerer Excesse schuldig machten, befleckten den Heldenruhm der schwarzen Schaar. Der wilden Banden erstes Aufbrausen vermochte selbst der Herzog nicht gleich zu zügeln. Wie schmerzlich mußt' es ihm seyn, aus Deutsch-Wagram, dem Hauptquartiere des österreichischen Ober-Feldherrn, folgendes Schreiben zu erhalten: „Mit Leidwesen, welches Ew. Liebden gewiß mit mir theilen werden, habe ich erfahren, daß die Truppen Ew. Liebden im Königreich Sachsen sich Ausschweifungen, Erpressungen und Gewaltthätigkeiten erlaubt haben, welche den Ruf der Armee entehren, die Plackereien des Feindes vergessen machen, und der guten Sache, durch die Erbitterung des Volks, höchstgefährlich werden. Ich habe dem Feldmarschall-Lieutenant Kienmayr, dem ich das Commando der Kaiserl. Königl. Truppen in Sachsen übertragen, befohlen, kund zu machen, daß er jeden Exceß, gleichviel ob er von Kaiserl. Königl., oder hessischen, oder braunschweigischen Truppen begangen würde, nach der ganzen Strenge militärischer Gesetze ahnden soll. Dieses Mittel ist, so lange die Truppen Ew. Liebden einen Theil des Armee-Corps in Sachsen ausmachen, unerläßlich. Eine Schaar von Leuten, die vor der Hand noch kein Vaterland haben, kann nur durch die Furcht vor dem gemeinschaftlichen Commando im Zaum gehalten werden. Ich muß Ew. Liebden ersuchen, diese Maaßregel in Ihrer Truppe gleichfalls bekannt zu machen."

Carl, Erzherzog.

Dieses zur öffentlichen Kunde gelangte Document, gab den Zeitungsschreibern und Journalisten, unter Oberaufsicht der hohen westphälischen Polizei, erwünschte Veranlassung, die schwarze Schaar und ihren heldenmüthigen Anführer mit den schimpflichsten Namen zu belegen. Schüchtern verschwiegen auch nachher die Meisten, wie bald jener Excesse Fortsetzung durch die strengsten Verfügungen des Herzogs abgeschnitten wurde, und wie das Corps, bei dem nachmaligen Durchbruche zur Nordsee hin sich in Feindes Lande mit einer Mäßigung betrug, wogegen die losgelassene Wuth der holländischen Division Gratien, und leider auch das zügellose Betragen der westphälischen Truppen unter Reubels Befehlen, gewaltig abstach.

Als der Herzog nach Leipzig vorrückte, erließ er von Hubertsburg aus (25sten Junius) einen Aufruf an die ihm entgegen getriebenen westphälischen Krieger. Ihnen rief er zu: „Ihr, Deutsche! wollt gegen Deutsche fechten! Ihr, deren Eltern, Schwestern und Brüder von den Franzosen gemißhandelt wurden, wollt eben diese Fremdlinge mit eurem Blute schützen! — Hessen, Preußen, Braunschweiger, Hannoveraner und ihr alle, die ihr den hohen Namen Deutsche führt, eilt herbei, um mit uns Deutschlands Schmach an seinen Unterdrückern zu rächen, und unser unglückliches Vaterland von dem schnöden Joche zu befreien, unter dem es schon lange seufzt. Der Augenblick der Befreiung ist gekommen; kein günstigerer erscheint wieder ꝛc.

Obgleich Dörenberg diesen Aufruf mit einem ähnlichen begleitete, so blieb doch die Wirkung beider sehr gering, und nur zufällig kamen aus der westphälischen Armee, deren Avantgarde damals der berüchtigte d'Albignac führte, einige Jünglinge zum Corps des Herzogs von Braunschweig. Die Vorkehrungen des österreichischen Befehlshabers aber waren so getroffen, daß Dresden am 29sten Junius wieder verlassen werden mußte, also auch der Herzog gezwungen wurde, mit seinem fast zu 2000 Mann angewachsenen Corps bis Chemnitz zurückzuweichen, wohin ihn der bald nachher als Obervorsteher der geheimen Polizei gebrandmarkte General Bongars mit zwei Reiter-Regimentern und einem Ba-

taillon Fußvolk verfolgte, ohne den geringsten Vortheil über die Schwarzen erringen zu können.

Die im westphälischen Moniteur mit den pomphaftesten Worten verkündigte Befreiung Sachsens durch Hieronymus Heer war jedoch von sehr kurzer Dauer; denn schon am 14ten Julius wurde Dresden zum zweitenmal von den Oesterreichern besetzt. Allein nun machte auch der unerwartete Waffenstillstand von Znaim der ganzen Episode des österreichischen Krieges in Sachsen ein plötzliches Ende. Feldmarschall-Lieutenant Kienmayr setzte den Herzog Friedrich Wilhelm von jenem Waffenstillstande in Kunde, und fügte die Versicherung hinzu: der Herzog solle mit in die ferneren Unterhandlungen aufgenommen werden, sobald er Verzicht darauf leiste, als selbstständiger deutscher Reichsfürst behandelt zu seyn.

Friedrich Wilhelms innerstes Gefühl empörte sich gegen das Ansinnen. Nachdem er mit seinen Vertrauten sich berathen, versammelte er die Offiziere des Corps, und legte ihnen den gefaßten Entschluß vor, sich bis zur Weser-Mündung durchzuschlagen, um von da auf bereit liegenden englischen Schiffen nach den Küsten des freien Albion zu steuern, wo freundliche Aufnahme, Gelegenheit zur fortgesetzten Rache gegen den verhaßten Feind und reichlicher Lohn der Tapferkeit ihrer harre. Indessen stellte er Jedem frei, zu bleiben, oder ihm zu folgen. Mehrere vormalige preußische Offiziere benutzten (von einem gewissen Otte aufgehetzt) diese Gelegenheit, den Herzog zu verlassen und in ihr Vaterland zurückzukehren. Der bei weitem größere Theil aber, welcher kein anderes Loos, als das damals schon bekannt gewordne der mit Schill ausgezognen und in französische Kriegsgefangenschaft gerathnen Offiziere erwarten durfte, verband sich auf Leben und Tod mit dem Helden, dessen Begeisterung auch die Soldaten für das seltne Wagstück exaltirte. Die Umstände wirkten allerdings günstig mit, um das heroische Unternehmen durch glücklichen Erfolg zu krönen. Oeffentliche Nachrichten erklärten die schwarze Schaar für aufgelöst und fast verlaufen; Thielemann dachte daher an keinen Angriff. Die holländische Division Gratien befand sich in Franken. Die Garden des Königs von Westphalen hatten wieder Kassel besetzt. Reubel zog mit

etwa 6000 Mann zwischen Bremen, Zelle und Lüneburg herum, weil die dortige Gegend durch die Landung der Engländer bei Kurhaven in Unruhe versetzt war. Zwischen Leipzig und Braunschweig gab es gegen Ende des Julius, wenn nur die Nähe Magdeburgs vermieden wurde, kein bedeutendes Truppen-Corps, welches entscheidend den schnellen Marsch der schwarzen Schaar aufzuhalten vermochte.

Friedrich Wilhelm war bereits den 25sten Julius vor Leipzig. Einige hundert sächsische Reiter, die in der Stadt lagen, wagten es, ihm entgegen zu rücken. Die Vortrupps der Schwarzen stießen auf sie bei Konnewitz, und jagten sie nach kurzem Scharmützel durch die Stadt. Der Herzog selbst erschien folgenden Tages, und nun mußte die Stadt eine, in Rücksicht ihres Reichthums sehr unbedeutende Contribution erlegen. Die Rachsucht der Soldaten führte einige Excesse herbei. Der Herzog verwarf alle Denunciationen gegen Personen, die ihn und seine Braven öffentlich verleumdet und mit den gehässigsten Schimpfnamen belegt hatten. Verräther, die nicht mit Worten allein, sondern mit der That zu seinem Verderben wirkten, ließ er jedoch nicht ohne Züchtigung entrinnen. Nach französischer Sitte würde die Kugel ihr Lohn gewesen seyn; der deutsche Held beschränkte ihre Strafe auf eine tüchtige Tracht Schläge, und man hat ihm dieß als unumstößlichen Beweis eines bösen Herzens angerechnet! Möge darüber jeder Unbefangne sein Urtheil fällen!

Nachdem aus den königlichen Cassen in Leipzig das vorräthige Geld erhoben war, begab sich aus seinem Freilager zwischen dem Hallischen und Grimmaischen Thore der Herzog am 26sten Julius Abends auf den Marsch nach Halle. Dort dachte niemand an Vertheidigung. Auch die Veteranen-Compagnie war von Halle abgezogen. In einem gewöhnlichen Gasthaus nahm der Herzog Quartier. Seine Schaar zerstreute sich durch die Gassen, und an den öffentlichen Gebäuden wurde nun der preußische Adler wieder aufgehangen. Für die Jäger-Compagnie ließen einige junge Leute sich anwerben, dann ging Nachmittags (den 27sten) der Marsch über die hohe Brücke beim Nicolaus-Thore ins Mansfeldsche.

Schon hatten Eilboten die westphälischen Militär-Behörden in der Nähe und Ferne von dem, was vorgefallen, benachrichtigt. Von Erfurt aus setzte sich Gratien in Bewegung. Von Bremen her zog Reubel mit seiner, durch ein Bergsches Regiment verstärkten Division heran. Von Magdeburg aus rückte das fünfte westphälische Linien-Infanterie-Regiment unter Meyronnet nach Halberstadt, um die nach Braunschweig führende Straße zu sperren. Unter so drohenden Umständen bedurfte es wirklich keiner gemeinen strategischen Klugheit, um den Feind über des Herzogs wahre Absicht und über die eigentliche Richtung des Marsches zu täuschen. Also wurden starke Trupps in die Gegend von Magdeburg gesandt, um dort den Anmarsch der schwarzen Schaar zu verkündigen. Andere Haufen allarmirten die Umgebungen von Merseburg. Doch stießen alle unweit Quedlinburg wieder zum Hauptcorps, und der Herzog erfuhr mit Gewißheit, daß er auf seinen Flanken kein bedeutendes feindliches Corps zu fürchten habe. Unterdessen war doch das fünfte westphälische Infanterie-Regiment mit kriegerischer Musik zu Halberstadt eingezogen, und Obrist Meyronnet hatte dort der ängstlichen Municipalität die Versicherung ertheilt: er erwarte nur noch Geschütz und Reiterei, dann werde er ausrücken, um die schwarze Bande zu vernichten. Diese Bande ließ nicht lange auf sich warten. Schon um 6 Uhr Abends (30. Juli) erschien ihr Vortrab. Eilig rückten ihm einige Compagnien entgegen; alle übrigen besetzten die Mauern und innern Stadtthore.

Das blutige Gefecht, welches nun die schwarze Schaar zu bestehen hatte, war keineswegs ein freiwilliges. Ein ganzes Regiment, welches ihm auf den Fersen gefolgt seyn würde, durfte der Herzog durchaus nicht im Rücken lassen. Sein Angriffsplan war klug und einfach. Der Hauptsturm ging auf das Nasleber Thor; die nach Magdeburg, Blankenburg und Braunschweig führenden Thore wurden nur beobachtet. Die Westphalen fochten mit Erbitterung. In die Stadt wurden sie zwar schnell zurückgeworfen, aber von den Mauerthürmen und aus den hart an der Mauer liegenden Häusern unterhielten sie ein mörderisches Feuer. Die Stadt konnte also nicht länger geschont werden! Das Nasleber Thor wurde gesprengt.

Durch angelegtes Feuer bemächtigte man sich auch der anderen; dann begann in den Straßen ein wüthendes Gefecht; die Westphalen hatten sich zum Theil in die Häuser geworfen und schossen aus den Fenstern. Wie rasend vertheidigten sich etwa 400 derselben beim Magdeburger Thore und in der Nähe des Domplatzes. Man bot ihnen Pardon; ihre Antwort waren immer neue Salven. Da befahl der Herzog, welcher, selbst meuchelmörderisch angegriffen, sich genöthigt sah, einen westphälischen Gensdarmen nieder zu hauen, mit Kartätschen unter die Rasenden zu feuern. Dabei rief man ihnen zu: wer sich jetzt nicht ergebe, werde ohne Gnade niedergesäbelt! Dieses Schreckmittel wirkte. Alles ergab sich. Das ganze Regiment mit seinem Obristen fiel in der Sieger Hände. Auf den Gassen lagen über 300 Todte und Verwundete. Mancher brave Schwarze hatte hier sein Ende gleichfalls gefunden. Sogar einige Bürger Halberstadts zählte man unter den Todten. In einem so wilden Sturme konnte es an rohen Plünderungs-Scenen nicht ganz fehlen. Die Halberstädter wissen noch von der grausenvollen Nacht zu erzählen! —

Am folgenden Abend war die schwarze Schaar bereits in Hessen, und ohne Verzug rückte sie von da nach Braunschweig. Die klugen Leute geriethen dort in eine höchst ängstliche Stimmung, — der große Haufe jubelte laut. Die seltsamste Katastrophe war eingetreten! Der Druck einer Proclamation, wodurch der Herzog feierlich — mit Bezug auf die Entsagungs-Acte seiner Brüder — von den braunschweigischen Landen Besitz nahm, ward scheinbar mit Gewalt in der Viewegschen Officin erzwungen: dann die Schrift durch schimpfende schwarze Husaren an die Straßen-Ecken geheftet, und unter die gaffende Menge ausgetheilt. Wenn der Erfolg die Klugheit und Zweckmäßigkeit der Maaßregeln erweiset, so war das eine sehr kluge und zweckmäßige Maaßregel. Damals konnte sie jedoch kein unbefangener Beobachter dafür erkennen, denn es war nur eine halbe Maaßregel, und das Spiel stand so, daß Alles gewagt werden mußte. Aber glücklicher Weise entschied auch diesesmal den Gang der Dinge eine höhere Macht.

Der Herzog wußte selbst am Besten, in welcher verzweifelten Lage er sich befand. Kaum erkannten ihn seine

alten Bekannten wieder. Ein starker brauner Knebelbart und ein noch stärkerer Backenbart überschatteten das von der Sonne verbrannte Gesicht, und standen im grellsten Contrast mit den weißen Augenbraunen. Die Miene blieb ernsthaft, der Blick finster; keine Spur mehr von der alten Jovialität, von dem jugendlichen Leichtsinn. Die Kleidung war ein einfacher, schwarzer Polrock; den kleinen Stern des schwarzen Adler-Ordens sah man kaum unter dem Bandelier, woran der Säbel hing, hervorschimmern. Eine ganz unverzierte Mütze bedeckte das von schweren Sorgen belastete Haupt. Ruhe gab's nicht in der Vaterstadt; jeder Augenblick war kostbar, die Gefahr auf allen Seiten dringend. Gratiens Vortrab näherte sich schon Wolfenbüttel; Reubel kam von Zelle in Eilmärschen heran. Man dürft' es nicht wagen, die ermüdeten Truppen bei den Bürgern einzuquartieren. Das Corps, seinen heldenmüthigen Führer in der Mitte, blieb also im Freilager am Petri-Thore. Ein kleiner, aus Fußjägern bestehender Nachtrab, beobachtete die Straße nach Wolfenbüttel. Husaren-Pikets waren über Oelger hinaus auf die Straße nach Zelle gesandt, um von Reubels Annäherung schnelle Kunde zu erhalten. Die Blutarbeit für den folgenden Tag war gewiß. Erwartung, und bange Ahnung der Dinge, die da kommen sollten, beschäfftigten alle Gemüther. In der beängstigendsten Spannung befanden sich besonders die westphälischen Stadt- und Departements-Behörden; vormalige braunschweigische Staatsdiener, dem alten Fürstenhause mit herzlicher Zuneigung ergeben, aber doch unwillkührlich empor blickend nach dem Schwerdt, welches, wenn das Spiel schlecht endete, am seidnen Faden über ihrem Haupte schwebte. Die Bürger, für ihr Eigenthum besorgt, wagten auch keine entschiedne Parthei zu nehmen. Der Ausgang sollte erst lehren, was ferner zu thun sey. Nur an Speise und Trank ließ man es der Schaar nicht fehlen.

Die stürmische Jugend allein erhob sich über alle jene ängstlichen Rücksichten. Lehrjungen entliefen den Meistern, Schüler den beklommenen Lehrern; Knaben und Jünglinge aus allen Ständen, um Blut und Leben zu weihen dem Kampfe für Vaterland und Freiheit. Der Herzog mochte mehr erwartet haben in seiner Vaterstadt.

Was er sah und fand, mußte ihn auf's bündigste überzeugen, daß Glaube, Kraft und Vertrauen auf höhern Beistand nicht in den aufgeklärten, sondern nur in den niedrigen Ständen noch lebendig wirkten. Man darf dieses Umstands nicht vergessen, um Friedrich Wilhelms seltsame Popularität bei seiner nachmaligen Rückkehr gerecht zu würdigen!

Rührend legte er selbst das Gefühl der mächtig drängenden Gefahr, aber auch zugleich ein ächt religiöses, hoch begeisterndes Vertrauen auf der Allmacht Beistand für die gerechte Sache zu Tage, indem, bevor der Kampf begann, seine Getreuen mit ihm das schöne Lied anstimmten: „Dir trau ich Gott und wanke nicht, wenn gleich von meiner Hoffnung Licht, der letzte Funke schwindet ꝛc."*) — Sieg oder Tod war nun die Losung; doch wurden Vorkehrungen, welche den glücklichen Ausgang des Gefechts sicherten, mit vieler Umsicht genommen. Es kam nämlich besonders darauf an, ein Terrain zu wählen, auf welchem der Herzog seine kleine, höchstens 1500 Mann starke Macht, dem Ueberblick des in ungleich größerer Zahl heranrückenden Feindes entziehen, und seinem Gegner zugleich die Furcht einflößen könnte: daß der größte Theil der männlichen Bevölkerung Braunschweigs zur kraftvollsten Reserve der schwarzen Schaar dienen werde.

Die Hauptmacht des Herzogs wurde also zwischen Braunschweig und dem kaum eine Viertel-Meile entfernten Dorfe Oelger aufgestellt. Gegen die Ausgänge des Dorfs, durch welches die Angriffs-Colonne der Westphalen nothwendig vorbrechen mußte, hatte Korfes vier Kanonen gerichtet. Hinter den Hecken des Bielschen Gartens und in den Gräben waren Jäger versteckt. Die übrige Infanterie blieb mehr rückwärts in Reserve. Die Husaren und Uhlanen deckten die linke Flanke nach dem Pawelschen Holze hin, und beobachteten zugleich die Straße nach Hannover. Die rechte Flanke lehnte sich dagegen an die bruchigen Niederungen des Odler-Thals. Die Brücke bei Veltenhof war abgebrochen, und so der rechte Flügel gegen Umgehung völlig geschützt.

*) Braunschw. Gesangbuch. Nro. 348.

Reubel begann den Angriff gegen fünf Uhr Nachmittags. Korfes, welcher das Geschütz der Schwarzen befehligte, begrüßte aber die aus Oelger vorbrechenden Haufen mit einem so mörderischen Kartätschenfeuer, und die hinter den Hecken vortheilhaft postirten Jäger tiraillirten so nachdrücklich, daß jeder Versuch des westphälischen Heerführers, freies Feld vor dem Dorfe zu gewinnen, um dann in Massen formirt über das kleine Häuflein herzustürzen, vereitelt wurde. In der Hitze des Gefechts schonte sich der Herzog so wenig, daß ihm sein Pferd unter'm Leibe getödtet ward. Reubel versuchte nun den linken Flügel des Gegners vom Pawelschen Holze her mit Erfolg anzugreifen, und ließ deswegen das erste westphälische Cürassier-Regiment vorsprengen. Allein die schwarzen Husaren stürzten den wenig kampflustigen Reitern mit lautem Hurrah entgegen, und zu gleicher Zeit gaben zwei neben dem weißen Rosse aufgeführte Kanonen einige so nachdrückliche Salven gegen das Holz hin, daß die ganze westphälische Reiterei Reißaus nahm, und sich im freien Feld gegen die furchtbaren Schwarzen nicht weiter zu zeigen wagte. — Die einbrechende Dunkelheit machte dem Gefecht ein Ende; 1500 kühne, hochbegeisterte Krieger hatten über 5000 westphälische Knechte den rühmlichsten Sieg erfochten. Es war nicht einmal nöthig, Oelger, wie der Herzog gewollt, durch Ueberfall während der Nacht zu nehmen, denn die ausgesandten Husaren brachten sichere Nachricht von Reubels völligem Rückzuge.

Demohngeachtet war diese Nacht (vom 1sten auf den 2ten August) eine der schrecklichsten für den bekümmerten Helden. Viele Offiziere, besonders Compagnie-Chefs seines Corps, welche das Wunder des Reubelschen Rückzugs nicht zu begreifen vermochten, vielmehr heimliche Tücke zur gänzlichen Einschließung und Gefangennehmung der schwarzen Schaar dahinter vermutheten, drangen in den Herzog mit Ungestüm: er möge jetzt noch eine Capitulation abschließen, die ihnen Leben und Freiheit sichere. Strenge von Seiten Friedrich Wilhelms würde in diesem gefährlichen Augenblick Auflösung aller Bande der Subordination zur Folge gehabt haben. Er vertröstete also die Unruhigen, und wies ihr Begehren nicht ganz von der Hand. Sechszehn Offiziere forderten nun den

Abschied, und gegen Morgen lief Nachricht ein, Gratiens Avantgarde habe bereits Wolfenbüttel hinter sich. Blieb also Reubel vor oder in dem Pawelschen Holze stehen, und sperrte die Straße nach Hannover, so war der Herzog, von vorn und hinten zu gleicher Zeit angegriffen, ohne Rettung verloren, oder die Bürger Braunschweigs hätten den heroischen Entschluß fassen müssen, in Masse an dem Kampf Theil zu nehmen, und Leben und Eigenthum für ihren rechtmäßigen Fürsten auf's Spiel zu setzen.

So wenig zu solch einem verzweifelten Unternehmen in Braunschweig Willen und Kraft vorhanden waren, so unleugbar bleibt es doch, daß Reubel dergleichen fürchten mochte, da er mit bewaffneten Augen, vom Oelger Thurme her, eine zahllose Menschenmenge, welche die noch nicht abgetragenen Bastionen des braunschweigischen Walls beim Petri- und Wenden-Thore bedeckte, gar wohl bemerken konnte; auch unter der schwarzen Schaar, sogar zwischen den am weitesten vorgeschobenen Jägern sich mehrere Personen in bürgerlicher Kleidung sehen ließen, die am Gefechte thätigen Antheil nahmen. Die Furcht, mit jener wild begeisterten Volksmasse in einen Kampf zu gerathen, welcher, bei der widrigen Stimmung der westphälischen Soldaten, schlechterdings keinen günstigen Erfolg versprach, darf man daher als Hauptursache des sonst unbegreiflichen Rückzugs gelten lassen. Reubel zog sich bei Schwülger über die Ocker, und kam in weitem Bogen (den 2ten August) auf der andern Seite gegen Braunschweig heran, nicht sowohl um die Schwarzen mit größerm Erfolge vor dem Stein- oder August-Thore von den muthlosen Westphalen angreifen zu lassen, als vielmehr sich mit der holländischen Division, deren Anmarsch ihm kein Geheimniß seyn konnte, in unmittelbare Verbindung zu setzen, und so verstärkt die schwarze Schaar, selbst wenn sie von den Bewohnern Braunschweigs im Kampf unterstützt würde, zu vernichten. In dieser Voraussetzung hatte der strategische Mann seinen Truppen Braunschweigs Plünderung verheißen, und, wie es sich leider nachher zeigte, war diese teuflische Lockspeise nicht ganz ohne Wirkung geblieben. Welch ein unauslöschlicher Schandfleck für den deutschen, für den braunschweigischen Namen, wenn die Entschlossenheit des Prä-

fekten Henneberg das heillose Plünderungs-Versprechen nicht zu Schanden gemacht hätte! *)

Während Reubels und Gratiens Truppen ohne den geringsten Widerstand durch's August-Thor, denn vor den übrigen hatte der Herzog die Brücken abwerfen lassen, einzogen, eilten die Schwarzen auf der Straße nach Hannover, wo ihnen nichts entgegen stand, fort. Aus Hannover floh der französische Gouverneur, der Intendant, die fremden Behörden. Der Herzog hielt den 3ten August in der London-Schenke offene Tafel, während seine Husaren aus dem Gießhause vier neue Kanonen abführten, und noch mancherlei Effecten erbeuteten, deren Werth auf 7000 Thlr. geschätzt wurde. Doch durfte man auch in Hannover nicht lange verweilen. Den 4ten August marschirte also das Corps über Nienburg nach Hoya, und kaum war dort die Abbrechung der Weserbrücke zu Stande gebracht, als Reubels Vortrab erschien. Glücklicher Weise hatte die englische Expedition gegen Holland den Herzog von der Division Gratien, welche gerade jetzt zur Vertheidigung der holländischen Küsten abgerufen wurde, befreit.**) Den Westphalen aber schien es mit eifriger Verfolgung der Schwarzen kein rechter Ernst zu seyn. Diese richteten ihren Marsch am 5ten August nach Syke, von wo aus Korfes mit 40 Husaren, 150 Jägern und 2 Kanonen nach Bremen detaschirt wurde, um die verfolgenden Westphalen irre zu leiten, während des Herzogs Hauptcolonne nach Elsfleth ging, und in der Nacht über Delmenhorst fortzog. Am 6ten August setzte das Corps über die Hude. Korfes kam von seinem Seitenzuge auch wieder heran, hielt durch einige trefflich gerichtete Kanonenschüsse die westphälischen Vortrupps von sich ab, passirte glücklich den kleinen Fluß Orte, und schiffte sich ein. Bei Helgoland kam er wieder zum Haupt-Corps.

Unter-

*) Es waren viele geborne Braunschweiger, besonders unter dem 1sten Cürassier-Regiment; auch unter der Infanterie.

**) Die Engländer waren am 30sten Julius auf Walchern, Schouwen und Südbeveland zugleich gelandet.

Unterdessen hatte der Herzog, den bösen Willen mancher bremischen und oldenburgischen Behörde mit Gewalt brechend, auf der Weser alle zur Einschiffung taugliche Fahrzeuge in Requisition gesetzt. Die Infanterie wurde bei Elsfleth, die Cavallerie — nachdem die Pferde um jeden Preis verschleudert waren — bei Brake eingeschifft. Friedrich Wilhelm war der allerletzte. Erst um 6 Uhr Abends den 7ten August begab er sich an Bord der amerikanischen Brigg the Shepherdess; 22 Offiziere begleiteten ihn. Inzwischen hatte man noch nicht alle Gefahr überwunden. Von Bremerlehe aus geschahen über 40 Schüsse auf die Brigg, welche den Helden trug. Am Strande verfolgte dänisches Geschütz die Fahrzeuge, und zwei derselben wurden wirklich von den Dänen, in Verbindung mit französischen Douaniers, genommen. Endlich erwartete Lord George Stuart mit seiner Flotille die Heldenschaar am Ausflusse des Stroms. Alle englische Schiffe salutirten und flaggten. Friedrich Wilhelm bestieg mit seinem Generalstabe die königl. Brigg Mosquido, und den 14ten August traf die Flotille im Hummerflusse ein. Das kühnste, seltsamste, für die Nachwelt, ohne Enthüllung der mitwirkenden Umstände unbegreiflichste Abentheuer war glücklich bestanden. Wenn wir die nackte Thatsache: daß 1500 Krieger von der böhmischen Gränze bis zu den Küsten des deutschen Meeres, durch wenigstens eben so viele tausend, in allen Kriegskünsten wohlgeübte Feinde auf mehreren Seiten verfolgt, und mit gewaltiger Uebermacht oftmals von ihnen angegriffen, sich dennoch glücklich Bahn gemacht, und ohne bedeutenden Verlust ihr Ziel erreicht hätten, in den Geschichtsbüchern des Livius, Curtius u. s. f. läsen, so würde freilich die strenge Kritik nicht unterlassen, solche Erzählung wo nicht für fabelhaft, doch für höchst übertrieben zu erklären. Und gleichwohl hat eben dieses Wunder sich vor unsern Augen zugetragen; und wenn ein Xenophon den Heldenzug der schwarzen Schaar, wie den der 10,000 Griechen beschriebe, so würde er ja nach seiner einfach erhabenen Darstellungskunst durch den Wonneruf: das Meer! das Meer! *) unser theilnehmendes Gefühl eben so gut für jene wie für diese in Anspruch nehmen kön=

---

*) θαλαττα! θαλαττα!

nen. Aber das Unerhörte, das Große und wahrhaft Heroische ist uns eine Thorheit geworden, weil wir's nicht begreifen. Damit wir's also begreifen, nehmen wir lieber zu dem Kleinlichen, Elenden, Verächtlichen unsre Zuflucht: Reubel war bestochen, den Herzog mit seiner Schaar entwischen zu lassen! Wie, diesen Reubel, den Günstling des Königs von Westphalen, den reichen Donatair, den ersten Divisionsgeneral des westphälischen Heeres, hätte der arme, von Land und Leuten verjagte, nur durch den Glauben an höhern Schutz des Himmels noch gegen Verzweiflung gesicherte Herzog von Braunschweig bestechen, oder ihm für alles, was aufgeopfert werden mußte, hinreichenden Ersatz bieten können? Eine solche Erklärung des Wunderbaren ist lächerlich und hämisch zugleich, — und dennoch war sie leider sehr allgemein. Aber einer langweiligen Widerlegung bedarf sie für den unbefangenen Beobachter jener Zeit durchaus nicht!

Der Zug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Böhmen bis zur Nordsee bleibt in den Annalen der vaterländischen Geschichte unvergeßlich. Des deutschen Helden hoher Kriegsruhm ist dadurch für immer bewährt, und der kleine Flecken von Lübeck rein ausgetilgt. In allen Gemüthern, die des Enthusiasmus für große Thaten noch fähig waren, stand Friedrich Wilhelm nun hoch als kühner Held, und hoch als edler Mensch, dem nicht das Leben das höchste der Güter, sondern dem unbefleckte Fürstenehre ein noch viel köstlicheres Kleinod dünkte. Selbst in dem Benehmen der Feinde sah man Spuren von Ehrfurcht gegen den Mann, welchen früherhin ihre besoldeten Schreiber so niedrig geschmäht hatten. Die mit Schrecken gemischte Achtung der Bösen zeigte sich durch kleinliche Furcht vor der Anhänglichkeit des Volks an seinen Liebling. Sie bewies sich durch die ängstliche Geschäfftigkeit, womit man Dosen und Pfeifenköpfen, die mit dem Bildnisse Friedrich Wilhelms geziert waren, nachspürte und solche konfiscirte. Sie war endlich unverkennbar in jenen barbarischen Befehlen: durch Peitschen-Hiebe und Ruthen-Streiche selbst den Mund der Unmündigen zu verschließen, damit ihm keine Strophe des beliebten Volksliedes: Hoch lebe Friedrich Wilhelm hoch ꝛc. entschlüpfe. Nichts ist jedoch wirksamer gewe-

sen, das Andenken Friedrich Wilhelms und zugleich die Sehnsucht nach seiner Rückkehr und den Glauben: daß Gottes Macht ihn einstens wirklich zurückführen werde, im Volke unerschütterlich zu erhalten, als jene Erbärmlichkeiten der hohen Polizei. Wie wenig kannten feile Tyrannen-Knechte die unbesiegbare Gewalt eines, dem Menschen durch Verfolgung theuer und heilig gewordenen Glaubens! Dieser Glaube stand selbst als ein Schreckbild vor der Phantasie der sogenannten Aufgeklärten, obgleich sie sich ein eigenes Geschäfft daraus machten, ihn in ihren Cirkeln zu bespötteln, oder gar für ein Product des Unsinns zu erklären. Ohne dieses Schreckbild würden wir in den Gerichtshöfen, und besonders bei den administrativen Behörden u. s. f. noch viel empörendere Erscheinungen von niedrigem Knechtssinn erblickt haben. Es ist aber hier nicht der Ort weiter davon zu reden!

Friedrich Wilhelm und seine Helden-Schaar wurden in England mit hoher Achtung aufgenommen. Denn wie einseitig und verkehrt der nach Landessitte gebildete Engländer*) auch über fremde, nicht englische Verhältnisse urtheilen mag, so hat er, im Besitze des hohen Guts persönlicher Freiheit, und bei einer an den großen Vorbildern des classischen Alterthums für das wahrhaft Erhabene begeisterten Einbildungskraft, doch unendlich mehr Empfänglichkeit für kühne, selbstständige Heldenthaten, als unsere seichten Vielwisser.

Der Herzog erhielt in der brittischen Armee den Grad eines General-Lieutenants, und das Parlament sicherte ihm eine jährliche Pension von 10,000 Pf. Sterl. zu. Dort sah er zum ersten Mal in seinem stürmischen Leben das Treiben und Wirken eines freien Volks, welches für seine geliebte Schwester selbst gegen den mächtigen Staats-Chef Parthei nahm. Dort fand er ein edles, brittisches Herz, das ihm Liebe gab, nicht weil er ein Fürst war. Große, mächtige Hebel, die ihn immer wieder emporhoben aus dem Schlamm künstlicher Betäubung über sein eignes, seiner Familie und seines geliebten Volks Unglück. Die heimtückisch lauernde franzö-

*) Vom englischen Pöbel ist hier die Rede nicht.

sisch-westphälische Politik ermangelte zwar nicht, giftige Verleumdungen von des Herzogs ausschweifendem Leben in England auf dem festen Lande, und besonders unter den Bewohnern der braunschweigischen Erbstaaten, in Umlauf zu setzen. Selbst unter dem biedern Landvolk streute man Gerüchte von der Neigung des geliebten Fürsten zum Trunk aus. Und wer vermochte damals die Wahrheit der hämischen Sagen zu prüfen? Manches, was man von der Lebensweise hoher Personen in England mit Bestimmtheit zu wissen vorgab, schien ja sogar der Gerüchte Glaubwürdigkeit zu erhärten, weil die Verleumder jene Personen als des Herzogs natürlichste Gesellschafter charakterisirten. Aber dennoch war das Vertrauen im Volke mächtiger, als die tückische Verleumdung. Die Sehnsucht flog darum doch über's weite Meer nach Albions Küsten zu dem geliebten Helden hin; — und hätte er selbst wie Malcolm zu Macduff bei'm Shakspeare*) geredet, die Liebe würde gerufen haben: sey nur du unser Fürst, und wir werden glücklich seyn!! Da richtete der Herr Heere auf den Eisfeldern Rußlands, und Preußens Heldenvolk erhob sich, und ein starker Glaube, — kein mit englischen Guineen erkaufter — flog durch die Welt, und das Todte ward lebendig, und des Allgerechten Zorn blitzte aus den Feuerflammen Moskaus, und seine Donnerstimme rief in alle vier Winde: Du sollst gerettet werden, deutsches Volk, und baar seyn der langen Knechtschaft, so du vertrauest dem Herrn deinem Gott, und Muth hast zu wagen das elende Knechtsleben für das heilige Kleinod der Freiheit!

Sobald die Elbe frei und Hamburg der Franzosen quitt war, entschloß sich Friedrich Wilhelm, an dem großen Kampfe für Deutschlands Rettung wieder Theil zu nehmen. Doch konnte er erst den 17ten Mai, als Hamburg bereits von der Wilhelmsburg her bombardirt wurde, in der beängstigten Stadt erscheinen, und seine Freude über die seltne Begeisterung der muthigen Bürger wurde nun sehr durch ihre höchst mißliche Lage, welche seinen geübten Augen nicht entgehen mochte, getrübt. Viele hatten gehofft, der deutsche Held werde sich den-

*) Macbeth. 4r Aufz. 3r Auftr. Malcolm und Macduff.

noch an die Spitze der Vertheidigung stellen, allein er flüsterte vor der Front sämmtlicher Bürgergarden, die sich am Bauhofe ihm zu Ehren versammelt hatten, dem Hrn. v. Heß zu: „es thut mir herzlich leid, die Bekanntschaft so braver Männer im Augenblick der drohendsten Gefahr zu machen; zur Hülfe bin ich hier zu schwach.“ Am Abend desselben Tages verließ er die Stadt, um im Hauptquartier der verbündeten Monarchen seine Dienste anzubieten und seine Rechte in Erinnerung zu bringen.

Mit Rücksicht auf manche in diesen Blättern mehreremal berührte Verhältnisse des Herzogs zu einigen der obersten preußischen Behörden läßt sich allenfalls der Grund errathen, warum der Zweck jener Reise nicht erreicht wurde; um so mehr, da die brittisch-hannöversche Politik eine Exemtion der braunschweigisch-wolfenbüttelschen Staaten von der Central-Verwaltung der Verbündeten ausdrücklich stipulirt hatte! Es gibt noch dunkle Partieen in der Geschichte jener höchst merkwürdigen Epoche, deren Aufklärung der Folgezeit aufgespart bleiben mag; denn obwohl der beobachtende Geschichtsforscher den Schleier auch jetzt schon zu lüften im Stande wäre, so scheint es doch gerathner, kleinliche Leidenschaften verlöschen, als durch erneuerte Anregung sie wieder auflodern zu lassen. Im preußischen Heer gab es kein Commando für den Herzog, — auch nicht im russischen. Ein englisches bildete sich erst aus den heterogensten Stoffen unter General Wallmoden im Mecklenburgischen; und dabei eine untergeordnete Rolle, etwa in gleicher Reihe mit Tettenborn, Dörenberg, Aventschild, Vegesack, Lyon u. s. f. zu übernehmen, konnte dem Herzog nicht wohl zugemuthet werden. Er ging also wieder nach England, und ließ in Wallmodens General-Stabe den Major Olfermann, einen Mann von erprobter Geistes-Gegenwart und nicht gemeinen Fähigkeiten, auf alle Fälle zurück! Ueber die außerordentliche Rolle, welche dieser Officier zu spielen nach kurzer Frist aufgefordert wurde, mochte er sich wohl selbst am meisten wundern.

* * *

Alle Berichte, welche der Herzog von dem Gang der Sachen, von der Stimmung der Staats-Diener und von

den Erwartungen des Volks aus Braunschweig erhielt, darf man mit gutem Grunde einseitig nennen, weil sie sämmtlich leidenschaftlich waren. Von dieser natürlichen Leidenschaftlichkeit mag selbst der beste, redlichste und einsichtsvollste Bericht-Erstatter, der nun verewigte D. Volkmar, nicht freigesprochen werden. Wie aber waren die andern beschaffen? Woher wäre ihnen der Geist gekommen, ruhig zu beobachten, redlich den äußern Schein von der innern Wahrheit zu trennen, den Nothdrang der Zeit bei dem Betragen so mancher verschwärzter Personen von deren inneren widerstrebenden Gefühlen zu unterscheiden, und richtig abzuwägen, wie vielen Antheil die bleierne Furcht vor der höllischen geheimen Polizei, wie vielen die eigne Verderbtheit an ihren öffentlichen Aeußerungen und an ihrer vielleicht nur zum Scheine angenommenen Handlungsweise hatte? Menschen aus dem Pöbel kennen gewöhnlich nur ihre Kaste, die leider zu oft mit der Gesammtheit des Volks verwechselt wird. So wenig nun unter solchen schmutzig-leidenschaftlichen Umtrieben der wahre Geist eines Volks erkannt wird, eben so wenig läßt er sich in abgesonderten, wenn auch vornehmen, Familien-Cirkeln, oder bei schüchterner Zurückgezogenheit nach rhapsodisch aufgegriffnen Aeußerungen, Stadt-Geschwätzen u. s. f. zwischen vier engen Wänden des Studierzimmers erfassen. Es ist also während der westphälischen Usurpation Niemand da gewesen, der dem Herzog genügende Anleitung zur Kenntniß seines Volks geben konnte, und der unglückliche Fürst hat darum erst wenige Monate vor seinem Tode Volk und Pöbel richtig von einander unterscheiden gelernt. So hart das klingt, so wahrhaftig trägt der Verewigte die kleinste Schuld der Mißgriffe, welche aus jener unglücklichen Verwechslung hervorgingen!

Die Idee von einer volksthümlichen Regierung schwebte früh schon seiner Seele vor, und durch einen ziemlich langen Aufenthalt in England war sie ihm sogar klarer geworden. Fürst und oberster Handhaber der Gesetze wollte er seyn für alle, ohne Kasten- und Privilegien-Unterschied. Rasch und entfesselt von einzwängenden Formen und dadurch einfach, sollte der Geschäffte Gang werden. Den Freund und den redlichen Rathgeber wollt' er aufsuchen unter den Männern des Volks, wie unter den Vornehmen. Daß solche Wünsche und Vor-

stellungen dem durch mannigfaltige Schicksale geläuterten, und durch Deutschlands kühnes Erwachen von Neuem begeisterten Fürsten lieblich vorschwebten, wissen diejenigen, denen er in Stunden sanfter Vertraulichkeit sein Innerstes enthüllte. Ob sie in einem Ländchen von 72 Quadrat-Meilen, bewohnt von dem lenkbarsten und gutmüthigsten Menschenschlag, nicht einigermaaßen zur Wirklichkeit gebracht werden konnten? mag dahingestellt bleiben; daß sie sich meistens in Dunst und Nebel auflösten, ist leider gewiß! Wie das so kommen mußte, wird einzig durch unbefangene Betrachtung der seltsamen Ereignisse am Schluß des Jahres 1813 und im Laufe des Jahres 1814 zu erklären seyn.

Der völlige Umsturz des ephemeren Königreichs Westphalen, welches seit der Zeit des Gottes-Gerichts an der Berezina einer umgekehrten Pyramide gleich auf der Spitze stand, konnte nach den Schlachten bei Dennewitz und Culm Niemandem, der den Lauf des Krieges mit freiem Geist beobachtete, zweifelhaft bleiben. Daß Marwitz mit 500 preußischen Landwehr-Reitern Braunschweig, und Czernitscheff mit Cosaken, Dragonern und Husaren, ohne Geschütz von Bedeutung, auch Cassel nach eben so kurzem als schwachem Widerstand eroberte, bewies klar, wie sehr das westphälische Staatsgebäude schon vorher aus allen Fugen gewichen seyn mußte. Das halb vermoderte Aas warf die Völkerschlacht bei Leipzig nur in ein längstens offenes Grab. In Cassel erschien der Kurprinz bereits am 30sten October; sein Vater folgte ihm am 21sten November. In Hannover zeigte sich der Herzog von Cumberland bereits am 4ten November. Auch traf der Herzog von Oldenburg am 27sten Novbr. in seiner Residenz ein. Man kann zugeben, daß in diesen von der französischen Gewalt-Herrschaft befreiten Staaten die alten rechtmäßigen Landstände und Corporationen, theils nicht Zeit genug hatten sich zu besinnen, theils durch die Gegenwart der Fürsten zu sehr eingeschüchtert wurden, um ihre alten, durch fremde Usurpation doch nimmermehr rechtlich aufgehobnen Ansprüche geltend zu machen. Aber in Braunschweig erschien der Fall ganz anders. Der Herzog befand sich, als das Joch abgeworfen war, in England; kein General oder Gouverneur meldete sich, um die braunschweigischen Lande unter die

Central-Verwaltung der Verbündeten zu zwingen; es verliefen bis zur Ankunft des Herzogs zwei volle Monate, und sein Abgeordneter hatte durchaus keine Vollmacht, sich dem Zusammentreten der alten Stände zu widersetzen. Die adlichen Land- und Schatzräthe lebten noch; von der geistlichen Curie waren wenigstens noch der Abt von Riddagshausen und der Dechant des kleinen Stifts vorhanden; auch die Städte-Deputirten zum engern Ausschuß ließen sich leicht zusammenbringen. Man wußte mit Gewißheit, daß der entfernte, sehnlichst zurückgewünschte Fürst durchaus keine zureichende Kenntniß von Regierungsgeschäfften, keine genügende Einsicht von der Lage des Landes, und keine richtigen Vorstellungen von den Mitteln, um die neuen Kriegslasten zu tragen, haben konnte. Das wirklich brauchbare Personal der Staats-Dienerschaft kannte er eben so wenig. Den gefährlichen Umschwung kleinlicher Leidenschaften der Angeberei, Aufhetzerei und Verschwärzung konnte man schon in den ersten Tagen nach des Major Olfermanns Ankunft deutlich bemerken. Und ohne große Klugheit ließ sich also vorhersehen, was erfolgen würde, wenn der Fürst selbst erschien, und dann seine bisherigen Berichterstatter, denen er Dankbarkeit und Vertrauen schuldig zu seyn glauben mußte, sich an ihn drängten.

Keine größere Wohlthat konnte also dem Lande, und wahrhaftig dem Fürsten selbst erwiesen werden, als wenn die verfassungsmäßigen, nur durch usurpirte fremde Gewalt verdrängten Beistände und Rathgeber des Regenten in der Zwischenzeit — wo man doch wohl zum Besinnen gelangen konnte — zusammentraten, wenn dadurch der Herzog bei seiner Rückkehr jene Verfassung, die sein verehrter Vater stets in Ehren gehalten, und Männer aus dem Volke von Einsicht, Vaterlandsliebe und umfassender Kenntniß sowohl der Kräfte des Staats, als der Mittel diese Kräfte zu nutzen, vorfand. Dann wäre doch ein Grund und ein Sparrwerk des Gebäudes vorhanden gewesen, welches freilich den Bedürfnissen der Zeit angemessener ausgebaut werden mußte! Dann gab es doch ein Gegengewicht gegen blinde Willkühr und Laune aberwitziger Projecten-Macher! Dann fand doch der redliche, patriotische Staatsdiener einen Rückhalt in der Verfassung selbst gegen bösliche Angeberei und Zuträgerei! Dann

brauchte doch derjenige, der das Bessere erkannte, wenn er es sagen wollte, nicht erst den Heldenmuth zu erkünsteln, Brod und Unterhalt seiner Familie, und vielleicht noch mehr dabei auf's Spiel zu setzen!

Wer hätte denn wohl ein solches Hinstellen der alten Landes-Verfassung als Schema und Anlage einer den Zeitbedürfnissen angemessenern stören mögen und können? Wer würde dem alten ehrwürdigen Magistrat der Hauptstadt Hindernisse in den Weg gelegt haben, sich zum Vorbilde für's ganze Land wieder nach alter Form zu constituiren, oder gleichsam nur aufzuwachen aus dem siebenjährigen Knechtes-Schlafe? — Sprachen nicht alle Proclamationen der verbündeten Monarchen und ihrer Heerführer von Rückkehr der zerschlagenen Freiheit, von Wiederherstellung der alten Rechte, und der durch Jahrhunderte geheiligten deutschen Verfassung? Hatte Tettenborn nicht auf Befehl seines erhabnen Kaisers, jede Unterhandlung mit Hamburg so lange zurückweisen müssen, bis der Magistrat und die Verfassung in alter Form hergestellt worden? Ward nicht erst kürzlich, am 4ten November, unter russischem Schirm Bremen in seine vormaligen Rechte zurückgeführt und die alte Ordnung hergestellt? Warum denn nicht auch Braunschweig, dessen Fürst durch das stürmische Meer vom festen Lande noch geschieden war? — Oder wollte und konnte der Abgeordnete des Herzogs solche rechtmäßige, durch das Wort der hohen Befreier Deutschlands geheiligte Maaßregel verhindern? Aber der Herzog selbst, wenn er zurückkehrte, würde der nicht die Anmaaßung geahndet, das alte Werk nicht schnell über den Haufen geworfen haben? — Der Herzog, der so bescheiden, ja man möchte sagen so demüthig wenige Tage vor seinem Einzuge an Braunschweigs Bürger schrieb; — der Herzog, der mit so ehrenwerther kindlicher Resignation erklärte: er verstehe vom Regieren wenig oder gar nichts, und man möge doch in ihm keinen Carl Wilhelm Ferdinand suchen; — der Herzog, dem jetzt alles daran gelegen seyn mußte, sein ganzes Volk in Liebe und Vertrauen ohne Zwiespalt um sich zu versammeln, um alle Kräfte für den großen, noch lange nicht beendigten Kampf dem Fürsten und dem Vaterland zu weihen?

Dem Herzog konnte so etwas gar nicht einfallen, und hätten heimtückische Rathgeber ihn ja auf solche Despoten-Ideen geleitet, so durft' er es doch nicht wagen, sie auszusprechen, wenn das durch Alter und Schwur der Ahnherrn, wie durch lange Gewohnheit geheiligte Staats-Gebäude, gereinigt von fremdem Unrath, wieder da stand und ihn unter sein schützendes Dach aufnahm; und wenn Männer voll wahren Patriotismus, voll redlichen Willens und deutscher Kraft sich ihm gleich bei'm Eintritte zur Seite stellten. Es brauchte dann die heilige Verpflichtung für alte Landesschulden nicht erst anerkannt zu werden; — sie war schon anerkannt, oder verstand sich unter solchen Umgebungen wirklich von selbst. Man brauchte dann die allgemein verhaßten westphälischen Finanz-Maaßregeln nicht wieder aufzufrischen, um der außerordentlichen Rüstungen Kosten zu bestreiten. Eine Kriegssteuer, (wie groß sie auch seyn mochte) mit Offenheit, Wahrheit und redlichem Versprechen: künftighin Rechnung über Einnahme und Ausgabe abzulegen, — von allen Ständen und Volksklassen ohne Ausnahme nach billiger Vertheilung gefordert, würde mit Freude und Lust doppelt so viel geliefert haben, als die westphälischen Steuern unter tausendfältigen Verwünschungen und Betrügereien einbrachten. Auch der undeutsche Egoist hätte zahlen müssen, und es dabei nicht einmal wagen dürfen, gegen die gerechte vaterländische Maaßregel zur Abhülfe des dringendeu Bedürfnisses seine Stimme zu erheben; denn eine schnelle Volks-Justiz würde ihm bald Schweigen geboten haben. — Ja, hätten der allgemeinverehrte Graf v. d. Schulenburg, und der eisenfest-redliche Reimann, und der biedere Plessen in der Verfassung nur einen festen Boden, worauf sie fußen konnten, gefunden, so würden sie bei der dann wohlgegründeten Hoffnung, das wahrhaft Ersprießliche endlich durchzusetzen, bei dem Herzog, dessen guter Wille unverkennbar war, ausgehalten, und weder der westphälischen Schwänzelei, noch dem luftigen Aberwitz überschwenglicher Projectenmacherei das Feld geräumt haben. Als diese ehrenwerthen Männer keinen Boden unter sich fühlten, zogen sie sich klüglich zurück. Am verlassensten aber war der Herzog selbst; denn man ließ ihn blind hin in ein dunkeles Chaos tappen; und als da nun Mißgriffe über Mißgriffe erfolgten, schrieen hundert kluge Leute,

von denen wohl kein einziger es besser zu machen gewußt hätte, Ach und Weh!

Die Schuld indessen, daß vor des Herzogs Ankunft nicht geschahe, was geschehen mußte, um ihn vor leicht vorauszusehenden Fehltritten zu bewahren, mag man ja keinem Einzelnen aufbürden. Denn sie lag in der allgemeinen Erschlaffung jener edleren Kräfte, deren Thätigkeit zur Wiedergeburt eines volksthümlichen Regiments unerläßlich ist. Dazu kam besonders in den stimmgebenden oder sogenannt aufgeklärten Ständen eine siebenjährige Gewohnheit der Sklaverei, und bei den ehemaligen Staatsdienern die ihnen durch die vorigen Regierungen eingeimpfte Schüchternheit: dem allergnädigsten Herrn, wie herablassend und human er sich auch geberdete, das Wahre und Rechte freimüthig vorzustellen. Daß überhaupt Deutschland zum Theil für die Freiheit, deren Erwerb die hohen Monarchen und ihre Heerführer: Kutusow, Wittgenstein, Blücher und Schwarzenberg so preißlich verhießen, noch nicht reif war, hat wohl die Geschichte der beiden letzten Jahre mit ihren verhängnißvollen Resultaten jedem ruhigen Beobachter unwidersprechlich bewiesen. Der Verstand des deutschen Volks scheint mit dem Gemüthe desselben noch lange nicht genug in's nothwendige Gleichgewicht und Einverständniß gebracht zu seyn. Das Gemüth — die Volks-Masse — ist roh, ungelenk und blind zurennend, sobald man es aufregt; — der Verstand (man verzeihe, daß ich ihn nicht näher bezeichne) — schlaff, kalt, selbstsüchtig, zuweilen kriechend, zuweilen hochfahrend, plump und dabei doch immer noch ein Knecht von Autoritäten und einzwängenden Formen. Bringt durch Ideen und durch des Glaubens heilige Kraft den Verstand mit dem Gemüth in Eintracht, — und ihr habt das Räthsel der Zeit gelöst!

Der verewigte Friedrich Wilhelm mochte von diesem Räthsel eine Art Ahnung haben, und griff es daher bei'm Gemüth an; doch das bekam ihm schlecht! Er wurde zwar mit unbeschreiblichem Jubel empfangen; aber ein großer Theil der Empfänger hatte auch jeder seine besondern Wünsche, Berechnungen u. s. f., deren Erfüllungen insgesamt von dem selbst bedrängten Fürsten erwartet wurden. Eine Art Verblendung schien dabei sogar die Verstän-

digern zu benebeln, indem sie sich (wie durch ein Wunder der Allmacht) den Herzog zu einem vollkommenen Regenten umgebildet vorstellten, da sie doch wußten, daß es ihm dazu an den meisten nothwendigen Vorerkenntnissen mangelte. Die eiserne Zeit hatte alle bisher bestandnen Verhältnisse über den Haufen geworfen; unzählige Ungerechtigkeiten waren wieder gut zu machen; wohlgegründete und phantastische Ansprüche drängten sich um die Wette zum Ohr des Fürsten; der wahre Patriotismus trat schüchtern zurück, und nur der erkünstelte, selbstsüchtige, schlau calculirende schob sich keck vor. Ein durch die alte Landes-Verfassung selbst geheiligtes, rathgebendes und mit der wahren Lage des Landes bekanntes Collegium fand der Herzog nicht, — und doch war jetzt Rath nöthiger, als jemals unter der gepriesenen Regierung Carl Wilhelm Ferdinands. Wozu nun greifen? Nach welchen Grundsätzen eine zweckmäßige Auswahl unter den vielen Rathgebern, die sich anboten, treffen? Der eine hatte durch begeisternde Gedichte auf's Volk gewirkt; ein zweiter seinen Patriotismus bewährt, indem er von der usurpirten Gewalt keine Ehrenstellen und Gehalte angenommen. Ein dritter, schon als Gelehrter berühmt, war durch seine Freimüthigkeit, welche ihm sogar Napoleons Verfolgung, Inquisition und Gefängniß zugezogen, noch berühmter geworden, und schien das Verständniß zu haben, wie der Herzog sich in seinen großen Verhältnissen zu den verbündeten Monarchen benehmen müsse. Ein vierter, fünfter, sechster u. s. f. hatte genaue Kunde von dem Betragen der Staatsdiener unter westphälischer Herrschaft, und wußte auf's Haar nachzuweisen, wie weit einem jeden zu trauen sey. Der Herzog versuchte es mit allen. Zur ruhigen Prüfung war sein Gemüth weder gestimmt, noch gewöhnt; auch in der That dazu jetzt, wo unerhörte, des Landes Kräfte auf die Dauer weit übersteigende Rüstungen nothwendig zu seyn schienen, — keine Zeit.

Oft hatte zwar der durch so manche Leiden und Schicksale geprüfte Fürst freimüthig genug erklärt: die Regierungskunst verstehe er nicht, und die Verhältnisse des väterlichen Erblandes kenne er nicht hinlänglich, und auf den guten Willen und die Einsichten seiner treuen Diener müsse er sich am meisten verlassen. Aber der gute Wille

ging langsam, und die Einsichten reichten nicht zu, um bei einer in's Stocken gerathnen Staats-Maschine die unverhältnißmäßig großen Summen herbei zu schaffen, deren es jetzt bedurfte. Eine patriotische allgemeine Kriegssteuer hätte wahrscheinlich alle diese Bedürfnisse schnell befriedigt; doch dazu hatte man die rechte Anlage versäumt. Also warf sich mit einer Art von Extase der Herzog selbst in den Strudel von Geschäfften, die er nicht verstand! Sein rascher Geist wollte vorwärts, und allenthalben stieß er auf Hindernisse. Jedermann arbeitete ihm zu langsam. Er trieb zu größerem Eifer und ward ungeduldig, wenn auch das nicht half. Der Verstand wollte nirgends mit dem Gemüth gleichen Schritt halten, denn es war nirgends fester Boden. Bei drei Schritten vorwärts mußte also immer einer wieder rückwärts gethan werden. Die freiwilligen Gaben befriedigten das Bedürfniß nicht halb. Zwang war verhaßt, drohte auch des Volkes Zuneigung zu lähmen; und doch sollte das Regiment populär und väterlich bleiben. Der unglückliche Mann verfiel nun in einen traurigen Mißmuth, den er wortreich fast jedem klagte, der sich ihm nahte. Und um nur die Last vom Herzen los zu werden, oder auch zu entschuldigen die Langsamkeit, wodurch so Vieler Wünsche und gerechte Erwartungen unbefriedigt blieben, ließ er sich oft in harten Worten über Männer aus, die er selbst an die Spitze der Geschäffte gestellt hatte. Sein kluger Vater wuste das anders zu machen. Mit innigster Theilnahme verhieß er gewöhnlich den kräftigsten Beistand, und wies die dadurch mit enthusiastischen Hoffnungen erfüllten Bittenden an Mahner oder Henneberg, die das Weitere schon besorgen würden. Und wenn diese Männer — wohl wissend, wie weit sie gehen sollten und durften, dann jene Hoffnungen sehr herabstimmten, oder gar völlig vereitelten, so waren sie die Sündenböcke, und der Glaube an des Fürsten huldvolle Menschenfreundlichkeit blieb im Volke fest. Friedrich Wilhelm hatte aber die Kunst noch nicht erlernt, phantastische Ansprüche von sich abzulehnen. Sein Mißmuth nahm immer mehr überhand. Je zahlloser das Heer der Supplicanten und die Menge der Stockungen in den Geschäfften wurde, desto rastloser trieb er. Der Minister bat um Entlassung. Ihm folgte der erste geheime Regierungs-Rath. Selbst einige der Subalternen fanden bei dem steten Treiben und

Ueberjagen die bisher gespielte Rolle so lästig und ihrer unwürdig, daß sie darauf antrugen, in andre Stellen versetzt zu werden.

Nun war also der rechte Zeitpunct für das Kraftgenie eingetreten, dessen mächtige Hülfe der Herzog schon einmal hinlänglich erprobt zu haben wähnte. Der Geheime-Rath Mens ergriff das Staatsruder, und der Compaß seiner Steuermannskunst war: der Herzog habe als unumschränkter Souverän die vollkommenste, ja sogar rechtmäßigste Gewalt in Händen, jedes Mittel zur Erreichung seines großen Zwecks zu benutzen. Daß der Mann eine solche Lehre, die vielleicht noch nie einem Fürsten ganz mißfallen, predigen konnte, daran war eben die traurige Vernachlässigung Schuld, worauf wir bereits aufmerksam gemacht haben. Zwar nicht mit klaren Worten ausgesprochen, doch deutlich genug gedacht, kam somit Napoleons Grundsatz: nos besoins sont nos ressources, wieder an die Tagsordnung, und der Talisman zur Mobilmachung von 10,000 Mann, die aus einer Bevölkerung, welche kaum 200,000 Seelen erreichte, kein Staatsvertrag forderte, und zur unendlichen Vervielfältigung des Staats-Einkommens, und zur Einschüchterung unberufener Remonstratoren schien gefunden zu seyn. Noch war aber nöthig, daß sich zum Vorbilde für alle braunschweigischen Geschäfftsleute ein Mann von rastloser Thätigkeit, wie von seltener Arbeitslust und Arbeitsgeschicklichkeit mit an die Spitze stellte, um jedem sein reichliches Theil von dem, was schnell und provisorisch oberflächlich etwa geschehen konnte, zuzumessen. Ein solcher fand sich in der Person des geheimen Regierungsraths v. Schmidt-Phiseldeck. Er war vielleicht der Einzige, der des Herzogs rasches Vorwärtsstreben ganz befriedigte. Aber die Natur hat auch solche Gaben, und solchen leichten Ueberblick der Geschäffte, und solche Stetigkeit am Arbeitstische, verbunden mit seltener Resignation auf reichlichen Lohn, nur wenigen Sterblichen verliehen. Wenn ein Schiller oder Göthe den angebornen Dichtergeist zum Maaßstabe dessen, was jeder leisten solle, der Verse zu machen sich erkühne, nehmen wollte, so möchte man das billig unnatürlich finden. Wer zu viel fordert, erhält am Ende nichts; und man macht es nicht immer gut, wenn man es gut meint. Das hat sich in der anderthalbjähri-

gen Regierung des verewigten Friedrich Wilhelm so ziemlich klar für alle Augen, die sehen wollen, bewiesen. Es war gut gemeint, daß der Herzog mit Energie und rascher Thätigkeit den Gang der Geschäffte zu vereinfachen strebte; aber nun blieben auch Lücken über Lücken, deren Nachtheil nur gar zu bald fühlbar wurde. Es war gut und edel gemeint, daß er jedem aus dem Volke sein Ohr lieh, und jede Noth gern mildern, und jede früher begangene Ungerechtigkeit gern gut machen wollte; aber nun drängte sich die niedrige Verleumdung, die hämische Schadenfreude, die ungesättigte Rachgier gleichfalls zu ihm, und es lag nicht in seiner Macht, stets das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Es war gut gemeint, daß er im hohen Grade populär zu seyn, und sich dadurch die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben strebte. Aber der gemeine Haufe verstand die Absicht jener Popularität nicht, und mißbrauchte sie daher sehr häufig. Darum fand auch Friedrich Wilhelm fast immer leidenschaftlich niedrige Selbstsucht, wenn er Wahrheit im Volke suchte. Er ahnete was die Zeit von einem deutschen Fürsten forderte; aber er hatte sich den Umfang dieser Forderung nie deutlich gedacht, und leider trat ihm Niemand zur Seite, der jene Ahnung in klare Vorstellungen übergehen ließ.

Man darf daher den Grund so mancher schwankenden Regierungs-Maximen Friedrich Wilhelms weit weniger in der Inconsistenz seines Characters, als in der steten Reibung seiner Gefühle gegen die Anforderungen des kalt besonnenen Verstandes suchen. Aus dieser Reibung entsprangen bei einem höchst lebhaften Temperamente zwei bedauernswürdige Anomalien, deren verderblicher Einfluß unbefangnen Beobachtern leicht sichtbar wurde: 1) daß der Herzog fast alle Regierungs-Geschäffte, als wären sie blos persönliche Angelegenheiten, mit heftiger Leidenschaftlichkeit betrieb, — und 2) daß er den ruhigen Gang der Natur nicht nur selbst überjagte, sondern gewöhnlich auch die Staatsdiener antrieb, ihm in dem unnatürlichen Laufe stolpernd zu folgen. Kurz, so wie er es nicht über sich vermochte, ein belehrendes Buch ruhig vom Anfang bis zum Ende durchzulesen, so schien es ihm auch unmöglich abzuwarten, daß aus der mühsamen Saat-Zeit sich allmählig die belohnende Ernte entwickele.

Wird eine solche Gemüths-Stimmung des Regenten nicht durch constitutionelle Formen in Schranken gehalten, so pflegen windige Projectenmacher, besonders wenn sie die Larve patriotischer Uneigennützigkeit und Freimüthigkeit vornehmen, stets freien Spielraum zu erhalten. Um die bemerkten Anomalien in ihren Wirkungen auf die Landes- und Regierungs-Verhältnisse anschaulich zu machen, bedarf es nur der Anführung einiger unleugbaren Thatsachen! Der Herzog brachte — weit über die Kräfte des Landes, und weit über die an ihn ergangene Forderung hinaus — mit rastloser Thätigkeit 10,000 Mann trefflich ausgerüsteter Truppen auf die Beine, ließ aber keinen Mann eher marschiren, als bis fast die ganze Masse zusammen ausrücken konnte, weil er damit imponiren und sich gegen Preußen ein Ansehn geben wollte. Zungenhelden priesen diese Handlungsweise, deren Grund doch hauptsächlich in des Herzogs persönlicher Stimmung lag, als den erhabensten deutschen Patriotismus, und vermehrten dadurch noch die schiefe Richtung, welche Friedrich Wilhelms Ansichten seiner politischen Verhältnisse schon genommen hatten. Auf eben die Weise kam die lächerliche Thorheit in Gang, daß man sich im Anfang des Jahres 1815 zu einem Kriege gegen Preußen in Braunschweig rüstete, auch allerlei diplomatische Agenten herumsandte, welche Preußens Bewegungen beobachten sollten. Hätte aber mit ächt-deutscher Freimüthigkeit ein angesehener Staats-Diener das Unstatthafte und Gefährliche solcher Maaßregeln dem Herzog klar gemacht, so würde Friedrich Wilhelm sie gar nicht ergriffen haben. Besann er sich doch von selbst und fand das richtige Maaß seiner Kräfte wieder, sobald man ihm nur Zeit zum Besinnen ließ.

Der Herzog kannte aus eigner Erfahrung die altpreußische, den Menschen entehrende Kriegszucht, und verachtete sie mit Recht. Aber es konnte ihm ja auch die bessere neue, der Würde des Menschen mehr huldigende, und durch den Nothdrang der Zeiten selbst herbeigeführte Kriegszucht des preußischen Heeres nicht unbekannt geblieben seyn. Warum ließ er denn zu, daß die englische, vermöge welcher die Soldaten, meistens freie Landeskinder, gleich Neger-Sklaven mit Peitschenhieben in Zucht und Ordnung erhalten werden sollten, bei seinen Truppen

pen eingeführt wurde, und wahrhaft gräßliche Mordscenen daraus hervorgingen? — Der Grund lag in seiner persönlich-leidenschaftlichen Stimmung. Sein Herz blutete bei jenen unmenschlichen Strafen; aber er wollte nichts Preußisches. Die nächsten Umgebungen erhielten diese Stimmung, aber dennoch siegte endlich sein Herz, und jene Greuel wurden gemildert.

Friedrich Wilhelm hatte sich schon als Jüngling mit bitterm Unwillen gegen Freunde und Vertraute über jede Art von Cabinets-Justiz und allerhöchste Machtgebote geäußert, und doch ließ er sich verleiten, eine Art von Cabinets-Justiz nicht sowohl selbst zu üben, als seinen nächsten Umgebungen dazu freien Spielraum zu gestatten. Warum das? — Weil jene Umgebungen größtentheils aus gemüthlichen, raschen, jungen Männern bestanden, denen er nur Gutes zutraute, denen er seine eigne Persönlichkeit, sein brennendes Gefühl für anerkanntes Recht und seinen raschen Eifer für Menschenglück gleichsam unterschob, ohne ruhig zu erwägen, daß weit mehr als jugendliche Gemüthlichkeit dazu gehört, um über verwickelte Rechtsfälle ein competentes Urtheil zu fällen. Solche Mißgriffe würden aber nie geschehen seyn, wenn ein durch die Landesverfassung geschätzter hoher Staatsdiener von hellem Geiste und festem Willen für Recht und Wahrheit dem Fürsten zur Seite geblieben wäre.

Aus diesen und ähnlichen, durch das vage Gerücht sehr entstellten Thatsachen, hat man die Anklage: „Friedrich Wilhelm habe sein ganzes Land wie ein Regiment Soldaten regieren wollen", zusammengestoppelt. Das ist eine Lüge und boshafte Entstellung der Wahrheit. Der bedauernswürdige Fürst wollte vielmehr sein Völkchen mit dem Herzen regieren, und dadurch verdarb er es fast auf allen Puncten mit jenen kalten Formeln-Menschen, die ihre eingelernte Gewohnheits-Weisheit gleich wieder auf die höchste Stufe der Ehre und des Ansehens erhoben sehen wollten, obgleich sie während der verflossenen sieben Knechtes-Jahre nicht ein einziges mal den Muth gehabt hatten, einer blind-gesetzlosen Despoten-Willkühr festen Sinnes zu widerstreben. Dieser kleinliche Egoismus erbitterte den Herzog um so mehr,

da auch seine Cabinets-Freunde ihm nicht auf die mildeste Art den Grund des Widerstandes, welcher sich in fast allen Landes-Collegien gegen Verfügungen aus dem Cabinet spüren ließ, anschaulich zu machen suchten. Friedrich Wilhelm glaubte nun oft bösen Willen, oder Eigensinn, oder wohl gar Anhänglichkeit an verhaßte westphälische Regierungs-Maaßregeln zu entdecken. So stiegen dann zuweilen schwarze Gewitter-Wolken aus dem Cabinet auf, und fulminante Rescripte fuhren in das Cammer-Collegium, in die Gerichtshöfe, und sogar in's Consistorium. Allein es waren stets kalte Schläge, die nicht zündeten. Auch fand sich der Wetter-Ableiter dadurch von selbst, daß die gemüthlichen Cabinets-Herrn ohne Beihülfe des kaltbesonnenen Geschäffts-Verstandes durchaus nicht vorwärts kommen konnten. Der alten Collegien-Weisheit blieb also auf jeden Fall ihr Sieg gewiß.

Weit mehr Unfug, als in Justiz- und Kirchensachen, stiftete jedoch das Uebertreiben des ruhigen Naturgangs bei den administrativen und cameralistischen Geschäffts-Zweigen. Die Cammer schien nämlich durchaus das Kunststückchen erfinden zu sollen, wie Saat und Ernte zu gleicher Zeit gehalten werden könnten, und der neue Cammer-Präsident ließ dem in diesem Fache ganz unbewanderten Fürsten eine Menge neuer Goldquellen vorsprudeln, die zwar für die Phantasie recht lieblich rauschten, aber leider in der Wirklichkeit nur Schaum statt Gold lieferten. Man wollte die Einkünfte von Domänen, Forsten, Hütten- und Salzwerken, von Transit- und Eingangs-Zöllen u. s. f., wie mit einem Zauberschlag wenigstens um's Doppelte vermehren. Ueberdem sollten durch eine freiwillige Anleihe im Lande 600,000 Thlr. herbeigeschafft werden, ohne die alten Landesschulden förmlich anzuerkennen, oder auch nur bestimmte Hoffnung zu deren baldiger Zinszahlung zu geben. Die Bitten und Vorstellungen um Abstellung der eben so ungerechten als drückenden Grundsteuer von geistlichen Gütern, welche den Nutznießern doch an Besoldungsstatt dienen mußten, wurden anfänglich durch fulminante Rescripte zurückgewiesen; — und das Alles sollte unter der Firma unumschränkter Souveränität geschehen, vermöge welcher der neue Cammer-Präsident sogar das Privat-Vermögen

der Staatsbürger als Eigenthum des Fürsten in Anspruch nehmen zu können sich äußerte.

Der Herzog hatte in der Zeit hauptsächlich seine großen Rüstungen, bei der gewissen Voraussicht eines bald wieder ausbrechenden Krieges, in Gedanken, und ließ sich also, da Niemand durch die Landes-Verfassung geschützt, mit Kraft und Ernst widersprach, die neue Lehre wohl gefallen. Auch predigte man ihm nun täglich den Glauben: als rechtmäßiger Souverän im angestammten Erblande seiner Väter könne er mit gutem Gewissen wohl die Hälfte dessen nehmen und fordern, was der unrechtmäßig eingedrungene Fremdling ohne alle Rechtsformen ganz genommen habe. Diese Melodie setzte man in allerlei Variationen, und es wurden die schüchternen Remonstrationen der Behörden dadurch leicht übertäubt. Auch war ja alles was man forderte und wollte, nur Bedürfniß des deutschen Vaterlandes, und der Fürst selbst entzog sich ja jedem Luxus, und lebte bürgerlich einfach, in grellem Abstich gegen den vormaligen sardanapalischen Hof zu Kassel u. s. f. Also erklang, bald sanft, bald im Allegro furioso die Zauber-Zither, und wer weiß, wie weit es damit gekommen, hätte nicht das große Schreckbild: Publicität, unter dem Schutze des furchtbaren Accords: Stimme des Volks, drohend den Finger erhoben! Zwar ward, um unberufene Schreier sämmtlich einzuschüchtern, ein neues Censur-Edict — nachdem lange genug ohne Censur pöbelhaft geschimpft und geschrieen worden — erlassen. Aber leider! bekümmerte man sich schon in Goslar und Halberstadt wenig, noch weniger in Leipzig, Berlin, Hamburg rc. um die braunschweigischen Censur-Gesetze und Ansichten! Der Widerspruch gegen die neuen Projecten-Schmiede fand also zwar keinen Schutz in der zertrümmerten Landes-Verfassung; allein er fand ihn doch in der öffentlichen Meinung, die laut durch die Druckpresse zur Sprache gebracht werden konnte, und die man nicht geradezu anzutasten wagte.

Einige Monate hindurch kämpfte Friedrich Wilhelm gegen jene mächtige Stimme für den Mann, dem er volles Vertrauen geschenkt hatte, und dem er auch Dankbarkeit schuldig zu seyn glaubte. Erst als die Ueberzeugung ihm zukam: jener hochgepries'ne Staatskünstler

habe ihm nur Wind für Wahrheit gegeben, beharrte er nicht länger darauf, den Unfähigen und mit dem Widerwillen aller Behörden Beladenen an der Spitze der Geschäffte zu lassen. Die Art und Weise aber, wie der geh. Rath Menz verabschiedet wurde, macht Friedrich Wilhelms Herzen Ehre. Und, wer mag es tadeln, daß eine alte Schuld der Dankbarkeit, deren Gehalt F. W. allein richtig zu schätzen wuste, mit fürstl. Großmuth abgetragen ward? Wenn jene 20,000 Thlr., die Hr. M. erhielt, wirklich eine Ehren-Schuld betrafen, so kann nur ein Niederträchtiger dem verewigten Fürsten daraus einen Vorwurf machen: daß er lieber ein ehrlicher Mann bleiben, als zum hochgepriesenen Landes-Besten den Schandfleck der Wortbrüchigkeit mit in's Grab nehmen wollte. O du vergötterte Finanz-Kunst! schmähliches Geschenk jener Politik, die zuerst den Zahlen-Preis für Menschenleben, wie für Ehre, Tugend und Verbrechen erfunden! Du nimmersatter Gold-Hunger, der selbst der Staaten moralisches Mark ausfrißt, und aus verdorrten Eingeweiden doch nur kaltes todtes Metall wieder von sich gibt, wenn werden wir Unglücklichen das Ende deiner verächtlichen Herrschaft erleben!

Der verewigte Friedrich Wilhelm huldigte keineswegs der schmutzigen Goldgier; denn er wollte das Gold nur für höhere Zwecke. Bei gutem Willen und rastloser Thätigkeit fehlte ihm, (als Regent eines Landes, dessen alte Verhältnisse völlig zertrümmert waren, ohne durch feste constitutionelle Formen ersetzt zu seyn,) nur Zeit, zur Besinnung zu gelangen, um das leidenschaftliche Treiben dann zu mäßigen, und Schein von Wahrheit, durch Beihülfe redlicher, wohlunterrichteter Personen, unterscheiden zu lernen. Auch ist es eine unleugbare Thatsache zur Bewahrheitung dieser Behauptung: daß, obgleich bei'm Regierungs-Antritte des Herzogs fast Alles vernachlässigt worden war, um ihn gegen Despoten-Launen und die daraus nothwendig hervorgehenden Mißgriffe zu sichern, er sich dennoch in Jahresfrist durch eignen Verstand und Umsicht so weit zurecht gefunden hatte, dem ersten Eindruck, welchen die Dinge auf sein lebhaftes Temperament machten, nicht mehr zu folgen, sondern umsichtig die Meinung und den Rath erfahrner Männer darüber zu erforschen. Wer aber Friedrich Wil-

helms Regenten-Fähigkeiten mit demselben Maaßstab messen will, der etwa in staatsrechtlicher Hinsicht für Carl Wilhelm Ferdinands Regierungs-Maximen gelten mag; oder wer die Regierungs-Periode dieses hochgebildeten Fürsten mit der stürmisch-eisernen Zeit, worin jener ohne Rath und sich selbst überlassen die Zügel des Regiments ergreifen muste, unter eine Kategorie zu zwingen gemeint ist, der hat weder jene noch diese Zeit begriffen. Darum ist auch sein Urtheil nichtig vor dem Richterstuhle der Zeitgenossen, wie vor dem der noch unbefangnern Nachkommen.

* * *

Der vormalige Cabinetsrath Römer hat uns durch eine rhapsodisch-fragmentarische Anekdoten-Sammlung den verewigten Friedrich Wilhelm hauptsächlich als Mensch zu schildern versucht. Giebt jene Broschüre überhaupt einen Total-Eindruck, so kann es, obwohl Römers Absicht rein und untadelhaft war, nur ein widriger und für den Verewigten ungünstiger seyn. Dieses Urtheil wird jeder unbefangne Leser unterschreiben. Der Biograph soll kein höfischer Schwätzer und Anekdoten-Jäger werden; aber charakteristische Anekdoten, die den innern Menschen aussprechen, oder dem Forscher einen Blick in des vorgeführten Helden Gemüth, und gleichsam in seines Herzens Tiefen thun lassen, die mag, die soll er aufnehmen und der Vergessenheit entreißen, wenn er sich ihrer Wahrheit gewiß hält. Ob in Hrn. R. Broschüre solche Anekdoten zu finden sind, überlasse ich dem Urtheile verständiger Leser. Hier mögen aber noch einige Züge ihren Platz finden, die viel eher zu dem vorgesteckten Ziele richtiger Beurtheilung hinleiten können.

Friedrich Wilhelm konnte, weder als Jüngling noch als Mann, dem Schauspiele, in welcher Form es auch gegeben wurde, Geschmack abgewinnen. Einen ganzen Abend im Theater zuzubringen, war ihm daher der lästigste Zwang, den er kannte. Während seines Regenten-Lebens hat er sich wenigstens in Braunschweig diesen verhaßten Zwang nie aufgelegt. Hierin wich er also ganz ab von seinem Vater, zu dessen Lieblings-Be-

lustigungen das Theater so sehr gehörte, daß er ihm, seinem Regierungs-Princip: der vorherrschenden Sparsamkeit, zum Trotz, noch in den letzten Lebensjahren bedeutende Summen opferte, und sich dabei sogar von dem verächtlichsten französischen Comödianten-Volke brüskiren ließ. Ja es gab Männer, die Carl Wilhelm Ferdinand zur Beschwichtigung jener Menschen, und zur Regulirung ihres Schuldenwesens eigens besoldete; doch war ihnen dabei strenge Verschwiegenheit, wie bei einem Staats-Geheimniß, empfohlen.

Friedrich Wilhelms Vergnügungen waren einfacher. Vor allen liebte er ländliche Freuden ohne Kunst und Pracht, und den fröhlichsten Tag während seines Regenten-Lebens hat er vielleicht zu Lehre, einem Dorfe zwei Stunden von Braunschweig, gehabt. Dort lebte sein Lehrer Berkhan als Prediger, in patriarchalischer Ruhe. Friedrich Wilhelm wohnte der Taufe des jüngsten Kindes seines alten Freundes bei. Auch des Herzogs Bruder war dort. Das Gespräch drehte sich meistens um Erinnerungen früherer Jahre. Des Ditfurthschen Despotismus, der sanften Liebe einer guten Mutter, der alten Verhältnisse im Fürstenhause, der jugendlich-leichtsinnigen Thaten und der ersten Verirrungen; aber auch der ausgestandnen Noth und des durchlebten Jammers und Elends gedachte man bei froher Becher Klang. Die Kinder des Hauses spielten furchtlos-zutraulich um den geliebten Landes-Vater. Die Knaben liehen ihm seine Reitpeitsche ab und fragten: warum er denn keinen Stern an der Brust trage, der doch so schön flimmere? Die Mädchen stopften ihm die Pfeife und brachten hüpfend den Fidibus. Nach der Mahlzeit faßte der Fürst den ehrwürdigen Pfarrer unter'm Arm, und wanderte mit ihm durch's Dorf. Alt und jung, Mädchen und Jünglinge vernahmen da des guten Fürsten sanften Zuspruch. Er scherzte mit dem jungen Volke, den Alten aber gab er Trost und fröhliche Hoffnungen auf eine segensreiche Zukunft. Keine Verstellung, kein Zwang, keine eingelernte Popularität herrschten bei diesem Feste, das der Herzog fröhlich, mit innig dankbarer Umarmung seines verehrten Lehrers, verließ. Frohes Jauchzen scholl hinter ihm her, als er im fliegenden Galopp den einfachen Pfarrhof und das stille Dorf bei einbrechender Dunkelheit verließ. Ich meine,

da erschien Friedrich Wilhelm wirklich als Mensch, und es war unmöglich, den guten Menschen dort in ihm zu verkennen.

Ein anderer Zug, der den guten Menschen charakterisirt, ist jene ungeheuchelte, herzliche und zuvorkommende Liebe, welche Friedrich Wilhelm gegen seinen ältern Bruder, den Herzog August, hegte. Nicht nur war die Rückkehr dieses Fürsten nach Braunschweig für den Herzog ein wahres Jubelfest, wobei sich seine lebhafte Theilnahme auf's herzlichste aussprach, sondern man konnte dieselben Empfindungen in dem Benehmen und in der Handlungsweise des Herzogs bei jeder Gelegenheit wahrnehmen, wo er mit dem Bruder zusammentraf. Jeden seiner Wünsche suchte er zu errathen, und, noch ehe der Wunsch ausgesprochen wurde, ihn zu befriedigen. Auch behielt der Herzog August die uneingeschränkteste Freiheit, von allem höfischen Zwange entfesselt, ganz nach seiner Neigung zu leben. Friedrich Wilhelm selbst hielt diese Freiheit für des Lebens höchstes Gut. Er hatte sich einen angenehm gelegenen, doch durchaus nicht kostbaren Garten, der von dem fürstl. Garten nur durch einen schmalen Arm des Ockerflusses getrennt war, angekauft, und war Willens die Anlage noch zu erweitern, um sie zu einem der schönsten Lustörter in Braunschweigs Nähe umzuwandeln. In jenem Garten, wohin er sich oft allein in einem kleinen Kahne überschiffte, lebte er sich selbst und seinen stillen Freuden. Wer ihm dort zusprach fand nicht den Fürsten, sondern den anspruchlosen Privat-Mann. Der Ostentation und Pracht gab er sich nur hin, wenn höhere Staats-Zwecke es erheischten. Aber auch in diesen glänzenden Zirkeln war er der angenehmste, liberalste Wirth, der unterhaltendste Gesellschafter, der humanste Familien-Vater. Sein ganzes Volk hielt er für seine Familie, doch leider verstand nur der kleinste Theil desselben eine solche Humanität recht zu würdigen, und verleidete nur zu oft dem guten Vater die liberale Entäußerung seiner Fürsten- und Herrscher-Würde!

Ich habe Züge des guten Menschen gezeichnet, welche auch die giftigste Verleumdung nicht wagen wird auszulöschen. Ich will einen Zug des kräftigen, edlen

Menschen, worauf sich wahrhaft große Hoffnungen gründen ließen, hinzufügen. Lange vor seiner Rückkehr in die väterliche Heimath, ging Friedrich Wilhelm, besonders durch Veranstaltung der nichtswürdigen westphälischen Despoten-Knechte, das Gerücht vorauf: daß er in England ein höchst dissolutes Leben führe, und dem Trunke sehr ergeben sey. Er kam; man beobachtete ihn im Stillen, und mußte gestehen: daß er höchst mäßig lebe, und besonders in Ansehung starker Getränke die strengste Aufmerksamkeit beobachte. So weit ging diese Aufmerksamkeit, daß er bei'm fröhlichsten Gelage nie über vier bis fünf Gläser trank. Auf dem ersten Zuge nach Brabant, im Anfange des Jahres 1814, wagte es ein alter Offizier, der ihn schon als Knaben gekannt und mit ihm in vertrauten Verhältnissen gelebt hatte, jene auffallende Enthaltsamkeit zur Sprache zu bringen. — „Sie haben Recht, lieber * *, erwiederte der Herzog. Ich achte streng auf mich selbst. In England that ich es nicht, und ich kenne das Gerücht. Auch ist es nicht ganz ohne Grund. Aber einen festen Eid habe ich mir selbst von dem Augenblick an, wo ich mein Erbland wieder erhielt, geschworen: fortan nie die Schranken der Mäßigkeit zu überschreiten; und ich werd' ihn halten, den heiligen, festen Schwur."

Und er hat ihn gehalten! Er ist Herr geworden über eine Leidenschaft, deren Besiegung zu den schwersten Aufgaben der moralischen Diätetik gehört. Man könnte sagen: nicht hat die Sünde ihn, sondern er hat die Sünde verlassen. Er hat sie besiegt, und ist Herr worden über sich selbst. Das kann nur ein fester, starker Charakter! Ein solcher Zug ist mehr werth als tausend Anekdötchen, für den Psychologen, für den ernsten, Wahrheit liebenden Menschen-Beobachter. Und wenn irgend etwas den Glauben verbürgt: Friedrich Wilhelm wäre für die Folge ein trefflicher, ganz für seine Zeit passender Regent geworden, so ist es jene Thatsache.

* * *

Daß er ein Held im wahren Sinne des Worts gewesen; daß seine und des Vaterlandes Ehre ihm als das

höchste Gut erschienen, und daß er Alles daran gesetzt, dieses heilige Kleinod unbefleckt zu bewahren, wird wohl der schändlichste Neid nicht zu bestreiten unternehmen. Er war kein großer Feldherr in dem Sinne des Worts, welchen die neuere Kriegskunst erfunden hat. Das Umfassende großer combinirter Operations-Plane, wobei man sich mit Hunderttausenden auf Hunderten von Quadrat-Meilen herumtummelt, war nicht sein Fach. Aber er war ein trefflicher General in Ziethens, und selbst in Blüchers Geist. Als solcher hat er sich in der furchtbaren Schlacht am 16ten Junius 1815 bewiesen. Was Ziethen bei Hochkirchen war, das war er dort bei Quatre Bras. Man muß den Bericht des Marschall Ney mit Bedacht lesen, um völlig überzeugt zu werden, daß nur die aufopfernde Tapferkeit, womit Friedrich Wilhelms heroisches Vorbild seine jungen Truppen begeisterte, den Durchbruch der Franzosen nach Brüssel vereitelte, und eine solche Schlacht, als die entscheidende am 18ten Junius wurde, möglich machte. Der Glaube begeisterte ihn. Für deutsche Freiheit und Vaterland verachtete er darum den Tod, der aus hundert Mord-Schlünden ihm entgegen brüllte, und er fiel in dem schönsten, heiligsten Beruf, worin je ein deutscher Fürst, ein deutscher Held fallen kann. Würde nicht, ohne sein Vorbild in Anschlag zu bringen, eine solche ausharrende Tapferkeit, als die braven Braunschweiger in jener Schlacht bewiesen, ein unerklärbares Wunderwerk seyn? Focht nicht der Feind mit ausgesuchten, krieggeübten und der Zahl nach weit überlegenen Schaaren gegen jene jungen, größtentheils zum ersten mal in's Feuer geführten Truppen! Möchten sie ohne Friedrich Wilhelm wohl dem ersten furchtbaren Andrange der geharnischten Reiter des Welttyrannen widerstanden haben, da es ihnen sogar an Geschütz fehlte?

Ehre und Dank also dem Helden des Vaterlandes! Wenn des Spartaners Leonidas, wenn des Römers Curtius, wenn des Schweizers Arnold Winkelried Thaten unvergänglich prangen im Buche der Menschen-Geschichte, so wird auch dein Name, und was du thatst nicht verhallen: o Friedrich Wilhelm von Braunschweig! Und wenn die hochgepriesene

Finanz-Kunst nicht so viel herauszurechnen vermag, daß dein dankbares Volk dir ein würdiges Denkmal errichte, so wird dennoch im hehren Tempel der Geschichte zu deiner Ehre stets das heilige Wort erschallen:

Exegit monumentum aere perennius!

Carl Ludwig von Woltmann.

Selbstbiographie.

Carl Ludwig von Woltmann

ward gebohren am neunten Hornung 1770 zu Oldenburg im ehemaligen westphälischen Kreise. Seine Mutter liebte ihn vorzüglich unter sechs lebenden ältern und jüngern Brüdern und Schwestern. Allein er verlor sie im sechsten Jahr seines Alters. Sie starb an der Auszehrung; eine überaus lebenslustige Frau, einige dreißig Jahr alt. An ihrem Sterbetage ließ sie die Kinder in ihrem Zimmer zum Mittag essen, war da noch ganz die sorgsame Hausmutter, und spähte mit ihrem todtenbleichen Gesicht, den noch nicht erloschenen feurigen schwarzen Augen besonders hervor, ob ihr Lieblingskind hinlänglich versorgt sey.

Sie war aus Hildburghausen gebürtig und hieß Armbrust, und sein Vater hatte sie zu Jena kennen lernen, wo derselbe eigentlich nicht studierte, sondern nur mit einem jungen Grafen Lynar anwesend war, zu dessen Vater, dem bekannten Staatsmann und Diplomatiker, ihn der eigene rege Trieb gebracht hatte. Er war ein Bauerknabe aus dem Bremischen, hart an der Weser, kam durch Verbindungen eines dortigen Edelmanns zu der dänischen Post in Hamburg, und von da zu dem königl. dänischen Statthalter in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst. Lynar, der in den wichtigsten Staatshändeln gebraucht war, scheint jenen Posten nur als einen Beweis von Ungnade erhalten zu haben. Er war rüstig auf demselben, in seinem Hause noch vielseitiger und mit

überwiegender Persönlichkeit. Die bittersten Satyren auf die lebenden gekrönten Häupter und Staatsmänner theilte er daselbst eben so mit, wie erbauliche Predigten, deren Abfassung ihn viel beschäfftigte. Der Vater Woltmanns, welcher sich durch Naturanlage und unveranlaßten Fleiß einen ausgebildeten Vortrag und eine schöne Declamation erworben hatte, mußte die Predigten seines Gebieters in erlesenen Privatgesellschaften halten.

Das Verhältniß desselben zu einem so geistvollen Weltmann, Gelehrten und Diplomatiker, ist für den Sohn und seine erste Bildung nicht unergiebig geblieben. Wie erfüllt war dieser als Knabe von der Geschichte, dem Bilde der Höfe, an welchen der Statthalter Gesandte gewesen, der Universitäten Halle und Jena, die der Vater im Gefolge eines der jungen Grafen besuchte, des siebenjährigen Krieges, durch dessen Streifpartheien er einen andern nach Berlin führte, und dieser Stadt Friedrichs des Großen! Die Phantasie des Knaben wurde dort schon einheimisch, wo der Jüngling und Mann nachher viele Jahre verlebt hat.

Sein Vater hatte Alles mit Geist, und noch mehr mit Gemüth aufgenommen, was die Erzählung bewies, die in ihrer Anspruchslosigkeit voll von Leben der Personen, der Gegend, der Eigenthümlichkeit der Geschichte war. Die Art des Vortrags mancher berühmter Professoren zur Zeit des siebenjährigen Krieges, aus Halle, Jena und auch Leipzig, ward dem jungen Woltmann anschaulich. Vorzüglich hatte sich der Vater für die Theologen interessirt, und Struensee, von dessen genialen Söhnen der eine Dänemark so sehr erschütterte, als der andere Preußens Wohlstand kaum vor dem Einsturze desselben befestigte, war mit der gewaltigen Figur, der ungemein starken Stimme für ihn gleichsam ein Donnergott der Beredtsamkeit.

Jenes theologische Interesse hing damit zusammen, daß die Lynarsche Familie, in Verwandtschaft und Verein mit der reichsgräflichen Reußischen, in den religiösen Ton der Herrnhuter stimmte. Von ihm und dem frömmsten Sinn durchaus erfüllt, von eignem dichterischen Geist in Schwung gehalten, hatte der Vater mit einer unbeschreib-

lich anmuthigen Erinnerung alle Personen umfaßt, welche irgend bei ausgezeichneten Gaben das Colorit der Frömmigkeit annehmen wollten. Wenn er Gellert beschrieb, welchen er am Hofe einer Gräfin von Reuß sah, und zugleich, wie in jenen Tagen die Gewitter unter ihnen an der Höhe, auf der sie lebten, wegzogen, war sein Mund so beredt und seine Sprache so schön, daß zu bedauern ist, sie durch keine Schrift mehr festhalten zu können.

Durch solche und andere Schilderungen des Vaters, durch seine Erzählungen aus Lynars Leben, den seine Bewunderung und Verehrung unter die größten Staatsmänner zählte, ward der Knabe inniger angezogen als seine Geschwister, und gewann so die erste dunkle Vorstellung von einem gelehrten und schriftstellerischen Leben, von diplomatischem Treiben, politischen Handlungen. Noch ward seine Phantasie ganz in dem Norden gefesselt, und Kopenhagen wurde für ihn der bestimmteste Schauplatz der großen Welt. Aber nicht Katharina die zweite, deren Persönlichkeit von Lynar stets mit den bittersten Bemerkungen geschildert war, nicht Friedrich von Preußen, dessen Siege, vorzüglich den bei Roßbach, der Erzähler mit immer neuem Feuer beschrieb, öfter mit dem behaglichen Zusatz, daß der große Held den frommen Gellert vor allen geehrt habe, auch nicht Ferdinand von Braunschweig, der sich besonders dadurch anempfahl, daß Friedrich ihn beneidet haben sollte, wurden Helden des unermüdet horchenden Sohnes: auf ihn machte der unglückliche Struensee den größten Eindruck, welchen der Vater als einen der Medicin Beflissenen zu Halle gekannt und unerträglich gefunden hatte; der lange, schlaffe Jüngling habe nur an unnütze Streiche gedacht. Sein Aufsteigen zu solcher Macht, die Erschütterung des dänischen Reiches durch ihn, seine Verbindung mit der Königin, und besonders sein tragisches Ende, erweckten die ganze Theilnahme des Knaben; der Ausgang, welcher ihn hätte schrecken sollen, reizte noch mehr zu der Vorstellung, daß er dänischer Staatsminister werden müsse, welcher Wunsch indeß durch einen andern hart bedrängt wurde. Wenn ein Mann wie Graf Lynar, meinte er, Predigten abfaßte, die gepriesen wurden, ein Mann wie sein Vater sie mit Beifall vortrug: so ließe sich dieser Ruhm vereinigen, und es müsse nichts Geringes seyn, heilige Reden selbst zu verfertigen und

mit feuriger Würde vorzutragen. Er wollte ein berühmter geistlicher Redner werden, und diesen Wunsch, den er nicht verschwieg, indem er von Kopenhagen, dem Staatsministerium nichts verlauten ließ, genehmigte sein Vater mit Freude.

Unvergeßlich, für seine ganze künftige Richtung entscheidend, stellen sich ihm die einsamen Abendstunden dar, welche er vier oder fünf Winter hindurch nach dem Tode seiner Mutter mit einem solchen Vater zubrachte. Dieser hatte, obgleich in der Blüthe der männlichen Jahre, aus Liebe für seine Kinder nicht wieder geheurathet, und widmete ihnen alle Zeit, die ihm von Geschäfften übrig blieb, verwendete nur auf ihre Ernährung und Erziehung die geringen Einkünfte seines kleinen Amtes bei dem oldenburgischen Landgericht. Vor sieben Uhr der Winterabende ward kein Licht angezündet, und gern sah der Knabe seine Geschwister zu Nachbarn ausfliegen, wenn die Dämmerung einbrach. Er saß in einem Winkel der finstern Stube, wo der Vater auf und ab ging, seine Erzählungen begann, ein schönes geistliches Lied hersagte, mitunter leise und innig voll Wohllaut sang, auch wohl von seinen eigenen Gedichten einige Strophen sprach, besonders gern solche, worin er das Andenken seiner seligen Frau gefeiert. Es verging kein Jahr, daß er nicht ein Trauerlied auf ihren Sterbetag gedichtet hätte. Durch den Schmerz um sie veredelte sich seine poetische Gabe, die ihm zuerst durch begeisterte Frömmigkeit verliehen war. Kein anderer Stoff als Liebe und Religion war in diesen Gedichten, die im eigentlichsten Sinn nur um ihrer selbst, nur des Dichters willen gesungen wurden, denn Niemand hat sie gelesen oder gehört, als nur der einzige Sohn, welcher sich des lyrischen Schwunges in manchen, vor allen in den Gesängen am Pfingstfeste, noch wohl erinnert. In seiner Abwesenheit sind sie späterhin mit andern Papieren an einen Krämer verkauft; selbst ein Paar Gesänge, worin der 81jährige Greis die Fügung der Vorsehung mit seinem Leben dankbar pries, sind durch ein Versehen mit andern Papieren verbrannt.

Die Grundlage seiner Bildung erhielt Woltmann so durch seinen Vater; am meisten verdankt er demnächst einem Mann, welcher durch eine glückliche Fügung zweimal

mal sein Lehrer am oldenburgischen Gymnasium ward. Kruse, als Professor der historischen Hülfswissenschaften, und vorzüglich durch seinen historischen Atlas berühmt, aus dem Oldenburgischen gebürtig, und auf dem Waisenhause zu Halle gebildet, begann seine Laufbahn als unterster Lehrer der lateinischen Sprache am Gymnasium seines Vaterlandes. Seine Gabe zur Erziehung war außerordentlich, und wie tief sein Beispiel und seine Lehre bei den Knaben fruchteten, zeigte sich am besten, als dieselben zwei Classen höher, wohin er inzwischen als Lehrer vorgerückt war, wieder zu seiner Unterweisung kamen. Die vierte Classe, in welcher sie unterdeß ein Paar Jahre zugebracht hatten, war durch die schlechteste Methode, die im Allgemeinen auf dem Gymnasium herrschte, durch Schwäche und das fast erloschne Wissen eines alten Lehrers ganz geeignet, die Sitten und Kenntnisse der trefflichsten Jugend verwildern zu lassen; und dennoch, als jene zu dem Subrector Kruse kamen, waren sie an guter Art und Kenntniß in der Richtung gewachsen, die er ihnen gegeben hatte. Mit einem pragmatischen, und doch so zarter Jugend, wegen seiner Einfachheit, verständlichen Geiste trug er die Geschichte vor, und die ärgste Strafe womit er eine Unart seiner Schüler ahnden konnte, bestand darin, daß er den Vortrag einer historischen Stunde in eine Reihe von trockenen Notizen, in jene den Deutschen nur zu wohlbekannte historische Nüchternheit verwandelte. Hier faßte Woltmann zuerst Liebe für die Historie, aber auch den größten Abscheu gegen eine geistlose Behandlung derselben.

Er hatte das Glück lange in dieser Classe zu verweilen, und wie er sie verließ, ward Kruse zum Erzieher der Söhne des Herzogs von Oldenburg berufen. Auch in den alten Sprachen hatte dieser vortreffliche Mann gründlich unterwiesen; aber es war nicht möglich, durch den öffentlichen Unterricht auf dem Gymnasium zu einer festen, wohlgeordneten Kenntniß in irgend einer Wissenschaft und Sprache zu gelangen, weil dem Classengebäude kein durchgreifender Lehrplan zum Grunde lag. Selbst das Studium der alten Litteratur war in den beiden höchsten Classen auf das cursorische Lesen einiger Autoren und unbedeutende lateinische Ausarbeitungen beschränkt. Kein griechischer Dichter ward auf dem Gymnasium gelesen, in

einer langen Reihe von Jahren kam man nicht über das griechische neue Testament und Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates hinaus. Die Geschichte ward in der ersten Classe so vorgetragen, daß selbst der Enthusiasmus, welchen Kruse für sie geweckt hatte, nicht vorhalten wollte.

Durch das Beispiel seines Vaters früh gewöhnt, aus eignem Trieb zu lernen, und das Gedachte, Empfundne in einer eigenthümlichen Gestalt darzustellen, durch den genannten trefflichen Lehrer wegen solcher Weise gelobt und in ihr ermuntert, wandte der Jüngling seinen Fleiß von dem Gang des öffentlichen Unterrichts so viel wie möglich ab, übte sich in den alten Sprachen mit großer Privatanstrengung, doch leider stets mit Ueberspringung des Leichten und des früher zu Erlernenden.

Tacitus, Homer und Sophokles wurden zu früh seine Lieblings-Autoren, und er verfaßte mit Leichtigkeit lateinische und griechische Gedichte über wichtige Gegenstände und Figuren der alten Welt, ohne wenigstens in der griechischen Sprache der Grammatik mächtig zu seyn, und auch nur eine dürftige allgemeine Kenntniß von dem Alterthum zu besitzen. Dies hat den großen Nachtheil gehabt, daß er sich überhaupt gewöhnte, das menschliche Wissen zu verwegen zu handhaben.

Zum Glück widerfuhr ihm noch in den ersten Jünglingsjahren die Demüthigung, daß er sich die klägliche Lückenhaftigkeit seiner Kenntnisse nicht verbergen konnte. Ein Schüler von Heyne, durch gefühlvolle Gedichte bekannt, Uelzen, war als Hofmeister des unglücklichen, bei Beginn der deutschen Freiheit als Märtyrer gefallenen v. Berger nach Oldenburg gekommen, und hatte den Cyclus philologischer und historischer Studien von einer Universität wie Göttingen mitgebracht. Durch Privatstunden und die Freundschaft dieses lebhaften jungen Gelehrten ward Woltmann mit jenem Reichthum von Wissen bekannt, eben so sehr staunend und erfreut, als beschämt.

Dieser Zeitpunct fiel in den Winter und Sommer von 1787 und 1788, das letzte Jahr, welches er in Ol-

denburg vor seinem Abgang auf die Universität zubrachte. Das Gymnasium besuchte er nicht mehr, immer in dem besten Vernehmen mit dem biedern Rector Manso, dessen Wohlwollen, Geradheit, mannigfaltiges Wissen, den Mangel an Geschmack und Wissenschaftlichkeit nicht ersetzen konnten. Allein die glückliche Veränderung, welche zu jener Zeit in ihm vorging oder gewissermaaßen vollendet wurde, war durch Fügungen vorbereitet, deren Erinnerung ihn so mit Dank, als der angenehmsten Freude erfüllt.

Bei einer öffentlichen Prüfung, wo er eine Ode von Horaz übersetzte, hatte er die Aufmerksamkeit des Regierungsraths von Halem auf sich gerichtet, ebendesselben, der als vielseitiger Schriftsteller, Dichter und Historiker geachtet ist, als Mensch und oldenburgischer Patriot, der sich um sein kleines Vaterland jedes mögliche Verdienst erwarb, bei weitem nicht genug belohnt. Dieser Mann, der unter vielen Berufsgeschäfften selbst noch für das Studium des Alterthums nachholte, was seine Erziehung versäumt hatte, pflegte von da an jedes Keimen von Talent in dem Jüngling, und gestattete ihm den Gebrauch seiner Bibliothek, die an schöner Litteratur reich war. Zu ihm faßte derselbe bald Vertrauen genug, um seine poetischen und prosaischen Versuche, die bisher nur sein Vater und einer seiner Mitschüler, Anton Gramberg, kannten, einer schärfern Kritik zu unterwerfen. Diese unschätzbare Verbindung ward insonderheit Anlaß, daß Gedichte des funfzehn- und sechszehnjährigen Jünglings in dem deutschen Museum, dem deutschen Merkur und anderweitig erschienen. Sie sind Zeugen von einer trüben und schwermüthigen Stimmung, von welcher damals er sich allmählig loszuwinden begann, und mit deren zu großer Weichheit er auch als Mann noch immer zu kämpfen hatte.

Gebohren in einer Natur, deren Lieblichkeit und Oede von Sümpfen aufsteigende Nebel gewöhnlich verhüllten, durch den Tod einer geliebten Mutter früh wehmüthig gestimmt, von Krankheiten und Kränklichkeit ohne Unterlaß heimgesucht, durch den ernsten, einsamen Vater als Knabe mit den Bildern einer großen Welt, doch nur einer nordischen, vertraut, wo die Heiterkeit gewiß nicht heimathlich, in die Fesseln des frömmsten christlichen Sinnes ge-

schlagen, fast nur mit Dichtern, wie Gellert und Klopstock, bekannt gemacht, wie wollte er zu heitrer Kunst und Wissenschaft emporkommen? Hölty's Gedichte kamen in seine Hände; eine helle nordische Blume, doch auch unter Frost und Schwermuth gediehen, und was sie an Heiterkeit geben konnten, ward durch Ossian gänzlich verschlungen. Vielleicht ist er nur einmal in seinem Leben, nur von diesem Barden im eigentlichsten Sinn besessen gewesen. Er übersetzte ihn vielfach, ahmte ihn auf alle Art nach, schwärmte mit Bildern aus ihm an schauerlichen Abenden umher, besuchte mit einer Wehmuth, die mit ossianischen Vorstellungen durchwebt war, in vielen Stunden späten Abends den Kirchhof, wo seine Mutter begraben lag, und besonders wurden die Wolkenbilder des stürmischen Himmels die Heimath seiner Phantasie.

Seit seinem funfzehnten Jahr gewann seine Gesundheit Dauer, und daß seine Natur zu frischer Kraft und frischem Genuß des Lebens durch die nebligen Eindrücke vordringe, verrieth sich auf eine nicht lobenswerthe Weise. Er empfand einen unwiderstehlichen Hang zur Satyre, lächerliche Eigenheiten und Züge von seinen Mitschülern wurden ihm Stoff zu komischen Epopöen. So viel er sich erinnert, athmeten diese Gedichte nur Lustigkeit, keine Bösartigkeit; auch hielt er sie geheim, wiewohl doch geschah, daß einer seiner Freunde eins derselben erhaschte, und bei den Declamirübungen dem arglosen Rector wie ein absichtloses Gedicht zum Ergetzen der Classe und zur Kränkung des geschilderten Helden vortrug.

Zu gleicher Zeit äußerte sich die Verändrung seines Innern noch auf eine andere, eben nicht lobenswerthe Art. Die religiösen Gefühle traten ganz in den Hintergrund seiner Seele; er begann die Offenbarung und das Christenthum nur als Historiker zu nehmen. Ihm war in der neuen Freiheit so überschwänglich wohl, daß er selbst keiner weltlichen Verhältnisse eingedenk war, und das Leben an sich, die Erde viel zu schön fand, um wegen einer überirdischen Welt Sorge zu tragen.

Schon bei dem ersten Beginn dieser Umwandlung hatte er seine Bestimmung zum geistlichen Redner von sich geworfen, und die hebräische Sprache aufgegeben, deren

er sich bis dahin befliß. An den dänischen Staatsminister kam nun auch die Reihe, da die politische Welt der Alten ihn mit solchen Bildern erfüllte, daß alles Treiben der neuern Höfe ihm unbedeutend und gestaltlos erschien. Ueberdies ward ihm durch eine neue Bekanntschaft Kopenhagen und das Staatsleben daselbst zu nahe gerückt, um den alten Zauber über seine Phantasie behaupten zu können.

Unter den deutschen Dichtern sagte dem Jüngling, nach Klopstock und Hölty, der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg vorzüglich zu. Keinen berühmten Mann hat er mit solcher Erschütterung zum erstenmal gesehen, als diesen Dichter. Er versammelte seine Mitschüler um sich, wo man denselben erblicken konnte, und zeigte ihn mit Staunen. Endlich ergoß er seine Bewunderung in ein Gedicht, welches Halem an Stolberg nach Neuenburg sandte, wo er herzoglicher Landdrost war. Von nun an bewies der hochherzige Dichter dem Jüngling die freundlichste Theilnahme, lud ihn ein Paarmal auf längere Zeit zu sich, und belehrte ihn auf Spaziergängen, durch gemeinschaftliches Lesen, in den mannigfaltigsten Gesprächen, über das Wesen dichterischer Arbeiten, über die Alten, vorzüglich Homer und Aeschylus, über die vornehme und politische Welt unserer Zeit, von welcher die nordische ihm vorzüglich bekannt war. Diese Tage bei Stolberg, im anmuthigen Kreise seiner Agnes und ihnen nah verwandter Frauen, gehören zu dem reinsten Glück, das dem Jüngling geworden. Hier erhielt er zuerst ein Bild von feiner, geistreicher Geselligkeit, nach welcher er sich stets zurücksehnte, die er gern im Leben aufsuchte, selten fand, und beinahe nur in den vornehmsten Ständen.

Glücklicher kann Niemand seyn, als er in jenem Zeitpunct war. Durch Uelzen, Halem und Stolberg in die höhern Kreise der Litteratur geführt, täglich durch eigne Arbeit und Darstellung sich seiner Kraft bewußt, in der Odyssee, die er fast auswendig wußte, immer lebend und webend, vor deren Klarheit auch das fernste Nebelgebild wich, die Freude seines gütigen Vaters, welcher in der Bildung, so viel thunlich, mit ihm vorwärts ging, in frohster Erwartung des Universitätslebens zu Göttingen

und der dort aufgehäuften Schätze der Wissenschaft, arbeitete er ununterbrochen und genoß ununterbrochen.

Seine sinnigsten Stunden hatte er in einer alten Linde hinter dem Hause seines Vaters, wo er die Odyssee las oder sich selbst irgend ein idyllisches Epos dichtete. Damit er nicht ganz ohne Gefahr bei seinem Leben mit einem so sehr gefährdeten Helden bliebe, fiel er dort einmal in den Garten des Nachbars hinab, was ihm zurückrief, wie er zwei Jahre vorher, als er sich einzig durch Klopstock bildete, im zweiten Stock des väterlichen Hauses, aus dem Messias declamirend, auf der Fensterbank saß, den Rücken an ein Fenster gelehnt, und dieses, welches nicht eingehakt war, plötzlich aufging, so daß er sich kaum hielt, um nicht rücklings hinabzustürzen.

Im Herbst des Jahres 1788 ging er nach Göttingen. Seinen Vater verließ er mit dem festen Entschluß, einem solchen Vater so viel Freude zu machen wie möglich, und dies überwog den Schmerz der Trennung; seine Schwestern waren zu fern von seinem Treiben, sein Bruder zu jung, als daß die Scheidung von ihnen sehr schwer hätte seyn können. Seinen ältern Bruder hatte er seit drei Jahren verloren, den wilden, ungebändigten, aber braven Jungen, ohne Falsch und Tücke. Bei'm Uebergang in die zweite Classe hatten sie sich auf dem Gymnasium getrennt, und jener war in eine Schreibstube gegangen, wo er sich zu Bedienungen, wie die väterliche, vorbereiten sollte. Früh am Weihnachtsmorgen erhalten sie die Nachricht, daß er verschwunden sey, wobei der Principal als Grund angiebt, daß er ihn bedroht habe, sein leichtfertiges Reden mit dem weiblichen Gesinde des Hauses dem Vater zu sagen. Schaam und Scheu darüber waren so stark bei dem trotzigen Jüngling, daß er zu dem äußersten Mittel griff. Anfangs hatte man keine Spur von ihm, aber in drei Tagen ging die Nachricht ein, daß er nach Elsfleth gewandert, dort einen Schifferjungen dahin gebracht hatte, mit ihm über die noch nicht ganz zugefrorne, fast eine halbe Meile breite Weser zu gehen, so daß sie über Stellen, wo das Wasser noch strömte, auf langen Hakstöcken klommen. Er kam nicht nach Oldenburg zurück, sondern ging von den Verwandten des Vaters jenseits der Weser nach Holland in den Seedienst, wo er bald das Ende seines ungestümen

Treibens fand, beweint von seinem Bruder, dem er in allem Streit der Jugend wie ein starker Schirm mit dem ungesäumtesten Feuer zur Seite gestanden.

Als Woltmann zu Göttingen ankam, hatte er nur den Plan, Alles zu lernen, was ihm behagte, und die Jurisprudenz für die sogenannte Brodwissenschaft gelten zu lassen, die er verfolge; er meinte es in so fern redlich mit ihr, weil er glaubte, durch sie für die freiere Wahl des künftigen Lebens am besten ausgestattet zu seyn. Spittler, an den er empfohlen war, wies ihn an Hugo, der kaum Professor geworden. Die Art, wie dieser scharfsinnige Jurist seine Wissenschaft historisch und kritisch, nur auf den classischen Text der großen römischen Rechtsgelehrten fußend, behandelte, erregte so den juristischen Eifer des Jünglings, daß Hugo und auch wohl Spittler glaubten, einen künftigen Lehrer der Rechtsgelahrtheit in ihm heranwachsen zu sehen. Allein für solche planmäßige und beschränkende Studien war er keineswegs reif und geeignet. Er vernachlässigte bald die juristischen, wie alle übrigen Vorlesungen, nachdem er ihnen eine Zeit lang mit übermäßiger Anstrengung obgelegen. Die Sitte seiner Jugend, durch Privatstudium Alles erreichen zu wollen, ward einem Plane seines Universitätslebens sofort verderblich. Einige äußere Umstände verstärkten diese Gewohnheit.

Sein Vater verwandte vielleicht den dritten Theil seiner Einkünfte allein auf ihn; der Herzog von Oldenburg hatte seine Studien mit einem Geschenk unterstützt, aber der Aufwand des Lebens auf einer Universität wie Göttingen, war damit keineswegs gedeckt. Wie er das Honorar für die Vorlesungen erschwingen solle, sah er nicht ein; und wiewohl die vorzüglichsten Professoren bei der geringsten Ahndung von seiner wirklichen äußern Lage ihm ohne irgend eine Zahlung ihren Hörsaal freundlichst öffneten, machte er ungern Gebrauch von ihrer Güte, zumal da er Gründe suchte, seine Neigung zum ganz unabhängigen Studiren zu beschönigen. Dazu kam, daß Heyne ihn unter die Zöglinge des philologischen Seminariums aufgenommen hatte, wiewohl dessen Stiftung und Wohlthaten eigentlich der Bildung künftiger Schullehrer und Philologen geweiht waren. Ihm behagte sehr, dort einiger-

maaßen selbst schon den jungen Gelehrten zu spielen, und er wandte sich gern von der Jurisprudenz immer mehr zur Philologie, die ihm ursprünglich mehr zusagte, und bereits einen Theil seiner äußern Bedürfnisse sicherte. Von Stolberg war er als ein Jünger der Musen an Bürger empfohlen, dessen naive Genialität er unbeschreiblich liebgewann. Er vergaß alle Vorlesungen, wenn dieser Meister seine Gedichte lobte, sie einer Stelle in seinen Musen-Almanachen würdig erklärte; und wie nun die Frühlingstage anbrachen, der Jüngling, der nur in einem Lande gelebt wo kaum ein Sandhügel erblickt wurde, auf die Berge hinausstreifen konnte, zu den Trümmern der Plesse, ein Gartenhaus an der Leine bezog, und sich hier in die Wollust der eigenen Arbeit versenkte, da war ein planmäßiges Hören von Vorlesungen für immer aufgegeben.

Durch einen kleinen Umstand ward er in diesem tadelnswerthen Entschluß bestärkt. Die spanische Sprache und Litteratur reizten ihn sehr, und um mit ihnen leichter bekannt zu werden, nahm er Privatunterricht bei einem Italiäner, Calvi genannt, der keinen Begriff von der Grammatik hatte. Der alte Mann war stets in Mangel und schlug seinem Schüler vor, daß derselbe unter seinem Namen, da er doch Lector der italiänischen Sprache auf einer berühmten Universität sey, wiewohl er kein deutsches Wort verstand, eine spanisch-deutsche Grammatik nebst einer prosaischen und poetischen Chrestomatie herausgeben solle; sie würden das zu hoffende Honorar brüderlich theilen. Das schlechte Buch kam zu Stande, und der junge Schriftsteller hatte siebenzig Thaler auf seinen Theil. Er schämte sich des Buches nicht, da es unter einem fremden Namen ging, und freute sich des Geldes. So lange er Student blieb, hat er durch Schriftstellerei nichts wieder verdient, und würde sich geschämt haben, für seine Gedichte, auf die er etwas hielt, irgend einen Lohn zu nehmen. Die spanische Sprache aber blieb für seine academischen Jahre ersprießlich. Von einem Kaufmann, dem er spanische Handelsbriefe übersetzte, erhielt er Kaffee und Zucker zum Geschenk.

Bald gewann er zwei Freunde, die auch fast Alles auf Selbststudium setzten, und um Vorlesungen weniger Sorge trugen. Alexander von Humboldt war dazu be-

rechtigt, da er schon anderweitig seine Lehrer planmäßig benutzt hatte, und in Göttingen nur hin und wieder den erlesenen gleichsam ihre Blüthe abgewinnen wollte. Dies war nicht der Fall bei Friedrich Schlegel, der indeß durch reiche litterarische Vorkenntnisse und ein eignes Talent, Bücher zu verschlingen, mit einem originellen Vorstreben in allem Wissen, den Damm öffentlichen Unterrichts durchbrach.

Mit jedem dieser beiden Freunde hat Woltmann einen glücklichen Sommer unter litterarischen Genüssen, wo ihm beide gewiß weit mehr nützten, als er ihnen, und in Freuden der Natur zugebracht. Allein er ist nicht lange mit ihnen in einem innigen Zusammenhang geblieben. Humboldts Studien lagen zu fern von den seinen, jener strebte zu rege für ihn nach der äußern Welt hinaus, bildete ihm nicht dauernd und innig genug in der Stille der Seele; völlig das Gegentheil war Schlegel, aber das innige Bilden wurde bei ihm zu einem Brüten, dem nur mit der schwersten Mühe etwas Gestalt abgerungen ward und dem sich leicht ein gewisses Colorit von Parteiung beimischte, wodurch Woltmann von jeher weiter, wie durch irgend eine geistige Eigenthümlichkeit entfernt ward. Von der eleganten Bestimmtheit des älteren Schlegel, der ächten und wissenschaftlichen Gründlichkeit des ältern Humboldt gewann er in kurzer Zeit eine lebhafte Vorstellung; sie waren ihm indeß an Jahren und Bildung voraus. Am zartesten war seine Freundschaft für den Freiherrn von Schilden, einen Jüngling von der edlen Feinheit des Geistes und der Sitte, woran er seit seinem Aufenthalt bei Stolberg so sehr hing. Diese Freundschaft ist nie veraltet. Unter seinen Landsleuten waren vier seine trauten Freunde: Seetzen, der unermüdete Forscher der Natur mit kindlicher Einfalt des Gemüths; Wardenburg, der als Arzt berühmt wurde und in Polen starb; von Berger, der geschlossene, kenntnißreiche, über dessen Tod die deutschen Patrioten trauern; Beindorff, treuer Freund wie sein Vater, der Klopstocks Leben aus dem Eis des Beltes gerettet hatte. Mit manchen andern wohlunterrichteten und geistvollen Jünglingen ist er in freundschaftlicher Verbindung gewesen, ohne daß es zu einem innigeren, oder auch nur vertrauteren Zusammenleben zwischen ihnen kam. In Göttingen gilt

mehr, als auf andern Universitäten, die bloße gute Sitte, die Höflichkeit, welche dort schon die Jugend, so wie in der bürgerlichen Gesellschaft die späteren Alter freundlich zusammenhält, ohne in der Regel zu etwas Höherem zu gedeihen.

So wie die Vorlesungen der Lehrer, benutzte Woltmann auch den persönlichen Umgang derselben viel zu wenig. Bürger, von dem Troß der Studenten wenig geachtet, nicht sehr von den meisten Professoren, war ihm so vertraut, daß er sich die Unbehülflichkeit desselben, mit der Kantischen Philosophie umzugehen, zu welcher er sich bekannte, halb mit Schmerz, halb mit Verwundrung gestand. Doch alle übrigen, weder Spittler mit seiner überraschenden Kraft, in eine Masse von verworrenen Thatsachen einen Blick zu eröffnen, noch Hugo mit dem so treffenden Scharfsinn, daß man glauben könnte, er mache bei den gründlichsten historischen Bemerkungen nur einen gelehrten Witz, noch Heeren mit dem so regsamen als unbefangenen historischen Sinn, noch Feder, dessen Philosophie mehr eigne menschenfreundliche Gemüthsart als eigenthümliche Wissenschaft war, noch Meiners, dessen Vorlesungen freilich, doch dessen Gespräch man nicht die Arbeit der Excerpten anmerkte, und der verehrungswürdige, genialische Heyne, der sich aus seiner Studierstube zur verdienstvollsten Thätigkeit eines weltklugen Geschäfftsmannes hinarbeitete, was schon damals dem Jüngling einen dunkeln, doch tiefen Eindruck machte, alle diese ausgezeichneten Männer, die ihm so viel Freundlichkeit bewiesen, fanden an ihm, wir wollen nicht sagen, einen nicht genug dankbaren, doch gewiß nicht genug einsichtigen und emsigen Bewerber um ihre weitere Mittheilung.

Mitten unter dem Gewirr seiner Studien, ohne scheinbar bestimmte Richtung, erstand dem Jüngling der feste Wille, sich ganz der Geschichte zu weihen. Der Eindruck von Spittlers historischer Helle, das dramatische Feuer, womit Schiller den Abfall der Niederlande beschrieben hatte, wirkten vielleicht mit zu diesem Entschluß; doch wenn er ihn nicht aus der eignen Natur nahm, so verdankt er ihn eigentlich der Bewegung, mit welcher er viele Tage des Frühlings, Sommers und Herbstes unter dem mannigfaltigen Wechseln der Natur auf den Trümmern

der Plesse allein mit Tacitus und der Vergangenheit zubrachte.

Die Lücken seiner Kenntniß von der allgemeinen Geschichte füllte er so schnell wie möglich aus, um ungestört der deutschen den größten Theil seiner Zeit widmen zu können. Planmäßig und mit unermüdeter Anstrengung las er ihre Quellen, wobei er stets ihre fragmentarischen Nachrichten in Gedanken so und so componirte, ohne den Muth zu fassen, eine seiner Compositionen festzuhalten, durch Erschöpfung der Quellen ganz auszuarbeiten, und durch die Züge der Schrift vor ein ernstes und immer zu wiederholendes Gericht zu stellen. Sein Zagen rührte am meisten daher, weil er Widerwillen empfand, einen reichen Stoff, welcher schon für sich ohne Kunst des Geschichtschreibers die Aufmerksamkeit fesselt, und in welchem sich die Thatsachen in Fülle greifen lassen, etwa gar nach Quellen zu bearbeiten, die selbst auf das Verdienst der Geschichtschreibung Anspruch machen dürfen. Ihm mißfiel, daß Schiller aus solchen Quellen einen solchen Stoff in seinem Werk über den Abfall der Niederlande dargestellt hatte und dadurch verführt war, hinreißende Begebenheiten in rednerischen Ergüssen zu schildern, und wiewohl er auch das historische Talent dieses hohen Geistes schätzte, hielt er dessen Anstrengungen in der Geschichte nicht für die eigenthümliche Mühe des Historikers. Er suchte sich einen Gegenstand zur Darstellung, welchen keine Quelle irgend dargestellt hätte, über welchen nur die dürftigsten Notizen schlechter Chroniken vorhanden wären, so daß die Kunst der Geschichtschreibung einzig und allein bei demselben in Frage kommen könnte. Obgleich hierbei Einseitigkeit obwaltete, und er solche Arbeit zu hoch gegen ein reiches historisches Werk über gewaltige Ereignisse nach vollströmenden Quellen in Anschlag brachte; so ist doch jedem jungen Historiker zu rathen, sein Beispiel nachzuahmen, damit er früh lerne, was ihm eigen sey, und nicht den Ruhm, das Lob, welche den Begebenheiten der Geschichte an sich gebühren, auf seine Rechnung übertrage, auch sich sofort gewöhne, indem er die Armuth der Notizen zu Rathe halten muß, nichts in den Quellen zu übersehen, und dort, wo alles erstorben scheint, noch Leben aus Thatsachen zu pressen.

Eine ärgere Spreu von Notizen schlechter Quellen gibt es kaum, als welche in den Chroniken über Kaiser Otto den dritten zerstreut sind, und darum wagte der Jüngling den Versuch, ihn gleichwohl zu einem Ganzen der Geschichtschreibung zu bilden. Diese seine erste historische Arbeit machte ihm die ungemeinste Freude, und er konnte sich nicht genug wundern, wie aus den dürrsten Notizen ohne allen scheinbaren Zusammenhang allmählig Geschichtschreibung aufblühte. Er zeigte seinen Versuch keinem seiner Freunde, aber sandte ihn an Schiller, ob die kaum begonnene neue Thalia ihn aufnehmen werde? Keine Antwort erfolgte, wodurch er sehr niedergeschlagen und von der historischen Composition wieder abgewendet wurde. Doch studirte er unermüdlich die deutsche Geschichte weiter, so daß er mitunter einen ganzen Monat nicht sein Zimmer verließ. Auch den alten Geschichtschreibern lag er fortdauernd ob.

Da überraschte ihn der Zeitpunct wo er in sein Vaterland zurückkehren sollte, im Frühjahr 1792. Er hätte nicht davon überrascht werden sollen, denn sein guter Vater hatte ihn viertehalb Jahr in Göttingen gelassen, und mit Aufwendung seiner äußersten Mittel unterstützt. Zum Glück ward ihm einige Hoffnung, in seiner Vaterstadt eine Anstellung zu erhalten, die seinen Kenntnissen und seiner Neigung entsprach, nämlich bei der prächtigen Bibliothek, welche der Herzog kaum von den Brandesschen Erben in Hannover gekauft hatte. Ihm graute vor der juristischen Laufbahn, zumal da er in dem letzten Jahre das Privatrecht ganz vernachlässigt hatte. Im deutschen Staatsrecht war er dagegen wohl bewandert, ohne ein fleißiger Zuhörer Pütters gewesen zu seyn; auch hatte er unter Martens den Vortrag in französischer Sprache über Gegenstände des Völkerrechts geübt, ohne die theoretischen Vorlesungen darüber besucht zu haben. Aber was wollte er zu Oldenburg mit dem deutschen Staatsrecht, und gar mit dem europäischen Völkerrecht?

Als er Göttingen verließ, konnt' er sich freilich nicht das Zeugniß geben, es planmäßig benutzt zu haben; schlug ihm aber nicht alle Hoffnung fehl, ein Historiker zu werden, so war manche Unordnung seiner Studien wieder gut gemacht. Das Alterthum und Philologie müssen die

Grundlage aller historischen Bildung seyn; von der Rechtsgelahrtheit, besonders von dem System des römischen Rechts, geht man gewandter, mit mehr praktischem Sinn, mit unbefangnerem Geschmack zu der Geschichte über, als von dem theologischen Studium, von welchem zu leicht eine gewisse Salbung, ein Trieb zum Erbaulichen übrig bleibt, die sich mit historischer Kunst durchaus nicht vertragen; Poesie und Aesthetik sind die besten Vorläuferinnen der historischen Muse; er hatte nicht versäumt, sich unter Gatterer in der Diplomatik zu üben, und der neuern Sprachen war er mächtig genug geworden, um bei fernerem Fleiß mit seiner Kunde von ihnen für die Historie auszureichen. Hiezu kam, daß er das Studentenleben für Erfahrung und Menschenkenntniß vielseitig benutzt hatte. Als Philolog war er mit den gelehrtesten der Studenten, als ein armer mit manchen armen, die feine Sitte liebend und suchend mit den feinsten unter den vornehmeren, als Jurist mit jenen, die dem künftigen Geschäfftsmann des Staates schon emsig nachgehen, durch Seetzen und Wardenburg mit den medicinischen Studenten in Verbindung gewesen, so daß er selbst für Juristen und Mediciner lateinische Dissertationen geschrieben hat. Auch lebte er das letzte Jahr in dem Universitätsorden der Unitisten. Wer seiner selbst und seiner ernsten Liebe zu den Wissenschaften versichert ist, für den können dergleichen geheime Verbindungen von Nutzen seyn. Woltmann empfand gar keinen Nachtheil davon, von etwa vierzig Jünglingen guter Herkunft durch den Act einer Viertelstunde als Bruder angesehen zu werden, und faßte sogleich Theilnahme an den Händeln und Angelegenheiten des Ordens. Ging es auch nur auf ein läppisches Duell, so handelte man doch für und durch eine Gemeinschaft, und erhielt eine Idee von dem Leben einer bürgerlichen Gesellschaft, worin Gemeinsinn herrschen darf.

Mit der Bibliothek zu Oldenburg waren Einrichtungen getroffen, an welchen seine Hoffnung scheiterte; von dem Wohlwollen des Herzogs konnte er baldige Beförderung erwarten, wenn er die im Lande gewöhnliche juristische Laufbahn betrat; er konnte sich indeß nicht zwingen, den Winken darüber zu folgen. So war er in einer herben Lage, die ihn aber nicht sehr kümmerte; er faßte sogleich den Entschluß, alles Uebrige den Fügungen des

Schicksals anheim zu stellen, und, was ihm obliege, ungesäumt zu thun, durch und für die Geschichte unverzüglich zu wirken und abzuwarten, was sie für sein äußeres Leben thun wolle. Er begann Vorlesungen über die deutsche Geschichte für die Jünglinge der ersten Classe des Gymnasiums. Sie kamen alle und honorirten seine Bemühung anständig. Durch das gemeinschaftliche kleine Vaterland, durch Freundschaft mit ihren Familien mit ihnen verbunden, ward er es mehr durch treue Liebe für das große gemeinschaftliche Vaterland, und schilderte oft mit Begeistrung die Vergangenheit desselben.

Eine planmäßigere Vorarbeit für sein weiteres Leben hätt' er nicht unternehmen können. Er sah keine Zukunft, als Lehrer der Geschichte auf einer Universität zu werden. Die Liebe, Leichtigkeit, womit er seine Vorlesungen hielt, auch die Ueberraschung, daß sein erster und einziger historischer Versuch in der neuen Thalia erschien, ermuthigten ihn zu dem historischen Beruf. An Spittler, den er vernachlässigt hatte, aber von dem er sich stets unbefangen alles Gute versprach, schrieb er seinen Entschluß. Der treffliche Mann verbarg ihm nicht die Gefahr von demselben, und wie er vor der Hand gar keinen Halt für ihn in Göttingen sähe. Sein Vater hätte ihn gern zurückgehalten; der Herzog machte Miene, ihn ungern zu entlassen. Zu Oldenburg lebte er sehr angenehm im Kreise gebildeter Männer, deren wöchentliche litterarische Gesellschaft voll Heiterkeit und Beschäfftigung mit der Litteratur, ohne Parteigeist, ihn zu ihrem Mitglied aufnahm; der älteste Halem ward sein innigster Freund, und er nahm nichts Unangenehmes wahr, als daß Stolberg nicht in einem Lande hatte weilen können, wo ihm seine Agnes gestorben. Selbst zu einer Reise nach Göttingen hatte er nur nothdürftig Geld, und sein Vater, der seinen jüngern Bruder auf die Universität schicken wollte, konnte ihm keine Unterstützung zufließen lassen. Doch als seine Vorlesungen geschlossen waren, er eine schwere Krankheit, die Folge seiner zu großen Anstrengung, überwunden hatte, wies er alle Bedenklichkeiten von sich, und ging nun mit dem anbrechenden Frühling wiederum nach Göttingen.

Mit dem heitersten Sinn begann er hier sein zweites Leben, wiewohl er nur noch ein Paar Goldstücke besaß, um davon zu leben, und der erste Eintritt in die Bahn eines akademischen Lehrers ihm sehr erschwert, eigentlich versagt wurde. Die philosophische Facultät hatte kaum ein altes Gesetz erneuert, nach welchem sie nur Magistern der Philosophie die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, ertheilte. Als der redliche Feder ihm dies sagte, und er entgegnete, wie ihm das Geld fehle, eine akademische Würde zu erlangen, versetzte jener, daß er sein Heil versuchen möge, Schlötzer sey Dekan der Facultät, doch er selbst werde wohl gegen sein Gesuch stimmen müssen. Mit schwerem Herzen wandte sich der Jüngling an Schlötzer, dessen historischen Witz er in seinen Schriften mit Ergetzen wahrgenommen, und bei Erlernung der Weltgeschichte mit großem Nutzen in Anwendung zu bringen gesucht hatte, dessen Vorlesungen aber, wenn ihm dieser Witz einmal abgemerkt war, nicht viel mehr fruchteten. Daß ein Jüngling, der auch die lehrreichsten Vorlesungen vernachlässigte, sie nicht besuchte, verstand sich von selbst; daß der heftige, von Bitterkeit überströmende Schlötzer dies einem angehenden Historiker, der ihm einst durch Oeder, einen in den Wissenschaften des Staats wie der Natur unvergeßlichen Namen, lebhaft empfohlen war, nicht nachtragen sollte, war nicht zu erwarten. Allein er rieth zu Eingabe des Gesuchs, das er unterstützen und hoffentlich durchtreiben würde. Die Antwort war abschlägig; Schlötzer hatte zuerst auf sie gestimmt.

An Vorlesungen war also vor der Hand nicht zu denken; durch Privatunterricht die Zeit zu zersplittern, nicht rathsam. Der Jüngling wollte keinen Augenblick mehr opfern, welcher nicht der Geschichte geweiht wäre. Da ging ihm ein Licht auf, als sein alter Freund Bürger, der ihn immer vielmehr getadelt als gelobt hatte, seinen Kaiser Otto den dritten in der Thalia pries, und sich beschwerte, ihn nicht für seine Akademie der schönen Redekünste erhalten zu haben; für ähnliche historische Darstellungen würde der Verleger ansehnlich honoriren. Auf einmal sah der junge Historiker seinen Trieb, aus den Quellen die Geschichte zu bearbeiten, mit der Erhaltung seines äußern Lebens vereinbar. Die Periode Deutschlands unter den Kaisern aus dem sächsischen Hause

war ihm lieb geworden. Alle Quellen zu ihr wurden in einem Tage, dergleichen ist vielleicht nur zu Göttingen möglich, herbeigeschafft. Am andern Morgen, früh bei dem heitersten Frühlingslicht, unter Vögelgesang, in einer Wohnung nahe am Wall, Spittlers Fenstern gegenüber, begann das Werk, und welches Glück war, daß es mit dem Studium einer Chronik, wie die von Wittichind, beginnen konnte, mit einem so deutschen König, als der rüstige Heinrich der Vogler. Einige Tage waren mit Excerpten hingebracht, und sie sollten erst vollständig über den ganzen Gegenstand zusammengehäuft seyn. Aber das Bild von der Eigenthümlichkeit des Zeitalters, der Begebenheiten, der handelnden Figuren, drängte sich aus den Quellen durch alle Excerpte so gewaltig hervor, daß die Geschichtschreibung nicht länger zurückgehalten werden konnte. So entschied sich die Art, wie dieser Historiker bei allen seinen nachherigen Darstellungen aus den Quellen gearbeitet hat, daß er diese nach einer kritischen Ordnung mit angestrengter Aufmerksamkeit und Genauigkeit las, die besonders streitigen und weitläufiger zu erörternden Puncte sich mit den Citaten und kurzen Andeutungen seiner Ansicht vermerkte, und dann einzig nach dem Bilde, welches in seiner Seele entstanden war, eine Partie nach der andern beschrieb, von Zeit zu Zeit seine Darstellung wieder mit den Quellen verglich, und die Citate hinzufügte. Was er auf solche Weise in vier schönen Wochen durch Fleiß gewann, ist als der erste Theil seiner Geschichte der Deutschen in der sächsischen Periode bekannt geworden. Weil er nicht eher schrieb, als bis das Ganze in seiner Seele fertig war, die deutsche Sprache ihm so ziemlich zu Gebot stand, hatte er schon bei seinem ersten historischen Buch die Freude, daß sein Manuscript sogleich, ohne einer Abschrift zu bedürfen, hell und rein zum Druck fertig lag.

Aber zu welchem Verleger sollt' es wandern? wo konnte es am schnellsten zu Tage gefördert werden? wo ließ es auch eine Ernte der Art hoffen, wodurch seinem Urheber das Leben weiter gefristet wurde? und war sein Inhalt wirklich des Geistes, daß die Arbeit nicht von der gelehrten Welt als ruhmlos verworfen werden mußte? Diese letzte Bedenklichkeit verfinsterte plötzlich die ganze Lage des Jünglings. Er eilte mit seinem Manuscript zu

Bürger, und drei Tage nachher brachte der liebenswürdige Mann es ihm zurück, mit den freundlichsten Sprüchen über den einfachen historischen Geist, die ächtpopuläre Darstellung des Buches. Er hatte es mit der genauesten Aufmerksamkeit durchgelesen, und auf jede undeutsche Wendung, jeden nicht genug einfachen Ausdruck Jagd gemacht. Dietrich muß Ihr Werk verlegen, sagte er, wenn wir keinen finden, der besser zahlt. Vertrauensvoll gab der Verfasser nun seine Handschrift an Spittler. Auch dieser brachte sie ihm in einigen Tagen wieder. Durch seinen eindringenden historischen Geist ward das Urtheil Bürgers bestätigt. Auf zwei solche Autoritäten nahm Dietrich das Buch wie einen guten Verlagsartikel, und zahlte die eine Hälfte des Honorars mit Büchern, die andre mit Geld.

Damit ein zweiter Band schnell folgen könne, war das Leben Heinrichs des zweiten von der ersten Abtheilung zurückbehalten. Die kritischen Abhandlungen wurden begonnen und zum Theil ausgeführt, wie z. B. die Untersuchung über Heinrich den Städteerbauer, die beinahe zwanzig Jahre nachher in der Berliner Monatsschrift gedruckt ist. Aus den kritischen Abhandlungen und aus Zusammenstellung vieler zerstreuten, zu keinen besondern Untersuchungen geeigneten Notizen sollte die Darstellung des politischen und anderweitigen Lebens der Deutschen in der sächsischen Periode hervorgehen. Der Autor merkte nun bald, daß er die Begebenheiten und die handelnden Personen geschildert, ohne gehörig den Grund gezeichnet zu haben, auf welchem Alles vorging. Dadurch ward ihm seine Arbeit verleidet, und darin liegt der Grund, warum er sie nie vollendete; er war betrübt über sie, indem der erste Theil erschien und in Göttingen mit einem Beifall aufgenommen wurde, der Bürge war, wie ihn die übrige gelehrte Welt aufnehmen werde.

Den übrigen Sommer arbeitete er an dem zweiten Theil weiter, und begann ein neues Werk über die Geschichte der Hohenstaufen in Italien. Dieses sollte von einem ungleich höheren und reiferen Geiste zeugen, als sein erstes; und was Spittler davon sah, gewann ihm ein Urtheil ab, was die Meinung bekräftigte, mit welcher sein junger Freund arbeitete; aber Bürger sagte diesem

mit der unbeschreiblichen, ein wenig spottenden Anmuth seiner Gesichtszüge, daß er anfange zu kräuseln und zu stolzieren, und aus Hoffahrt schon ein weniger guter Historiker geworden sey. Sogleich ließ er das begonnene Werk liegen; er traute dem poetischen Meister gar keinen tiefen Verstand zu, und verehrte seine Warnungen doch immer wie ein Orakel.*)

Unter diesen Arbeiten, im Verkehr mit den beiden genannten unvergeßlichen Männern, vorzüglich mit Spittler, dem geistreichsten, wenn gleich nicht genievollsten, den er je gekannt hat, lebte er heiter, auch nicht getrennt von der Dichtkunst. Im Göttinger Musenalmanach auf 1794 stehen seine poetischen idealischen Gebilde von diesem Sommer. Je unauflöslicher ihn die Wirklichkeit und die Geschichte fesselten, um so mehr ward ihm Bedürfniß, ihnen bisweilen in eine durchaus reine Welt idealer Phantasie zu entfliehen, bis der Zeitpunct kam, wo er die Idee in der Wirklichkeit durchaus zu verstehen und zu greifen strebte und lernte.

Einem angehenden Historiker, in solcher Stimmung, worin er damals war, zu einer Zeit, wo die französische Revolution noch nicht so lange auf Abwegen schweifte, daß man ihr baldiges Zurückkehren zu einem guten Ziele nicht mehr hoffen durfte, war wohl zu verzeihen, daß er mehr an ihrer Tendenz hing, auch an einigen ihrer einzelnen Erscheinungen, als ein kühler Beobachter gut heißen konnte. Wie eine Weltbegebenheit nahm er sie sogleich, wie er sie immer nehmen wird, auch sofort mit Widerwillen gegen die Franzosen und ihre Denkweise. Darin irrte er damals und noch längere Zeit, daß er glaubte, einzelne Männer, ja Parteien, könnten von jener widerwärtigen Nationalität frei seyn, und der Gewinn der Revolution, welche Greuel sie behafteten, müsse ein Riesenschritt in der Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes seyn. Freilich hätte er schon damals von der Geschichte wissen sollen, daß unser Geschlecht durch schein-

*) Ein Bruchstück jenes historischen Versuches ist vor dem Bande der Memoiren gedruckt, den Schiller und Woltmann zusammen herausgegeben.

bare Riesenanstrengungen nur einen Strohhalm breit vorrückt; doch das Gefühl, daß alte Schranken und kleine Verhältnisse niedergeworfen würden, eine nicht genug verstandene Freiheitsliebe blendete ihn auch darum, weil er sie mit seinen eignen Verhältnissen in Verbindung brachte. Dies hatte beigetragen, daß er sein kleines Vaterland mit leichterm Muthe verließ, als billig war; einer der vortrefflichsten Fürsten, die in Deutschland regieren, erschien ihm beinahe wie ein Despot, und nur darum, weil derselbe ein kleines Land beherrschte und die alte Ordnung der bürgerlichen Stände liebte; und jetzt empfand er nicht sowohl darum, weil er durch die verweigerte Erlaubniß zu Vorlesungen gehemmt war, sondern weil er diese Verweigerung ohne Grund in einem leidigen Zunftwesen der Universitäten suchte, einen heftigen Trutz, wider den Willen der philosophischen Facultät öffentlich zu lesen. Er bat Spittler, an dessen Auditorium seine Vorlesungen ankündigen zu dürfen; und was wählte er zum Gegenstande derselben? Die Geschichte der englischen Revolution. Kein Wunder, daß ihm die Studenten zuströmten, mit welchen er selbst zum Theil studirt hatte, und daß er mit großem Beifall las, wovon er zu viel auf Rechnung seines Vortrags schrieb.

Der Anfang eines Namens, welchen er sich so in wenigen Monaten als Schriftsteller und akademischer Lehrer erwarb, weckte wieder das alte Wohlwollen, das ihm der einflußreiche Heyne bezeugt hatte. Kritiken für die göttingischen gelehrten Anzeigen wurden ihm aufgetragen, und die erste die er einrücken ließ, über Huttens Leben von Ludwig Schubart, und die damit anfing, daß diese Biographie einen Grundfehler habe, nämlich zwei Helden, Hutten und Schubart, gewann ihm Pütters Neigung, und Heyne erzählte ihm mit viel Behaglichkeit, daß man von Hannover angefragt habe, wer die Recension gemacht haben könnte? Er setzte mit Herzlichkeit, die sich an ihm so bewegt, wie bei wenigen alten Männern ausdrücken konnte, die Worte hinzu: daß es an einer göttingischen Professur nicht fehlen werde. Allein durch Spittlers Verbindungen war schon ein Ruf nach Jena eingeleitet, der sich schnell entschied. Heyne erwähnte wieder der Professur in Göttingen; doch nichts hätte einen feurigen, jungen, deutschen Gelehrten von einem Ruf in

Göthe's und Schillers Nähe zurückhalten können. Einige Zeit vorher war, auch durch Spittlers Verwendung, die Rede davon gewesen, daß er als Legations-Secretär zu dem Herrn von Dehm gehen sollte; und wiewohl ihm nichts weniger zusagte, als sich unter irgend einen speciellen Obern zu begeben, war er jener Bestimmung nicht entgegen, weil ihm ahndete, daß der ächte Historiker durch kein andres Leben so gebildet werde, wie durch das diplomatische.

Die zweite Hälfte des Winters in Göttingen brachte er nun einzig mit Vorbereitung zu seinen Vorlesungen zu, arbeitete sich einen eigenthümlichen Plan für die sogenannte Weltgeschichte, und hoffte nach seiner raschen, ein Ziel längere Zeit ununterbrochen verfolgenden Thätigkeit mit einem schönen Heft, wenigstens über die alte Geschichte, in Jena einzutreffen, zumal da die reichen Hülfsmittel der herrlichen göttingischen Bibliothek und ihr bequemer Gebrauch den Forscher selbst vorwärts treiben. Allein er hatte seine Arbeit so ungeschickt weitläufig angelegt, daß er nur einige Ausarbeitung über Egypten und das israelitische Volk zweckmäßig vollendet sah, als der Frühling einbrach.

Mit unbeschreiblicher Wehmuth trennte er sich von Bürger, der ihm von seinem Sterbelager die dürre Hand mit dem heftigsten Druck und den Worten reichte: „gehe Ihnen es besser unter den gelehrten Zünftlern, wie es mir gegangen!“ Seine Stimme war schon lange wie aus dem Grabe; sonst voll von Metallklang, und zur lyrischen Deklamation seinem reifen Studium über den Versbau gewachsen und gehorsam, war sie von der Zeit an durch Heiserkeit gelähmt, als er mit Sicherheit entdeckte, wie wenig seine letzte Frau seines ursprünglichen Naturadels und seines Ruhmes werth sey. Als er diese Entdeckung schon voraussah, mehr als vermuthete und seine bürgerliche Ehre ganz zerrüttet glaubte, grämte ihn bei erschöpfter Gesundheit über alle Maaßen auch sein Wahn, daß seine dichterische, durch die bekannte Kritik Schillers ebenfalls zerrüttet sey. Seit jenem Zeitpunct war die Hoffnung des Lebens von ihm geschwunden, die er noch als ein Erbtheil von Molly hatte, jener nach dem Urtheil edler und seiner Männer so wahrhaftig edlen, als anmuthigen Frau.

Ueber Gotha, wo Woltmann durch seinen biedern göttingischen Freund, den Physiker Kries, und durch gesellige Stunden mit Jakobs, dem Geist und Gemüth durch das Alterthum verschönt sind, mit dem beißenden, doch eleganten Schaz, dem milderen und berühmteren Gotter, der jenen in Geschmack und Litteratur Vorbild gewesen seyn mochte, ein Paar Tage angenehm aufgehalten wurde, eilte er dem Anfange der Vorlesungen beträchtlich voraus nach Jena.

Schiller war nicht dort, sondern auf längere Zeit in sein Vaterland verreist; dagegen fand er, wen er nicht erwartet hatte, den ältesten Humboldt, welcher sich, noch zu keiner politischen Laufbahn entschlossen, auf den Punct des regsten Geistesverkehrs in Deutschland mit seiner feurig geistvollen Frau niedergelassen hatte. Bei diesem, man möchte sagen, durch seine Natur welt- und staatsklugen Mann gewann er schon damals Vorstellungen von mancher Erfahrung, die ihm nachmals im Leben entgegentrat. Bald kam Fichte an, mit welchem er sich in Begeisterung für Ideen, Gemüth und Nichtachtung gewöhnlicher Verhältnisse schnell zusammenthat, mit dessen Geschmack er sogleich und immerdar im Widerstreit lag, dessen Großmuth im Charakter er so liebte und bewunderte, als er von seiner heftigen und einseitigen Unart, sobald er irgend gereizt war, zurückgeschreckt wurde.

Nach Weimar zu gehen säumte er nicht. Er stand jetzt in einer Periode der Cultur, wo Göthe ihm Alterthum und neue Zeit zugleich war. Seit einem Sonntag, wo er zu Oldenburg, noch vor seinem Abgang auf die Universität, in der entlegensten Einsamkeit eines Dachstübchens und in der bittersten Kälte zum erstenmal die Iphigenia Göthe's las, hatte sich sein Studium an diesen Dichter gleichsam hingerankt; und wenn Werthers Leiden die Schärfe des Pfeiles, mit welcher sie in alle Jugend gehen, auch an ihm nicht verfehlten, so war es doch eigentlich der durch Faust geweckte Geist, die von vielen der kleineren Gedichte eingegebenen Ahndungen, warum er sich zu einem Aufschluß in der Persönlichkeit des großen Dichters selbst drängte. Dieser empfing ihn mit jener sonnenhellen Milde und Fülle, womit die Götter ihren Liebling, als der auszeichnenden Eigenthümlichkeit, be-

gabt zu haben scheinen. Ihr Gespräch kam auf das wahrhaftige Leben von Individuen, so in poetischer als historischer Darstellung, und zum erstenmal sprach Woltmann darüber aus ganz freier Brust, und so, daß ihm dieses tiefste Geheimniß aller darstellenden Kunst durch das Gespräch lichter wurde.

Drei Professoren, welche außer Schiller für Geschichte und die historischen Hülfswissenschaften in Jena angestellt waren, hatten das Studium derselben so wenig beleben können, daß unter achthundert bis tausend Studenten, welche damals die Universität zu zählen pflegte, sich selten ein Häuflein zu historischen Studien zusammenfand. Dies war nicht einzig die Schuld jener Lehrer, wiewohl vorzüglich; trotz ihrer Nüchternheit hätten sie auf andern Akademien, wo das historische Studium einmal blühte, mehr Glück gemacht; aber in Jena wurden sie durch den überschwenglichen Hang der Jugend für den Zeitgeist philosophischer Speculation durchaus in Schatten zurückgewiesen. Doch war es nicht Berechnung, daß er nur durch eine philosophische Einkleidung bei einer solchen Jugend Eingang finden werde, wodurch Woltmann gereizt ward, die Weltgeschichte, oder, da er diese Benennung nicht ohne Grund, doch mit unnöthiger Wichtigkeit damals verwarf, die Menschengeschichte nach einer Idee a priori vorzutragen. Diese war hergenommen von der fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechts mittelst freier Staaten und freier, dem Recht entsprechender Staatenvereine. Er gesteht unbedenklich, daß dieses Resultat, dieser schöne Glaube, ihn nicht nur damals aus der Geschichte an sich ansprach, sondern ihm auch jetzo die einzige haltbare allgemeine Thatsache der Welthistorie scheint. Somit hätte es keiner Idee a priori bedurft, und die Geschichte wäre doch nach demselben Princip, das in ihr lag, zu einem Ganzen gestaltet. Allein der Modegeist spielte auch mit ihm, und so eifrig, wirklich religiös-historisch er sich gegen allen Eingriff der Philosophie in die Geschichte verwahrte, gefiel ihm doch, das ein Princip a priori zu nennen, was er als Resultat ohne Anstoß obwalten lassen konnte. Er hatte sofort ein Auditorium von ungefähr zweihundert Zuhörern, und erhielt sich die beiden ersten Jahre einen seltenen Beifall, vorzüglich durch Nebenursachen, durch das Leben des Geistes der in ihm

sprudelte und die Jugend mit fortriß, am wenigsten durch einen zweckmäßigen Gehalt seiner Vorlesungen.

Die Ideen über Geschichte, die ihn belebten, legte er in seinem Plan zu historischen Vorlesungen dar. Diese kleine, flüchtig hingeworfene, von Druckfehlern entstellte Schrift, mußte von seinen Collegen nicht gut aufgenommen werden, denn keiner sagte ihm eine Sylbe darüber, und er hörte nur, daß einige sie gänzlich unverständlich genannt hatten. Endlich ward ihm zufällig gesagt, daß Johannes Müller, mit dem er noch in gar keiner Verbindung war, eine überaus lobpreisende Beurtheilung derselben für die Litteraturzeitung eingesandt habe. Er erwartete sie begierig, und sie erschien geraume Zeit nicht. Nachmals erfuhr er, daß die Herausgeber ihren Verfasser um Milderung des Lobes ersucht hatten, gewiß nicht ohne löbliche Vorsicht, denn in der Gestalt wie sie erschien, war sie noch zu lobpreisend. Allein er gesteht, daß ihm dieses Lob durch Mark und Bein drang, denn er bewunderte den Geist des helvetischen Geschichtschreibers.

Das erste Buch was er darauf herausgab, war der Grundriß der neueren Menschengeschichte, welcher, im Gedränge der Vorlesungen geschrieben, wegen weniger historischer Combinationen, da er sonst in jeder Rücksicht tadelnswerth ist, kaum eine Beachtung verdient. Aehnliche Entwürfe über die Geschichte der europäischen Staaten, die deutsche Geschichte, ja selbst die Kirchenhistorie hat er zum Glück nie drucken lassen.

Fleißig als akademischer Lehrer, mit ungemeinen Plänen für historische Werke beschäfftigt, angezogen durch ein frisches, geselliges Leben, das er zuerst vorzüglich im Hause von Schütz, dem für täglichen Verkehr eben so wie in der Litteratur freundlich begabten, fortdauernd im Kreise der beiden Hufeland, des scharfsinnigen Juristen und des berühmten Arztes, genoß, dachte er an keine Veränderung seiner Lage. Die einzelnen Stunden, die er mit Göthe verlebte, sein reicher und ernster Umgang mit Schiller waren ihm allenthalben unersetzlich.

In der Mitte seines ersten Sommers zu Jena war dieser letzte, sehnlich erwartete endlich gekommen. Die Gedankenfülle der schönen Stirn, woraus eine unvergängliche Dauer sprach, erschütterte ihn bei'm ersten Anblick um so mehr, da das immer erlöschende Feuer des sanften Blickes, die gedämpfte Stimme, die hagre hohe Gestalt ihn zu einem ehrfurchtsvollen Mitleid zwangen. Das hatte er sich nie gedacht, daß er für Schiller irgend Mitleid empfinden sollte. Seit den ersten Stunden war ihm die Freundschaft des Mannes mit tiefschauender Billigkeit gewiß, und er fand eine Art freundlichen Schutzes, wie er bei Bürger gefunden, nun wieder ersetzt. Geehrter hat er sich nie geglaubt, als wie Schiller noch in diesem Sommer ihn wie Göthe, Fichte und Humboldt zur Herausgabe der Horen einlud.

Das Verhältniß eines so jungen Autors zu zwei Heroen unsrer Litteratur, ein unschätzbares Glück, welches ihn für immer über das erbärmliche litterärische Treiben in Deutschland emporhob, ward aber für ihn bei weitem nicht die Quelle von Belehrung, die es hätte seyn können. Ein Professor, der großentheils erst lernt, was er lehrt, braucht für sein Amt fast alle Stunden, und der in Frage stehende ging einem entgegengesetzten Triebe seines Lebens zu Jena vorzüglich nach. Eine glühende Sinnlichkeit in ihm war durch die reine, ernste Sitte seines väterlichen Hauses zuerst gegen Unart geschirmt, ward später durch die eigenthümliche Entwicklung seiner Cultur in ein Verhältniß zu unschuldigen Mädchen hinübergespielt, welches wesentlich nur in der Phantasie vorhanden war; die Anstrengung seiner Studien hemmte auch dieses Spiel, und half ihm nicht nur wider Ausschweifungen der Sinnlichkeit, sondern auch wider die zeitzersplitternden kleinen Liebesabenteuer; kaum ein Verhältniß, welches diesen Namen verdient, hatte ihn während der Studentenjahre eine Zeit lang beschäfftigt. Aber zu Jena, wo seine ganze Zeit nicht nur von der Wissenschaft, sondern auch von dem amtlichen Beruf in Beschlag genommen war, suchten sich Liebe und Sinnlichkeit an ihm zu rächen, und mannigfaltige Verhältnisse mit dem schönen Geschlecht, an sich schuldlose, raubten ihm doch Stunden, die er mit Göthe und Schiller gehaltvoller zugebracht hätte.

So war das dritte Jahr seines Lehramtes gekommen, das Jahr 1796, und mit ihm nahte der Umsturz desselben; denn eine Leidenschaft wußte zu überwältigen, was von Neigungen bisher nur befehdet war. Nicht nur das Behagen am öffentlichen Vortrag seiner Wissenschaft, sondern an dieser selbst erlag; und daß er es schlechterdings emporhalten wollte, machte eine aufreibende Spannung der Kräfte nothwendig. Diese endete damit, daß er durch einen Blutsturz zu Anfang des Winters an den Rand des Grabes kam. Durch die Kunst Hufelands und die Kraft der Jugend erholte er sich mit entschiednem Erfolg, doch sehr allmählig, und mit der Genesung wurzelte der Entschluß, daß er den Aufenthalt zu Jena, den Beruf eines akademischen Lehrers wenigstens für die ersten Jahre aufgeben wolle. Aber mit Freude nahm er zugleich wahr, daß die Liebe für seine Wissenschaft sich nach dem Sturm der Leidenschaft mit ungeminderter Frische und geprüfterem Muthe wiederfand.

Die übrige Winterzeit, die ersten Frühlingswochen, während er genas, arbeitete er fast die zweite Hälfte seiner G e s c h i c h t e F r a n k r e i c h s, eines Werkes, das durch Anlage, Streben nach Einheit, einige glückliche Charakteristiken und historische Combinationen sich mehr Beifall erworben hat, als es verdient; denn nur hie und da sind die Quellen bei ihm benutzt, nirgends vollständig, und geschichtliche Bücher, die nicht aus einem neuen, gediegenen, vollkommenen Gebrauch der Quellen entstehen, können für Bildung des historischen Geistes in einer Nation vorübergehenden Nutzen stiften, doch keinen dauernden Werth erhalten. Viel näher als die Geschichte Frankreichs steht der Bewerbung um diesen seine ä l t e r e M e n s c h e n g e s c h i c h t e, deren ersten und einzigen Band er bis auf wenige fertige Bogen auch in dieser Zeit der Genesung arbeitete. Sein Eifer für die reine Würde der Geschichte redet unverkennbar in der Einleitung, in welcher sonst der erwähnte Modegeist spielt, der indeß auf die Ausarbeitung der Geschichte selbst ohne Einfluß geblieben ist. In dem Abriß von Egypten fehlt es nicht an gelungenen politischen Blicken, und die Geschichte der Israeliten ist dort zum erstenmal als ein originelles Ganzes der Wahrheit gemäß aus den Quellen aufgefaßt und dargestellt. Außerdem gab er in jenen Monaten zwei Bändchen klei-

ner historischer Schriften heraus, die er zum Theil auch damals erst verfaßte. Einiges davon verdient wenigstens einer bessern Sammlung einverleibt zu werden. Unter allen diesen Anstrengungen versuchte er noch Nachbildungen des Tacitus, welche er für die Horen bestimmte, doch nicht vollenden konnte. Sie waren gefälliger als seine nachherige Verdeutschung des großen Geschichtschreibers, und würden dem Zeitgeschmack besser zugesagt haben.

Nach Beendigung der genannten Bücher verließ er Jena an einem schönen Tage des blühendsten Maies, um in seiner geliebten Vaterstadt die physische Rüstigkeit wieder zu suchen. Seine Reise führte ihn über Göttingen, wo Bürger gestorben war, welches Spittler verlassen hatte. Schon hier trat seine Bestimmung zum akademischen Lehrer ihm wieder näher. Daß man an des letzten Stelle ihn zum Lehrer der Geschichte zu berufen gedenke, äußerte ihm Heyne mit dem Zusatz, der im wirklich großartigen Sinn der englisch-hannöverschen Regierung für die Wissenschaften war: daß man zugleich gesonnen sey, sobald seine Gesundheit wieder hergestellt wäre, ihn auf ein Paar Jahre in die vornehmsten europäischen Länder zu senden, damit er sich durchaus zum Lehrer der politischen Historie bilden könne. Dieser Zusatz freute ihn sehr, und zeigte ihm das akademische Leben wieder in einem frischeren Lichte. Ein anderer betrübte ihn, daß nämlich Spittler, mit welchem er freilich nur anfangs den Briefwechsel von Jena fortgeführt, einen Andern, wenn das Gedächtniß nicht trügt, den Professor Lüder in Braunschweig, zu seinem Nachfolger vorgeschlagen habe.

Im Kreise seiner Familie und seiner alten Freunde und Bekannten fühlte er zu Oldenburg seine Gesundheit bald erstarkt, und gab dem Hang für das Vaterland zu sehr nach, wenn er bis in die Mitte des folgenden Winters in demselben verweilte. Ueber seine Zukunft und seine Anstellung in Göttingen glaubte er sich durch einen Brief von Heyne ganz beruhigt. Vor dem Frühjahr konnte er schwerlich die Reise antreten, für welche er sich bestimmt wähnte, und für seine historischen Studien bot ihm die oldenburgische Bibliothek erlesene Hülfsmittel dar. Besonders war sie reich für die englische Geschichte, und

verleidete ihm den Gedanken, über dieselbe ein solches Buch, wie über die französische, zu verfassen. Sobald er merkte, daß sie für seine Arbeit über Großbritannien nicht mehr ausreichte, brach er mitten in dem kältesten Winter auf und eilte nach Göttingen. Mancherlei litterarische Arbeiten ohne seinen Namen verschafften ihm in dieser Zeit das hinreichende Geld, welches ihm auf längere Zeit, als er gehofft hatte, auslangen mußte.

In Hannover besuchte er auf seiner Durchreise, nach Heyne's Anweisung, zwei Staatsminister und dessen Schwager, den geheimen Cabinetssecretär Brandes, der die Angelegenheiten der Universität besorgte, aus Neigung den alten Philosoph Feder, der von Göttingen hieher verpflanzt war. Dieser gab ihm den Wink, daß er auch den geheimen Justizrath Rudlof besuchen möge, einen Mann von dem größten Einfluß, vorzüglich den politischen Geschäfften geweiht, der indeß in alle Zweige der Verwaltung, wo er Gutes schaffen konnte und wollte, hinübergriff. Von ihm allein hörte er einigermaaßen bestimmt zu Hannover, daß man die durch Spittlers Abgang entstandene Lücke durch seine Anstellung auszufüllen gesonnen sey.

Als er nach Göttingen kam, schien ihm seine Bestimmung für diese Universität sehr schwankend geworden zu seyn. Er hörte von Heyne nichts als Vertröstung; sein Besuch bei Rudlof schien mißfallen zu haben. Mit dem Freunde des letzteren, dem berühmten Lehrer des deutschen Staatsrechts, mit Pütter, der schlauer und vorsichtiger war als einem Professor geziemt, ward er einigermaaßen vertraut, und erfuhr durch ihn zu seiner Freude, daß Spittler bei seinem Abgang darauf gedrungen habe, keinen andern als ihn an seine Stelle zu berufen.

Er mußte voraussetzen, daß Heyne hierüber einseitig unterrichtet gewesen sey, ließ Alles auf sich beruhen, und dachte nur daran, wie er bei Benutzung der göttingischen Bibliothek in der Geschichte Großbritanniens ein Werk aufstellen wolle, welches der Historie viel würdiger sey, als alle seine bisherigen Versuche.

In diese Arbeit versenkte er sich gänzlich, wie fünf Jahre vorher an eben diesem Orte in die Geschichte der Deutschen unter den sächsischen Kaisern, wieder im Frühling und an dem höchst angenehmen Wall Göttingens, mit gleich heitrem Sinn und doch auch mit unbestimmten Aussichten. Wie damals Spittler sein vorzüglichster, an historischer Belehrung reicher Umgang, so nun dessen Landsmann und trautester Freund, der Gottesgelehrte Planck.

Gegen den August war der erste Band, wie er gedruckt ist, vollendet, in Hinsicht auf Anlage, neue Erforschung der Quellen, Zweckmäßigkeit aller Theile, Darstellung so einzelner Begebenheiten, als politischer Verfassung, ächthistorische Entwicklung, nicht malerische Beschreibung der handelnden Personen, gewiß eines solchen Lobes werth, als einem jungen Historiker werden kann. Auch ohne Rücksicht auf diese Jugend hat Johann von Müller in seiner gehaltvollsten Recension in den Ergänzungsblättern der hallischen Litteraturzeitung mit zu viel Freundschaft ein starkes Lob über das Buch ausgesprochen. Wer die Geschichtschreibung studirt, wird aber nicht übersehn, daß der Styl des Verfassers sich während dieser Arbeit zu einer höhern historischen Gattung emporarbeitete. Viele kunstreiche Perioden bleiben tadelhaft, weil sie nicht historisch anschaulich wurden, und die Sprache im Streben nach der Kunst an Frische verlor, nicht neugebohren genug ist.

Noch zauderte die Entscheidung von Hannover; doch seine kaum vollendete Handschrift, wofür er vertragsmäßig über hundert Friedrichsd'or erwarten konnte, zeigte ihm den Anfang einer Möglichkeit, Städte und Länder der Menschen zu sehen, ohne daß eine Regierung ihm dazu winkte. Zuerst wollte er sich auf Berlin richten, wo seine Geschichte Englands gedruckt werden sollte; und das Werk Friedrichs des Großen in der Nähe zu betrachten, versprach politische und historische Belehrung genug. Gern hätte er das kleine Capital zu seiner Reise noch etwas gemehrt; er ging seine Papiere durch, und fand die Blätter eines Romans, Mathilde von Meerveldt, wodurch er einen Kreis liebenswürdiger Frauen so unterhalten hatte, daß jedem Abend ein Stück beschieden war, welches auf den nächsten Abend spannte. Er beschloß, diese Span-

nungen der Phantasie, wo es an mancher glücklichen Empfindsamkeit nicht fehlte, trotz aller ihrer Mängel, um als ein dichterisches Werk zu gelten, unter seinem Namen herauszugeben, obgleich sie am wenigsten dem Namen eines Historikers irgend Ehre tragen konnten. Mitten unter Betrachtung der Blätter entwickelte sich in seiner Phantasie eine ganz andere Gruppe von Gestalten und Situationen. Das angehängte Fragment, welches von ihnen zeugt, hätte fortgearbeitet, das Uebrige vernichtet werden sollen.

Sein Reisecapital stieg indeß um die Hälfte durch dieses Buch. Er ging nach Berlin; der Harz zog ihn so gewaltig an, daß er ohne den bevorstehenden Winter sich schwerlich enthalten hätte, dort in der Einsamkeit großer Natur irgend ein historisches Werk mit Beihülfe der göttingischen Bibliothek auszuführen. Zu Potsdam traf er bei dem Herbstmanöver ein, wo die militärische Monarchie sich glänzend zeigte. Der erste Anblick Berlins, wo er in einer Mondnacht einfuhr, überraschte ihn mit der Straßenpracht dieser königlichen Stadt, und er wußte noch nicht, daß er die Oede nicht ganz der Nacht beimessen dürfe.

Weniger bekümmert um die Gelehrten, suchte er sofort die Nähe der Staatsmänner, und der Bruder des dänischen Staatsministers, der ihm als Knaben wie ein großes Vorbild vorgeschwebt, der preußische Minister von Struensee, bezeigte ihm bald ein freundschaftliches Wohlwollen. Dieser Mann von kühnem und dem biedersten Charakter, in den Staatswissenschaften Gelehrter und Praktiker in seltner Mischung, drang in ihn, sich dem preußischen Staatsdienst zu weihen, zumal nachdem er eine Abhandlung über Papiergeld geschrieben, die dessen Beifall erhielt. Allein der Eindruck, wie hier die Staatsmaschine umging, ließ ihn nicht leicht zu einem Entschluß der Art kommen. Er schrieb es anfänglich dem Befremdenden, Ungewohnten zu, da ihm die Verwaltung vortrefflich schien; aber bald gestand er sich auch, daß er zu viel Manier und Miene der Rüstigkeit für den Grad der wesentlich vorhandenen bemerke.

Auch erhielt er mitten im Winter einen Wink, daß das hannöversche Ministerium nicht abgeneigt sey, nun den Ruf an ihn vollziehen zu lassen. Doch auch diesem Wink folgte er nicht, zumal da er von einer andern Seite vernahm, daß seine Geschichte Frankreichs, oder vielmehr eine wohlgemeinte Warnung von Johann von Müller bei Beurtheilung derselben in der jenaischen Litteraturzeitung, ihn bei dem Ministerium in einigen Verdacht von Jacobinismus gebracht habe. Weil er seiner gediegensten Redlichkeit gegen den Staat, den er zum Vaterland wählte, gewiß war, empfand er jenes übel, obgleich er, wenigstens damals wie er das gedachte Buch verfaßte, wirklich zu gut und zu hoch von mehrern Männern der Revolution dachte, und die Regierungen zu allen Zeiten, vorzüglich in jener wie in der gegenwärtigen, nicht sorgsam genug verhüten können, daß die akademische Jugend durch unreife politische Ansichten und Begriffe begeistert werde. Im Uebrigen blieb er sehr sorglos, wenn auch Gelehrte und Schriftsteller in Berlin, welche ohne Grund etwa fürchteten, durch seine Anwesenheit daselbst irgend zu leiden, in Briefen an diesen und jenen Souverän, oder in Schreiben, die auf Fürsten von Einfluß berechnet waren, ihn als Jacobiner verunglimpften. Bei seiner Unbefangenheit, seinem Abscheu vor aller Parteisucht und Sectirerei konnte keine verständige Obrigkeit ihn gar zu der schändlichsten Rotte zählen. In solcher Ruhe ist er auch sein weiteres Leben hindurch immer geblieben, welchem politischen Orden, oder welchen Zwecken politischer Machthaber man ihn beizugeben für gut fand. Er hat nie ein Wort über Politik geschrieben, nie in politischer Hinsicht gehandelt, als nach seiner jedesmaligen reinen Ueberzeugung und der parteilosesten Unbestechbarkeit und Pflichtmäßigkeit.

Der Hauptgrund, warum er jetzt die göttingische Professur aus dem Augenmerk verlor, war eine, allem Anschein nach äußerst vortheilhafte buchhändlerische Verbindung, welche ihm Unger zu Berlin anbot, ein Mann, der sich durch Rastlosigkeit und Unternehmungsgeist, durch die Beihülfe seiner Frau, welche die schwächlichste Natur zu einer unglaublichen Anstrengung für seine Unternehmungen spannte, zu einem sehr aufblühenden Wohlstand emporgearbeitet hatte, ohne über dem Kaufmann seine

künstlerischen Anlagen zu vergessen. Woltmanns Gegenwart in Berlin ward durch solche Verbindung nöthig, wenigstens von dem Jahr 1800 an, wo er dem verabredeten Plan gemäß daselbst auch ein Journal für Geschichte und Politik beginnen sollte.

Darum eilte er, Berlin zum Frühjahr zu verlassen, in der Aussicht, die Erfahrungen, die er zum erstenmal über die Verwaltung eines großen Staates durch die Anschauung gemacht hatte, für die Historie nachher reifen lassen zu können. Ehe er an die Hauptstadt Preußens gefesselt wäre, wollte er den zweiten Band seiner Geschichte Großbritanniens zu Göttingen ausarbeiten, wo allein die Bibliothek die hinreichenden Hülfsmittel darbot.

Er nahm einen Umweg über Weimar, wo er vorzüglich über Waldstein, wie derselbe war und Schiller ihn gedichtet hatte, mit diesem edlen Dichter und Freund, den er hier zum letztenmal sah, und mit dem tieferen Göthe redete. Zu Göttingen war er den zweiten Tag sogleich in seiner Arbeit, und hoffte, wie den Sommer vorher, ungefähr im August sein Ziel zu erreichen, und dann über sein Vaterland durch Holland, Belgien, an den Rhein, nach Wien hin einen Streifzug zu machen, ehe er nach Berlin zurückkehre. Aber eine schwere und langwierige Krankheit seines Freundes Wardenburg, der zu Göttingen die Arzneikunde lehrte, verrückte den Plan, und die Pflege des geliebten Kranken ließ ihm wenig Zeit und Laune für seine historische Arbeit. Sobald derselbe genesen genug war, um reisen zu können, begleitete er ihn in ihr gemeinschaftliches Vaterland. Die Freude an diesem, vorzüglich das Zusammenleben mit seinem alten Vater, die Zersplitterung seines Reisegeldes bewogen ihn, so lange wie möglich in Oldenburg zu verweilen. Gegen Anbruch des neuen Jahrs begab er sich wieder auf den Weg nach Berlin, auf welcher Reise er einen wahrhaft deutschen Abend, der sich tief in die Nacht erstreckte, mit Henke und Häberlin zu Helmstädt zubrachte.

Mit Eifer begann er seine Zeitschrift für Geschichte und Politik, nach einer bestimmten Idee, die gleichwohl bei dem zerstreuenden Reiz, den das sinnliche und gesellschaftliche Leben einer großen Stadt noch für ihn, den

Kleinstädter, hatte, nicht planmäßig erreicht wäre, wenn auch nicht äußere Umstände seine Kraft und Hoffnung gehemmt und niedergedrückt hätten. Für ihn und die Ausführung seiner Idee bedurfte es einer Preßfreiheit, welche die preußische Monarchie in ihrer damaligen gespannten politischen Lage, in ihrer innern Zwietracht, da sie sich einem neuen Geiste der Zeit zu sehr hingegeben hatte, um davon lassen zu können, und von dem alten nicht lassen wollte, schlechterdings nicht gestatten konnte, und es war des Herausgebers Schuld, daß er darin zwar nicht zu wenig Einsicht hatte, aber darüber mit leichtfertiger Hoffnung hinwegging. Mit einem lebendigen Beifall, der sich in einem reichen, steigenden Absatz der Zeitschrift verrieth, wurden die ersten Stücke aufgenommen, als ihm plötzlich mehrere angefangene Artikel, wofür er die gesetzliche Censur erhalten hatte, durch das königliche Cabinet verboten wurden. Sein Muth erschlaffte, und das Journal siechte sechs Jahre fort. Bisweilen hoffte er freilich einen frischen Quell in dasselbe zu strömen. Wenn er die Entartung der französischen Revolution durch Buonaparte gefesselt glaubte, wenn die Genialität dieses Helden, welche von vielen denkenden Geschäffts- und Staatsmännern mehr anerkannt wird, als von den Gelehrten, ihn eine Zeitlang hoffen ließ, daß sie für Europa und Deutschland schaffen werde, was man nun von dem siegreichen Widerstand gegen diese Genialität wiederum hofft; so stand er nicht an, seinen Glauben in seiner Zeitschrift zu bekennen. Er glaubte es wenigstens als Historiker zu dürfen, da er jede Größe und liebenswürdige Eigenschaft auf den entgegengesetzten Seiten herzlicher und unbedingter pries; aber es frommte seiner Zeitschrift so wenig, wie seinen anderweitigen äußern Verhältnissen, wodurch jene gleichfalls in Fesseln geschlagen war.

Noch in dem Jahre 1800, zu dessen Anfang er nach Berlin zurückgekommen war, hatte er durch Betrieb des ersten Cabinetsministers, Freiherrn von Alvensleben, eines aufgeklärten Staatsmannes, der seine Neigung für Litteratur und Gelehrte um so lieber hegte, als er sich von Leitung der politischen Angelegenheiten durch den Grafen Haugwitz immer mehr verdrängt sah, die Stelle eines Residenten des Landgrafen von Hessenhomburg am Berliner Hofe erhalten. So gering die damit verknüpften

ten Einkünfte waren, dünkte sie ihm annehmlich, weil er, bis dahin noch als ein Fremder betrachtet, durch sie in die diplomatischen Gerechtsame trat, den Verpflichtungen preußischer Unterthanen entging, und den politischen Geschäfften näher kam.

Schnell mehrten sich seine diplomatischen Verbindungen und Arbeiten. Die freie Reichs- und Hansestadt Bremen übertrug im Winter 1800 und 1801 ihm als ihrem Geschäfftsträger die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu Berlin, wodurch er in genaue Verbindung mit ihrem Senator Schmidt, einem deutschen Republicaner und unübertrefflichen bremischen Patrioten, gerieth. Angenehm war ihm, daß eins der ersten diplomatischen Geschäffte, woran er für Bremen Theil nahm, über die Befreiung der Stadt nämlich von allen hannöverschen Gerechtsamen und Besitzungen innerhalb ihrer Mauern, ihn nach Hildesheim zu dem preußischen Gesandten am niedersächsischen Kreise, Herrn von Dohm, brachte, einem jener gediegenen Diplomatiker, wie Herzberg war und sie liebte, und dessen Gründlichkeit der nach diesem Staatsminister eingerissenen Diplomatik oft zur Last war. Er sah wohl ein, daß das Schicksal nicht übel für ihn gesorgt hätte, wenn er durch Dohm zuerst in das politische Geschäftsleben eingeführt wäre.

Die Zerstreuungen, die auch mit kleinen diplomatischen Beziehungen verbunden sind, konnten ihn übrigens eben so wenig, wie die Geschäffte selbst, von historischen Arbeiten zurückhalten. In einem Büchlein zur Säcularfeier des preußischen Königthums, unter dem Titel: das brandenburgische Haus, führte er die Bemerkung durch, wie Preußens Größe durch dessen Streben für die politische Einheit Deutschlands erwuchs, obgleich ihm nicht unbekannt war, daß der damalige leitende Minister der auswärtigen Angelegenheiten in der Auflösung der Deutschen das Heil der preußischen Macht sah. Dann beschrieb er von 1800 bis 1804 in drei Bänden die politischen und kriegerischen Bewegungen, welche unter den Deutschen durch Luther bis zum Religionsfrieden veranlaßt waren. Dies ist der Zweck seiner Geschichte der Reformation in Deutschland. Sobald sie ihn selbst anhebt, nach der Einleitung, ist sie aus den Quel-

len von Neuem geschöpft, wiewohl der Verfasser seine Vertrautheit mit Planks so geistreichem als gründlichem Werk so wenig verbirgt, daß er aus Dankbarkeit sein Buch jenem Historiker geweiht hat, ohne alle Rücksicht auf ihr persönliches Verhältniß, warum er auch von dieser Weihung dem edlen Freund nichts meldete und dem Zufall überließ, ob sie ihm je bekannt würde. Die Beziehung zwischen Luthers Individualität und seiner Zeit, manche Begebenheiten und Figuren der Reformation hat er schärfer dargestellt als seine Vorgänger, und Carls V. umfassende Persönlichkeit zum erstenmal in ihrem eigenthümlichen Reichthum. Wie viel Kritik seiner Darstellung zum Grunde liegt, hat man nicht gemerkt, weil die kritischen Noten, die es zeigen sollten, zurückgeblieben sind. Für den historischen Kalender der Berliner Akademie der Wissenschaften schrieb er eine kurze Geschichte Waldsteins, welcher die Grundzüge zu einer guten Biographie nicht fehlen, aber das Colorit des Helden entsteht, das man nur in seinem Vaterlande selbst kennen lernt.

Rechnet man zu diesen historischen Schriften die vielen Artikel welche er für sein Journal verfaßte, und seine diplomatischen Arbeiten und Zerstreuungen, so scheint er in jenen vier oder fünf Jahren fleißig gewesen zu seyn; allein er kann sich dies Zeugniß nicht geben. Sein Hang, nie von der Natur getrennt zu seyn, raubte ihm viel Zeit. Anfänglich wohnte er auf Ungers Landhaus im Thiergarten, dann kaufte er sich selbst eine schöne Besitzung daneben, ohne auf den großen Kaufschilling mehr als ein geringes, durch seinen litterarischen Fleiß erworbenes Geld geben zu können. Die Freude am Eigenthum, das nach den günstigen Bedingungen des Kaufes leicht sein reines Eigenthum werden konnte, erhöhte ihm den Genuß der Natur, und so wollte er anfänglich nicht wahrnehmen, wie viele Stunden das Grundeigenthum der Historie wegnahm. Dazu war die zweite Leidenschaft seines Lebens eingebrochen, heftiger noch wie die erste, und gleichwohl, wenn sie durch äußere Umstände begünstigt wäre, eine geringere Feindin der historischen Muse, weil die Genialität der Geliebten sich gern mit allen Musen vertrug. Da aber das Schicksal solchen Verein seiner Liebe und der Historie anfänglich schlechterdings nicht wollte, so ward diese bei ihm wiederum durch die Leidenschaft in den Hin-

tergrund geworfen. Die Folge von solchem Zwiespalt war ein Wechsel von wilder Anstrengung und Dumpfheit, und er hat viel Zeit von den kräftigsten Jahren des Lebens durch die ödesten Zerstreuungen getödtet.

Ein sehr heller Blick in diesem unmuthigen Zeitpunct ward für ihn eine kurze Reise nach Hamburg. Er kam dort mit seinem alten Vater zusammen, dessen Freude über die regsame, gewühlvolle freie Handelsstadt, wo er einen Theil seiner Jugend verlebt hatte, voll Erinnerungen war. Der unbefangne Greis hielt oft die geschäfftigen Leute mit Fragen nach Dingen auf, wovon keiner mehr etwas wußte, und wollte selbst dem Handel nicht einmal zugestehen, daß der reißende Wechsel die Gegenwart verschlänge, welche er so lebendig gefühlt hatte. Dazwischen konnte er seine Freude nicht verbergen, daß sein Sohn, wenigstens interimistisch, als Repräsentant dieser von ihm so hoch verehrten Stadt in dem gleichfalls ihm wohlbekannten und werthem Berlin war.

Dieser hatte geglaubt, daß ihm die kaum übernommenen hamburgischen Geschäffte keine weitere Reise nach Oldenburg gestatteten; doch zu seinem Vergnügen ergab sich das Gegentheil, und er begleitete den alten Vater. Auf der Reise schlief er zum erstenmal in seinem Leben mit demselben in einer Stube, und ihn freute, dem Greis, dessen blühendes Alter doch von Gicht heimgesucht war, zur Hand seyn zu können. Auf wenige Tage begrüßte er Oldenburg; zu Bremen den Senat, welcher verdiente, freien Bürgern vorzustehn, und jenen eigenthümlichen Charakter ausgeprägt hatte, der zum Theil einen Souverän, mehr einen gehorsamen Bürger, ganz einen freien Mann bezeichnet. Ein Umgang, welchen der Rath mit ihm unter den alten Rheinweinen des Rathskellers hielt, die wie ein Schatz der Väter gehalten werden, der darauf folgende Ehrenschmauß auf dem Rathhaus, versetzten ihn in die Zeiten der alten Hanse. Man trank auf künftigen noch höhern Flor der Republik, und wohl nicht der Gast allein hoffte denselben damals auch durch Bonaparte, welcher sie nachher zu seiner guten Stadt erniedrigte.

Schon im Jahr 1805 verwandelte sich seine interimistische Verbindung mit der freien Stadt Hamburg in

eine dauernde, und alle drei Hansestädte vereinigten sich, ihn zu ihrem gemeinschaftlichen Geschäfftsträger am preußischen Hofe zu bestellen. Wenn das ehrenvolle Vertrauen, welches sie ihm dadurch bezeigten, nicht durch glückliche Erfolge seiner Wirksamkeit belohnt wurde; so lag der wesentlichste Grund davon freilich in den Zeitbegebenheiten und dem Unglück, das sich über die preußische Monarchie wälzte; doch ist auch die Schwierigkeit nicht zu übersehen, daß er als diplomatischer Agent mit drei Senaten und Republiken von verschiedenem und doch wiederum gemeinartigem Charakter und Interesse zu schaffen hatte, und in Lübeck gar nicht, in Hamburg äußerst wenig und in Bremen wenig bekannt war. Wer im diplomatischen Geschäfft den Hansestädten in ihrem Geiste tüchtig dienen soll, der muß bei ihnen eingebürgert seyn, und gewiß ist am rathsamsten, daß jede von ihnen Bürger aus ihrer Mitte zu ihren besondern Geschäfftsträgern auf den diplomatischen Hauptpuncten nehme, und erforderlichen Falls die drei einzelnen Hanseaten daselbst auch einen einzigen Repräsentanten der ganzen Hanse vorstellen. Hinlängliche Besoldung derselben ist freilich auch vonnöthen. Woltmann hatte von ihnen sämmtlich ein jährliches Gehalt von 2000 Thalern. Wovon er einzeln nicht anständig zu Berlin leben konnte, davon sollte er repräsentiren und gar einigermaaßen ein Haus machen. Er mußte also dem hanseatischen Geschäfftsträger, dem es an Geschäfften nicht fehlen konnte, als anderweitiger Diplomatiker mit durchhelfen. Dies konnte er indeß nur eine Zeit lang.

Durch Vermittlung des nürnbergischen Consulenten Roth, eines feinen Kenners vornehmlich der Historiker des Alterthums und der neuern Politik, ward er auch als Geschäfftsträger der freien Reichsstadt Nürnberg im Jahr 1804 beglaubigt. Allein diese Republik schwankte schon damals so, daß auf ein dauerndes diplomatisches Verhältniß mit ihr nicht zu bauen war, die Besoldung von ihr als eine vorübergehende Unterstützung angesehen werden mußte. Desto sicherer baute er auf eine andere. Johann von Müller war in demselben Jahre zu Berlin als Historiograph angestellt; und wenn gleich der Eindruck seiner Persönlichkeit die Freundschaft nicht erhöhte, welche zwischen ihm und Woltmann durch Briefe und im Namen der Historie seit Jahren bestand; so dauerte sie doch in man-

chen innigen Gesprächen fort, und Müller war ungemein erfreut, als er eine Gelegenheit fand, seinem Freund etwas Angenehmes zu erweisen. Als ehemaliger Referendär des Kurerzkanzlers in den auswärtigen Angelegenheiten ward er in Anspruch genommen, während der Entfernung von dessen Minister zu Berlin als Geschäfftsträger denselben zu ersetzen. Dies vertrug sich nicht mit seiner Lage, und er wandte diese Bestimmung auf Woltmann. Obgleich die neue Anstellung nur interimistisch seyn sollte; so war doch auf immer wiederkehrende und auch lange Entfernung des Gesandten zu rechnen, und an einen Sturz des Kurerzkanzlers oder nachherigen Fürsten Primas dachten, wie an Wiederherstellung der Bourbons nur solche, welche die Zukunft nicht berechnen. Auf irgend ein immerwährendes Gehalt ließ der wohlwollende Fürst sogleich hoffen, der überhaupt seinen neuen Geschäftsträger gern auszeichnete, und sofort dessen Erhebung in den Reichsadel ohne die geringsten Kosten für ihn am kaiserlichen Hofe durchsetzte. Wer der älteste deutsche Edelmann sey, ob es ein D a l b e r g, ist nicht ausgemacht; gewiß dagegen, daß ein Dalberg Anlaß zu dem letzten deutschen Edelmann wurde, wofern nicht an die Spitze unsres Föderativsystems wieder ein Kaiser treten sollte. Für Woltmann kann es nicht anders als denkwürdig bleiben, daß ebendieselbe Majestät, unter deren Schirm er diese Erinnerungen seines Lebens in glücklicher Lage schreibt, unmittelbar vor Niederlegung des römischen Kaiserthums ihn noch dem Adel des gemeinsamen Vaterlands zugesellte.

Im Herbst 1805, wo er die genannten diplomatischen Eigenschaften in sich vereinigte, und durch den Zusammenfluß der Einkünfte seiner Stellen eine jeder einzelnen entsprechende äußere Lage behaupten konnte, schien Alles zum Frieden seines Lebens zusammenkommen zu wollen, welcher sich nun auch mit seiner Leidenschaft versöhnte. Er verheirathete sich mit K a r o l i n e S t o s c h, der ältesten Tochter des Geheimenraths Stosch, eines verdienstvollen und überaus geachteten Arztes, des Hauptes einer glücklichen Familie. Mit ihrem Geist und Leben waren von da an seine Arbeiten und fast alle seine Stunden in so innigem Zusammenhang, wie selten Bildung und Kraft der Frau dem Manne gestatten. Den Winter selbst leb-

ten sie in ländlicher Zurückgezogenheit im Thiergarten, und nur den ersten weihte er weniger der Geschichte, und gab noch einmal seiner alten Liebe für die Dichtkunst nach. Die vier ersten Bände ihrer vereinten Schriften enthalten größtentheils nur, was sie in diesem Winter mit Lust und Liebe gearbeitet, und ihm ist sehr angenehm gewesen, daß mancher Kritiker wenig davon ihm beigemessen, und einen Theil seiner Arbeiten auch für ein Product der schwungreichen Einbildungskraft und so zarten als tiefen Empfindung seiner Frau gehalten hat. Da er übrigens selbst die Sitte hatte, sich mitunter mehrere Jahre nach keiner Kritik umzusehen, die über ihn erging; so ward leicht beobachtet, daß jene in vielen Jahren nicht eine einzige las, welche sie betraf, wie jungen Frauen geziemt, die in unsre factiöse ästhetische Litteratur hinaustreten.

Wie schön brach in dieser ländlichen Einsamkeit der Sommer von 1806 an, und wie hat er geendet! Die politischen Veränderungen, welche durch Napoleons System Deutschland trafen und bedrohten, die Erschütterung der Welt durch dasselbe waren auf wenigen Puncten so fühlbar, erregten fast nirgends einen so lebhaften diplomatischen Verkehr, als zu Berlin, wo die Systeme vom Norden und Westen gleichsam zusammenstießen. Nicht nur unmittelbar durch die Angelegenheiten der Souveränitäten, in deren Namen er handelte, und die oft ganz entgegengesetzte Rücksichten verlangten, war Woltmann als Diplomatiker damals überaus beschäfftigt, sondern eben so sehr durch das politische Gewebe überhaupt, das sich um ihn her bewegte, als diplomatischer Beobachter. Gebricht es dem Bevollmächtigten kleiner Souveräne nicht ganz an Geschicklichkeit und Kenntnissen, so schenken ihm die Bothschafter großer Mächte natürlich leichter das Vertrauen, als sich gegenseitig einander, und er wird einigermaaßen der Mittelpunct für die vielfachen diplomatischen Mittheilungen.

In diesem Gewirr, wo es noch mehr an Stimmung, als an Zeit zu historischen Arbeiten gebrach, konnt' er nur eine flüchtige Geschichte der Königin Margaretha von Anjou zu Stande bringen. Sein Journal hatte er schon aufgegeben, denn die Mitglieder des diplomatischen Corps

in Berlin und ihre Höfe wollten nicht alle den politischen Journalisten und den diplomatischen Geschäfftsmann in ihm unterscheiden.

Noch war er in seiner Bewunderung Napoleons, dessen glänzende Eigenschaften durch seine unlautern und wilden für den fernen Beobachter nur noch hin und wieder verdüstert schienen, wenig erschüttert, und er verhehlte dem Cabinets-Minister Grafen Haugwitz und andern nicht seine Meinung, daß die Preußen im Felde unterliegen würden. Schlagen wird sich, erwiederte jener Staatsmann bedenklich, unsre Armee ganz herrlich, und sie will ja den Krieg; und schwieg auf die Aeußerung, daß Preußen die Deutschen, welche unter der französischen Fahne föchten, wie Verräther an Deutschland ächten und behandeln sollte. Für politische Erwägung war auch keine Antwort darauf; aber jene Aufwallung beweist genug, wie deutsch Woltmann fühlte, wenn er gleich von dem Kampf wider Napoleon und die französische Revolution von damaligen Deutschen nicht viel hoffte.

Die Folgen des Tages bei Jena trieben ihn aus seiner ländlichen Wohnung in die Stadt, wo sich seine Geschäffte häuften, als nun das ganze Deutschland mit dem französischen Lager und hinter demselben herzog. Gleichwohl hielt er sich trotz aller Anreizung zum Gegentheil so von dem französischen Kaiser als allen seinen Großen zurück, ließ sich nicht mit dem diplomatischen Corps bei jenem vorstellen, ging in sein ländliches Leben zurück, sobald es ohne Gefahr geschehen konnte und ohne Beeinträchtigung der dringendsten Geschäffte, that während der ganzen Besetzung Berlins durch die Franzosen soviel wie möglich jede Verhandlung mit ihren Behörden schriftlich ab, folgte nicht einer einzigen ihrer Einladungen, wenn sie Siege über die Preußen feierten. Er hatte sich herausgenommen, ohne Hehl zu sagen, was er an Napoleon und der französischen Revolution Tüchtiges wahrzunehmen glaubte, und darum gebührte ihm, so lange es noch ein Deutschland gab, auch den fernsten Anschein einer Gunstbewerbung bei dessen Feinde zu vermeiden.

In jener Zeit hörte das ächte Geschäfft eines Diplomatikers, wenigstens im nördlichen Deutschland und in

Preußen, gänzlich auf, und seine Kunst der Verhandlung ward zu einem geschäfftigen Treiben bei den Unterdrückern, Kriegslasten, Zahlungen zu mildern und Fristen gegen das einbrechende Unheil zu suchen. Nur in seinen Berichten konnte er noch Gegenstände der politischen Wissenschaft und Kunst berühren. Vorzüglich gegen den Großherzog von Frankfurth hat Woltmann in dieser Zeit ausgesprochen, was er als Deutscher, Weltbürger, Historiker fühlte, hoffte und ahndete. Was er schrieb, ward zum Theil mit Wohlwollen, bisweilen mit geistreichen Erwiederungen aufgenommen. Er traf auf mehr Deutschheit in diesem Fürsten, als die Meisten fassen, die ihn als einen Verräther des deutschen Wesens lästern. Es ist ein leiser Geist in jenem ehemals hochgefeierten Dalberg, der leise begriffen seyn will. In seinen unscheinbarsten Briefen erhebt sich mitunter derselbe allmählig zu umfassender Empfindung und weiten Ideen.

Den besten Trost aber schöpfte Woltmann jetzt gegen die traurige, verhängnißvolle Zeit, gegen den schon beginnenden Druck äußerer Umstände, da er durch Nürnbergs Untergang einen beträchtlichen Theil seiner Einkünfte verloren hatte, der Ertrag seiner Grundbesitzung fast aufhörte, und der Verfall des preußischen Papiergeldes auch ihm empfindlich ward, aus dem ernsten Bemühen, den ganzen Geschichtschreiber Tacitus zu verdeutschen, welches zufällig von Neuem belebt wurde, als seine Frau Stellen niederschrieb, die er ihr aus dem großen Römer in deutscher Sprache vorlas. Rastlos wurde die Arbeit jeden Tag fortgesetzt. Er verfolgte dabei keinen andern Gesichtspunct, als den genauesten Abdruck von dem Urbild zu geben, begreiflich zu machen und darzustellen, wie die Vorstellung der beschriebenen Dinge in Tacitus entstand und vorging, ehe noch einmal die Sprache daran Theil nahm. Dieser Urstyl ist das Wesentliche und Höchste in jedem Autor, und Niemand kann diesen fassen, gar übertragen, welcher jenen nicht in Geist und Gemüth erkannt hat. Auch sollte man, wenn Wissenschaft und Kunst unmittelbarer Zweck einer Arbeit sind, keinen Schriftsteller übersetzen wollen, als bei welchem sich jener Urstyl offenbart, und mit einem eigenthümlichen Gehalt.

Im Sommer 1807 war die Verdeutschung des Tacitus fast beendet, als ihr Verfasser den geistigen Anstren-

gungen, den Kümmernissen der Zeit, dem Gewühl in seinem Innern über die großen Begebenheiten erlag, und in das gefährlichste Nervenfieber fiel, aus welchem die Kunst und liebevolle Obhut seines Schwähers ihn rettete, so wie gegen die wiederholten Rückfälle in Nervenschwäche. Als endlich diese in der Mitte des Winters genug nachließ, um ihm historische Arbeit zu gestatten, begann er mit neuem Lebensmuth seine Geschichte des westphälischen Friedens, die ohne sein Wissen als eine Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs von Schiller herausgegeben ward, mit welcher sie in Hinsicht auf Styl, Composition, Quellenstudium nicht die fernste Aehnlichkeit hat. Ob dem Historiker in ihm das diplomatische Leben gefrommt habe, muß vorzüglich nach diesem Buche beurtheilt werden. Völlig gegründet ist der Tadel, daß einige wesentliche Puncte, wie die Geschichte der schwedischen Genugthuung, unverhältnißmäßig kurz in demselben abgethan sind. Man wird es der bisweilen übermannenden Ungeduld des Nervenkranken zu gut halten, wenn man erwägt, mit welcher Ruhe und welcher Verläugnung der Vorarbeiten er das verwickeltste Gewebe diplomatischer Verhandlungen dargelegt hat. Erst gegen das Frühjahr 1809 war das Ganze vollendet. Doch fällt in denselben Zeitraum eine größtentheils beendete Geschichte des deutschen Ritters und Helden Georg von Frundsberg und eine Uebersetzung des Sallustius durchaus nach demselben Gesichtspunct, wie die Verdeutschung des Tacitus.

Diese beiden letzten Sommer und Winter hindurch, wo das Bild der Zeit und des Krieges, sein immer gehässigeres Geschäfftsleben, die täglichen Eindrücke des französischen Uebermuthes, des tiefseufzenden, ergrimmten preußischen Volkes, Krankheit und Sorge seine ländliche Ruhe heimsuchten und verbitterten, verdankt er viele Stunden der heitersten Geselligkeit und Unterhaltung dem Philologen Wolf, der sein witziges, lebendiges Gespräch mit Gelehrsamkeit, und seine dürrste philologische Untersuchung mit Lebensheiterkeit zu durchdringen weiß. Sonst sah er von den Gelehrten Berlins fast nur und am häufigsten Friedrich Buchholz, welcher den Namen eines Gelehrten weit mehr verdient, als unsre litterarische Welt glaubt, und seine oft angefeindeten historischen und politischen Meinungen durch die Unbescholtenheit männlicher

Gesinnung und des rechtschaffensten bürgerlichen Lebens adelt. Unter die Gelehrten nicht, doch unter die gebildeten Geister die sein ländliches Leben erfreuten, gehört vor allen auch Zelter, der die einfache Kraft, die seine Musik und sein Kunsturtheil beseelt, wie sein Element immer mit sich trägt. Mit Johann von Müller hatte er nach wie vor kein Zusammenleben, nur herzliche Stunden.

Leider mußte Woltmann im Frühling 1809 das ländliche Leben verlassen, welches ihm nun zu kostbar und für die diplomatischen Geschäffte zu hinderlich war. Die eignen Rosse, die ihn sonst schnell zu denselben führten, waren dem Krieg geopfert und mochten nicht ersetzt werden, da die Rückkehr des Gesandten vom Fürsten Primas ihm wiederum einen sehr beträchtlichen Theil seiner Einkünfte nahm. Er zog in die Stadt, die Räume, welche Prinz Louis Ferdinand zuletzt bewohnt, und durch manches lustige Vorspiel zu dem tragischen Kriege, in dem er zuerst fiel, bezeichnet hatte. Diese historische Erinnerung trat ihm oft zwischen die Arbeiten, die er dort sogleich begann, und vor dem Winter beendete. Für den ersten Kriegskalender von Göschen beschrieb er die einzige Art, wie Napoleon eine Universalmonarchie stiften könnte, nämlich auf die heiligste Achtung gegen Freiheit und Nationaleigenthümlichkeit der Völker, wodurch sich jede Universalmonarchie von selbst wieder auflöst. Das neue Staatsleben in Preußen reizte ihn zu dem Versuch, den Geist der neuen preußischen Staatsorganisation zu charakterisiren, und Winke zu geben, nach welchem Ziel derselbe strebe. Als der Versuch erschienen war, äußerten geistvolle Miturheber jener Organisation, wie überrascht sie von der Gründlichkeit wären, womit ein Uneingeweihter aufgespürt habe, was sie sich irgend bei den Statuten der Organisation gedacht hätten; und des Contrastes wegen kann bemerkt werden, daß Recensenten, die weder den Geist des Gesetzes noch seiner Urheber kannten, die Darstellung äußerst flach und unbefriedigend gefunden. Mehr Freund der Historie, als Müllers, empfand er bei der Bewegung über den zu frühen Tod des Geschichtschreibers der Schweiz einen unwiderstehlichen Trieb zu Abfassung des befeindeten Buches über denselben. Schnell mußten seine Worte auf die Lobeserhebungen fallen, welche sich Unverstand, Rohheit im historischen Urtheil, jugendliche Frechheit und Parteigeist über einen solchen Mann

herausnahmen, ehe der gerechte Schmerz, welchen Deutschland über den Verlust eines wie tadelnswerthen, doch seines besten Geschichtschreibers empfand, sie genehmigte. Die Wirkung, welche sein Buch wider Nachahmung und Bewundrung einer schlackenvollen historischen Manier bezweckte, wider eine unselige Ueberschätzung des Gemüths in der Geschichtschreibung gegen Verstand und Einbildungskraft, liegt erreicht vor ihm, und keine der Schmähungen und Verleumdungen, womit man ihn überhäufte, hat ihn verletzt; denn er wußte, was er geschrieben, und warum, und daß es in Deutschland ein stilles, reifes Publicum denkender Männer gibt, welches zuletzt über Autoren entscheidet, wenn gleich die in öffentlichen Blättern lärmende Jugend, Sectirerei und Beschränktheit sich für das deutsche Publicum ausgibt, und eine Zeit lang bei Unerfahrnen dafür gilt.

Nach Rückkehr der ersten Staatsbehörden aus dem äußersten Preußen zeigte sich bei der Lage der Monarchie gegen die französische Uebermacht doch nur eine schwache Spur von einem freien diplomatischen Verkehr, zumal in Hinsicht auf so kleine und beargwohnte Souveränitäten, wie die Hansestädte. Je widriger ihm dieses Gefühl ward, um so mehr sehnte er sich nach einem höheren Geschäftsleben in bedeutenderen Regionen. Er sagte dies dem preußischen Staatscanzler Freiherrn von Hardenberg, von welchem er hoffte, alles wahrhaft Praktische in der neuen Staatsorganisation sanfter verwirklicht zu sehen, als die Urheber derselben es vermochten. Dieser Staatsmann hatte als ehemaliger preußischer Minister mit dem damaligen Glanz, der alten Rüstigkeit und Würde soviel Empfänglichkeit für neue Ideen, soviel freies Hinweggehn über die bestehende Form gezeigt, daß er zur Beseelung einer neuen vorzüglich geeignet schien; und wiederum wußte er das Neue mit dem Alten so zu umgeben, daß es auch da Eingang fand, wo es sonst nur niedergeworfen hätte. Vielleicht hat nie ein Staat in solcher innern und äußern Lage, wie damals der preußische, einen Mann an seiner Spitze gesehen, welcher so den schwankenden Zustand fristen konnte, ohne Muth und Neigung zu Wiederherstellung alten Ruhms und alter Festigkeit zu verlieren. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß eben ein solcher Staatscanzler dem Historiker zusagte, und ihn

die ehrenvolle Art freute, wie derselbe ihm die Aufnahme in den preußischen Staatsdienst versprach.

Die Nachricht vom Tode seines dreiundachtzigjährigen Vaters im Sommer 1809, dessen glückliches Alter durch ein kaltes Fieber geendet ward, ehe das französische Unheil über Oldenburg ausbrach und auch den Greis in Brodlosigkeit versetzte, trug mit dazu bei, daß Woltmann seine äußere Lage sorgloser nahm; denn bei jeglichem Wunsch nach einem glücklichen Geschick war ihm die Freude des Vaters darob ein besondrer Antrieb dazu gewesen. Ueberhaupt aber ist er wenig geeignet, eine Verheißung, die ihm geschehen ist, zur Erfüllung zu treiben; wie er Grund hatte zu wünschen, so war, denkt er, auch von der andern Seite Grund zu versprechen, zu erfüllen. Noch stand er im Dienst der Hanse, als gegen Anfang des Jahres 1810 der königliche Hof nach Berlin zurückkam.

Er vermied nun das Hofleben nicht, wie ehemals, und gewann von diesem Entschluß auch für seine historischen Ansichten, für vielseitige Betrachtung des Lebens. Eine sehr erfreuliche Erscheinung war ihm daselbst der Bruder der Königin, der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz, dessen regen Sinn für Deutschland, wie es in der Vorzeit erschien, wie es werden sollte, er schon zehn Jahr vorher aus täglichen Unterhaltungen über die deutsche Geschichte genau kannte. Der Oberhofmeister, Freiherr von Schilden, nach langem Hofleben so reiner Seele, wie ehemals zu Göttingen, brachte ihm Erinnerungen von dort in diese Umgebung.

Vielleicht war sie ihm auch dadurch angenehmer, weil er in dem König schon seinen künftigen König sah, was die Verschlingung der Hansestädte durch das napoleonische Reich, das Aufhören aller seiner Einkünfte, die er als Litterator von dem Großherzog von Frankfurt genoß, besonders wünschenswerth machte, ohne daß er seinen Eintritt in den preußischen Staatsdienst darum eifriger betrieb. Er hatte schon, wie Johannes Müller, in seinem Leben die Erfahrung gemacht, daß das eigne Streben nach einem äußern Ziel fast nie ihm gelang. Auch stand ihm entgegen, daß er als Oldenburger wie ein geborner französischer Unterthan genommen wurde, der ohne Erlaubniß Napoleons in keinen fremden Staatsdienst treten durfte. Selbst als er von Neuem in dem Namen des Großherzogs von Frankfurt als Geschäfftsträger beglau-

digt ward, und es unter Mißverständnissen blieb, that die französische Gesandtschaft Einspruch. Nach Paris zu gehen in den Dienst des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, wie ihm zugemuthet ward, hatte er keine Neigung. Obenhin hielt er um eine Anstellung, besonders eine litterarische, in dem sogenannten großen Reich an, weil französische Behörden ihn dazu veranlaßten. Er wünschte nur irgend ein Jahrgehalt für die Einbuße seiner hanseatischen Besoldung, um der Geschichte in Erwartung einer andern Zukunft allein zu leben; doch dieser Wunsch ward zurückgewiesen und durch die Anfrage erwiedert: wie er angestellt seyn wolle?

In dieser gewiß nicht harmlosen Lage ward Tacitus, der große Tröster seines Geistes seit langen Jahren, auch ein Trost für sein leibliches Daseyn. Er beschloß, seine Verdeutschung im Selbstverlag herauszugeben. Allein er ward sogleich gewahr, daß selten ein Stein auf dem andern bleiben konnte, und begann eigentlich eine ganz neue Verdeutschung, anfangs, wie vormals, beinahe nur nach einem Abdruck des Urstyls ringend, weniger besorgt um die Natur der deutschen Sprache und die philologische Genauigkeit. Bei jedem Theil tritt die Sorgfalt um diese beiden mehr hervor, auch in dem fünften noch nicht genug; doch welchen Tadel das Werk in dieser Hinsicht verdienen mag, urtheile Niemand über dasselbe ab, der nur schöngeisterisch, nüchtern grammatisch, gelehrt philologisch Sprachen miteinander vergleichen, und nicht fassen kann, was es heißt, das Urbild eines großen Geistes wiedergeben zu wollen.

Reichen Trost für das leibliche Daseyn brachte Tacitus indeß nicht, und unter welchen körperlichen Schmerzen kam die neue Verdeutschung der letzten Theile zu Stande! Ihr Urheber ward von der qualvollsten Gicht auf ein Krankenlager geworfen, welches er zu Berlin selten nur und auf kurze Zeit noch verließ. Bei nie erlöschendem Lebensmuth, trotz aller äußern Drangsale, ward er auch durch den frischen Sinn seiner Frau aufrecht erhalten, welche der Dichtkunst die einwohnende Kraft abrang. Er selbst begann auf dem Krankenlager die Ausarbeitung seines noch immer wenig vorgerückten Werkes über den dreisigjährigen Krieg, und eben so eine neue Zeitschrift, welche als deutsche Blätter erschien, und geeignet war, in der deutschen Litte-

ratur zu wurzeln, wenn bessere Zeiten ihren Ursprung begünstigt hätten. Die zur Herausgabe gehörende Ruhe war leicht zu behaupten, da sie zur Beschreibung des dreisigjährigen Kriegs gewonnen war, unter den heftigsten Erschütterungen der Seele.

Denn Woltmann hatte endlich die früher gehegte Hoffnung aufgegeben, daß Deutschland sich aus eigner Kraft wider Napoleon, oder vielmehr die Usurpationen der französischen Revolution erheben und obsiegen möge; hoffte dagegen, daß dieser Kampf für unsre Freiheit nicht vonnöthen, und dieselbe aus Keimen, welche zum Theil aus Frankreich gekommen waren, stiller aufblühen werde, indem die revolutionäre Kraft Bonaparte's und der Franzosen sich nach Asien hinüberspiele, und dort erschüttere und vernichte, was ihr eigenthümlicher Beruf war. Es geschah anders, und gleichsam durch Gottesurtheile ward Deutschland zu einem Kampf aufgerufen, welcher in Stunden der Begeistrung eine schnelle Erfüllung alles dessen versprach, was man je von einer Erhebung der deutschen Nation gehofft hatte, doch der furchtsameren Betrachtung ein siegreiches Ende nur nach vielen Jahren der Zerstörung und der Greuel zeigte.

Woltmann hatte kurz vorher von dem Großherzog von Frankfurt die Anwartschaft auf einen einträglichen diplomatischen Posten, auf sichre Anstellung im Großherzogthum für jeden Fall, und fast eine Verdopplung seiner Pension erhalten. Entschieden war nach seiner Ansicht keineswegs, daß dieses etwas durchaus Unsichres sey. Allein er hätte gern auch das sicherste Gut geopfert, um mit denen zu seyn, welche sich für die deutsche Freiheit erhoben. Er wandte sich an den Freiherrn von Stein, welchen er nur einmal, wenige Tage vor dessen Aechtung durch Napoleons Tyrannei, aber so gesprochen hatte, daß er zur Deutschheit und gewaltigen Kraft desselben inniges Vertrauen faßte, und erbot sich zu jeglicher Arbeit für ein neues Deutschland. In Erwartung der Antwort blieb er zu Berlin, wo das Cabinets-Ministerium auch nach Erlöschung seiner diplomatischen Posten ihm den Genuß der diplomatischen Vorrechte zusagte. Ehe er die Arbeiten nur beginnen konnte, welche der Freiherr von Stein von ihm gewünscht hatte, machten die Wendung des Kriegs nach der Schlacht bei Lützen und Selbsterhaltung ihm zur Pflicht, vor den fran-

zösischen Heeren zu fliehen. Er raffte sich vom Krankenlager auf und begab sich unter gichtischen Qualen nach Breslau.

Hier arbeitete er seine Ideen über eine künftige politische Verfassung der Deutschen, in welchen der Gedanke, den er als ein historisches Resultat wohl nie aufgeben wird, obwaltete, daß in den Angelegenheiten Deutschlands zwei Principe sind, das vorherrschende, oder Oesterreich, das erregende, oder Preußen, und daß dieses mächtig genug seyn müsse, um jenes innerhalb der Schranken der deutschen Nationalfreiheit zu halten, nicht mächtig genug, um das constitutionelle Vorwalten desselben beeinträchtigen zu können. Ob die erste Ausarbeitung hierüber an den Freiherrn von Stein gelangt sey, weiß er nicht; beendet und abgegeben in solcher Absicht ward sie, als die anrückenden Franzosen Breslau bedrohten.

Woltmann floh nach Böhmen, und begann in den ersten Wochen zu Prag einen Abriß der Geschichte jenes Reichs, so wie er sich überhaupt zur Regel gemacht hat, in keinem Lande zu verweilen, über dessen Geschichte er sich nicht sofort durch eigne Forschung genau unterrichte. Seine Krankheit hatte nicht nachgelassen, Sorgen für den täglichen Unterhalt nagten an seiner Ruhe, und kaum hatte er angefangen, die Grundzüge der böhmischen Geschichte zu entwerfen, so sollte er bei Wiederausbruch des Kriegs die österreichischen Staaten verlassen. Frist verschaffte ihm seine Krankheit, hielt ihn aber auch gefesselt, als man nach dem Unglück der Verbündeten vor Dresden selbst für Prag fürchtete. Der Tag bei Culm ward der Vorbote der deutschen Freiheit.

Seiner Gesundheit wegen mußt' er in Böhmen zurückbleiben, durch das Studium von dessen Geschichte, und durch eine Umarbeitung seiner Verdeutschung des Sallustius beschäfftigt. Auch bei dieser waltete der Gesichtspunct vor, ohne welchen keine ächte Uebersetzung der alten Autoren seyn kann; doch sind philologische Genauigkeit und Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache weit mehr berücksichtigt, als auch bei den letzten Theilen des Tacitus.

Das schöne, wohlfeile Böhmen mit seinen Heilquellen, die väterliche Milde der österreichischen Regierung, welche sich sichtbarlich über die Völker ausbreitet, die großartigen Verhältnisse, die er im Bau der

österreichischen Monarchie wahrnahm, der große, alterthümliche Charakter Prags im Gemisch von Denkmalen slavischer und deutscher Sinnesart, und wie viele andre Dinge ließen ihn vergessen, daß er in Böhmen nur weile, um eine Bestimmung in andern Staaten abzuwarten. Nie war ihm der Gedanke eingekommen, daß er eine Bestimmung des Lebens für die österreichische Monarchie finden könne, auch da nicht, als er seine Geschichte Böhmens in zwei Bänden herausgab, ein Werk, das in Hinsicht auf den Wechsel im historischen Colorit, der bei gleichem Grundtone desselben so mannigfaltig seyn muß, wie der Stoff selbst, seine bisherigen historischen Arbeiten übertrifft, durch Ausführlichkeit und längeres Quellenstudium sehr gewinnen kann.

Während dieser Arbeit seines ersten Jahres in Böhmen verwandte er, wie im folgenden, viel Zeit auf Kritiken für die jenaische allg. Litteraturzeitung. Ehemals hatte er so im ästhetischen als historischen Fach fleißig für dieselbe gearbeitet, zu jung und zu wenig reif zum Kritiker. Nach langem Genuß der Litteratur ohne kritische Beschäfftigung begann er, durch die Zeitgeschichte gereizt und mit der Ueberzeugung, daß Begebenheiten und Angelegenheiten der deutschen Nation würdiger bei einem wissenschaftlichen Institut, als in unsern politischen Zeitungen erwogen würden, mit neuer Lust das kritische Geschäfft.

Noch immer dachte er in den preußischen Staatsdienst einzutreten, und der Fürst Hardenberg begünstigte diese Absicht noch, als sich fügte, daß seine Lage im Oesterreichischen nach Ansichten festgesetzt wurde, deren selten eine große Regierung Autoren gewürdigt hat. Durch sie lebt er der Hoffnung, da er jetzt in ein Alter getreten ist, an dessen Schwelle Tacitus seine historischen Arbeiten begann, einem umfassenden Werke, zu welchem die bisherigen nur Vorstudien gewesen sind, sein Leben zu weihen, ohne deshalb Arbeiten der Art, wie seine Geschichte Böhmens, zu unterlassen; denn wie große und die Quellen erschöpfende historische Compositionen unsrer Litteratur vonnöthen sind, so bedarf die Geschichte der meisten Länder noch solcher Darstellungen, wodurch dieselben gleichsam Persönlichkeit erhalten.

Johann Christoph Gatterer

von

Carl August Malchus

in Heidelberg.

Mit einer Einleitung des Herausgebers.

Einleitung.

Gatterers Verdienste um Geschichtforschung und Geschichtkunde sind so anerkannt und entschieden, daß sein Leben und Wirken auch hier, in der Reihe ausgezeichneter Zeitgenossen, nicht übergangen werden darf. Er gehört zu unsern verdienstvollsten Historikern, und hat auf eigenthümliche und recht nach deutscher Weise in dem weiten Gebiet der Geschichte gearbeitet. Jene, bis auf die neueste Zeit bemerkbaren Eigenthümlichkeiten vaterländischer Bemühungen in diesem Gebiet, nämlich gelehrte Gründlichkeit, unbefangner, treuer und scharfsinniger Fleiß in der Erforschung des Einzelnen; kräftiges Streben, das Einzelne unter sich natürlich zu verbinden; treffendes, auf eine klare und ruhige Ansicht der Dinge und strenge Wahrhaftigkeit gegründetes Urtheil; ein immer erneuter Kampf gegen hergebrachte Vorurtheile, veraltete Irrthümer und Mißverstandnisse, die sich auch in der Geschichte fortpflanzen, und gegen Schwierigkeiten, die zum Theil für unüberwindlich gehalten wurden; Aufhellung vieler dunkeln Stellen in dem großen Bilde vergangner Zeiten; sie leuchten auch an Gatterers Werken eben so glänzend hervor, wie die unleugbaren Mängel unsrer geschichtlichen Darstellungen sich gleichmäßig an ihnen kund geben. Auch er ist vorzüglicher in der Geschichtforschung als in der Geschichtschreibung; auch ihm ist mehr gelungen, eindringende und aufklärende Untersuchungen zu füh-

ren, und in ihnen schätzbare Beiträge zur Geschichte zu liefern, als diese selbst geistreich, anschaulich und anziehend, als ein treues Gemälde des Lebens, zu entwickeln; auch er hat mehr die Masse neuenthüllter und wohlbegründeter Thatsachen bereichert, als diese selbst zu einem Ganzen befriedigend verarbeitet.

Von seinen vielen Geschichtswerken ist eigentlich keins vollendet zu nennen, keins in sich selbst geschlossen oder ausgeführt in verhältnißmäßiger Uebereinstimmung seiner Theile. Man durfte von dem unermüdeten Forscher um so mehr ein recht gediegenes Ganzes erwarten, als er mit einer mühseligen Sorgfalt darauf hinarbeitete, und nie befriedigt durch seine früheren Werke, diese unverdrossen zwei und dreimal wieder begann, immer das Bessere erzielend. Eben weil er immer dahin zurückkehrte, wo er schon heimisch war, vertiefte er sich recht eigentlich in seine Untersuchungen so, daß ihm weiter und weiter stets das Feld und die Darstellung des Erkannten ward, und weil es über Menschenkraft war, alle Theile auf gleiche Weise, mit gleicher Tiefe zu ergründen und zu erörtern, er aber doch ein Ganzes zu geben beabsichtigte, stand das Ende immer dem Anfang nach, blieben die einzelnen Theile in einem nur zu sichtbaren Mißverhältniß.

So gelehrter Fleiß, und solche historische Gewissenhaftigkeit, der Lücken und seichte Stellen so unerträglich sind, wie der offenbare Irrthum, verdient unleugbar eine höhere Achtung, als die zeitige Oberflächlichkeit, die den Mangel gründlicher, aus den Quellen geschöpfter Thatsachenkunde durch Wortkram und Darstellungstand zu ersetzen strebt, und sich leichthin vermißt, eine Weltgeschichte zu schreiben, ohne auch nur Eines Volkes Geschichte aus ihren Urkunden erforscht und in sich zu reiner Anschauung gebracht zu haben. Gatterers ehrlicher Ernst, ja die Unruhe, mit der er immer wieder umkehrt, sich zu überzeugen, ob er auch recht gesehen; die Selbstverleugnung mit der er die Frucht einer schwierigen Forschung wieder vernichten, einen Fund, den er für glücklich hielt, doch wieder verwerfen kann, ist ein preiswürdiges Vorbild für alle Geschichtforscher. Doch dürfen wir von dem Geschichtschreiber noch etwas mehr fordern, ohne eben alle Grundsätze, die man in den neuesten Zeiten für die histo-

rische Kunst aufgestellt hat, bei ihm geltend machen zu wollen. Selbst die historische Forschung kann unmöglich das Auffinden und Ausmitteln einzelner Thatsachen, so wesentlich wichtig dieses ist, für ihr einziges oder höchstes Geschäfft halten. Alle ächten und wahrhaft ergiebigen Quellen bieten selbst schon mehr, als Einzelnheiten, auch einen Geist, ein Leben dar, in dem auch jene erst verständlich und recht erkennbar werden. Auch der Historiker kömmt von dem Einzelnen, wie reichlich er es auch auffasse und zusammenfasse, nicht zu einem Ganzen, wenn er, blos in der Erscheinung weilend, gegen die Wahrnehmung des Geistes sich gleichsam verblindet, und so den leitenden Faden verliert, an dem er durch die zerstreuende und verführerische Mannigfaltigkeit zu einer klarern Anschauung des Einzelnen im Ganzen aufstreben soll. Gatterer verlor öfter, oder fand nicht diesen leitenden Faden, und zersplitterte so seine redliche Kraft, seinen ämsigen Fleiß, indem er sich, ohne die Alles überleuchtende Fackel, in mannigfachen, auf diese Weise häufig undankbaren Untersuchungen umtrieb.

Es fehlte ihm, — (wenn dieß ohne Furcht vor Mißverstand gesagt werden darf), die Philosophie, nicht die irgend einer Schule, die aus ihrem System heraus die Geschichte macht und deutet, sondern der philosophische Geist, der zugleich nach Durchdringung und Umfassung strebt, die philosophische Bildung, die aller Forschung erst Sicherheit, Gewandheit, Klarheit und Leben gibt, die Anschauung des Lebens möglich macht. Dann wird überall nur ein todter Stoff gefunden, der, weil er höchstens nur zu einem Scheinleben gebracht werden kann, wie man ihn auch verkette, nur eine Masse von Bruchstücken bleibt, deren jedes, mit zweifelhaftem Recht, in diese oder jene Gestalt und Verbindung gebracht werden kann.

Daraus geht denn auch die Ungewandheit und Unanschaulichkeit der Darstellung hervor. Es kann nur das, was klar angeschaut ist, klar und lebendig abgebildet werden. Einzelne Gestalten, neben einander gestellt, geben noch kein ganzes Bild; die nicht zu versteckende Mühe ihrer Zusammenordnung verräth nur noch mehr, daß es kein Zusammenleben ist; der Fleiß und die Kunst, mit der das Eine oder Andre ausgeführt ist, entschädigt nicht für den

Mangel an Uebereinstimmung und Einheit. Auch die Sprache bequemt sich nur dann leicht und natürlich, wenn der Geist den darzustellenden Gegenstand klar und umfassend ergriffen hat; sie widerstrebt überall, wo sie das, was in sich nicht vereinigt ist, erst vereinigen und den Zusammenhang hervorbringen soll, der nicht an sich schon in den einzelnen Theilen ist. Die Geschichte, die recht ein zusammenwirkendes, fortstrebendes Leben abbilden soll, erscheint dann nur als lose verknüpftes Stückwerk, das in jeder Bewegung zu erstarren scheint; die Darstellung wird schleppend und ermüdend, und die Thatsachen selbst, die wir, als die reine Ausbeute der vorangegangenen Forschung, naturgemäß verbunden, zunächst in dem großen Bilde zu erblicken wünschen, werden durch die mit eingewebte Masse eines großen Theils der angestellten Untersuchungen selbst, von denen sie sich nicht bestimmt genug scheiden, noch mehr auseinander gehalten. Wir finden in Gatterers historischen Werken häufig ein Auseinandergehen, das ein lichtvolles Auffassen hindert, und sein treuer Fleiß hat daher, obwohl manche dankenswerthe Ausbeute, doch nicht so reiche Früchte getragen, als man wünschen durfte.

Eine rühmende Anerkennung gebührt seinen Verdiensten um die sogenannten historischen Hülfswissenschaften, die er selbst sorgfältig bearbeitete, für die er erst rechte Empfänglichkeit und Aufmerksamkeit erweckte. Zwar trennte er sie wohl zu sehr, oder ließ wenigstens ihre Beziehungen unter einander nicht tief genug wahrnehmen; doch ist jede seiner besondern Bearbeitungen derselben von Werth, und hat Andern, die ihm nachfolgten, Bahn gebrochen, den Weg geebnet. Dieses Verdienst wird ihm ungekränkt bleiben.

Was er als academischer Lehrer gewirkt, ist nicht zu berechnen. Gewiß hat er sich den gerechtesten Anspruch auf die Dankbarkeit Vieler erworben, die des treuen und eifrigen Mannes Schüler waren. Auch Andre haben erkannt, was Johannes Müller, zwar noch als Jüngling, doch damals schon als gültiger Zeuge von ihm rühmt: „G. liest sehr gut.“ Auch auf Müllers Bildung wirkt' er gewiß wohlthätig ein, und die durch ihn gegründete historische Gesellschaft, deren Mitglied jener auch

ward, hat nicht nur den Einen, sondern Viele in strenge historische Forschungen geleitet und zu gründlichen Untersuchungen veranlaßt.

Können wir ihn denn auch nicht, wie Müller, in seinem Lob, zumal als Jüngling, leicht zu freigebig gethan „den großen Gatterer, den classischen Schriftsteller in der Geschichte" nennen, so steht sein Name doch mit hoher, wohlverdienter Achtung in der Reihe der wirksamsten Beförderer der Geschichtkunde und Geschichtliebe im Vaterland aufgeführt, und man wird eine Erinnerung an sein Leben hier nicht ungern wiederfinden.

Die Lebensbeschreibung, die wir aufnehmen, hat zwar mehr sein äußeres als sein inneres Leben, und nicht durchaus befriedigend, mitgetheilt; sie empfahl sich aber durch die Benutzung handschriftlicher, beglaubigter, zum Theil von G. selbst verfaßter Nachrichten und durch die Beweise einer vertrautern Bekanntschaft des Verfassers mit dem Mann, mit dem unsre Leser sich nun noch mehr befreunden mögen.

K.

Johann Christoph Gatterer.

Johann Christoph Gatterer ist den 13ten Julius 1727 in der damals nürnbergischen Festung Lichtenau geboren, seit seinem 9ten Jahr aber in Nürnberg erzogen worden. Nachdem er daselbst die lateinischen Schulen, bei St. Sebald sechs, die bei Laurenzen zwei Jahr besucht, außerdem aber auch den besondern Unterricht verschiedener dasiger Gelehrten genossen, hat er, nach seiner Ostern 1744 erfolgten Entlassung aus den untern Schulen, in seinem 17ten Jahr das Auditorium publicum benutzt, außerdem aber sich theils mit Unterrichtgeben, theils mit Ausarbeitungen aus der Geschichte und aus den Alterthümern beschäfftigt. So vortheilhaft er sich auch durch diese ausgezeichnet hatte, so war es dennoch bis zu dem Augenblick, wo er die Academie hatte beziehen sollen, unentschieden geblieben, ob er überhaupt sich ferner den Studien würde widmen können, da sein Vater theils wegen Mangel der hierzu erforderlichen Mittel, theils aus Abneigung gegen das Studiren, ihn für ein Handwerk bestimmt, und nur ungern, und durch die nachmals nicht erfüllte Zusage zulänglicher Stipendien bewogen, in seinen Abgang auf die Universität Altdorf (Ostern 1747) eingewilligt hatte, auf welcher er durch ein Zusammentreffen von glücklichen Umständen, sechs Jahr auf seine Bildung hat verwenden können.

In spätern Jahren hat er sehr oft das Jahr von Ostern 1740 bis dahin 1741, das er (in seinem 14ten Jahr) in der vierten Classe zugebracht, als dasjenige bezeichnet, in welchem er, wie er sich ausdrückt, „den Grund zu seiner zeitlichen und ewigen Glückseligkeit gelegt hat", dagegen eben so sehr die Zeit bedauert, die er bis dahin in den drei untern Classen verloren hatte, so wie überhaupt, wenn man die Schwierigkeiten die er in seiner Lage zu bekämpfen gehabt hat, betrachtet, es wirklich Bewunderung erregt, wie er so jung schon einen so hohen Grad von Bildung hatte erlangen können, was freilich von seinem seltnen Genie und von seiner Thätigkeit zeugt, Gatterer aber in seinem frommen Sinn „einzig als Fügung der Vorsehung" geschildert hat.*)

In den beiden ersten Jahren seines academischen Lebens hatte er sich beinahe ausschließlich mit den philosophischen und mathematischen Wissenschaften, und mit den orientalischen Sprachen beschäfftigt, die er, nach seinem gewiß competenten Zeugniß, bei geschickten Lehrern zu erlernen Gelegenheit gehabt hat. Da es indessen das Ansehen hatte, als wenn er dereinst zum Kirchendienst bestimmt werden würde, so hat er seit seinem zweiten academischen Jahre auch theologische Collegia besucht, die er jedoch, nachdem er beinahe ganz absolvirt, und selbst mehreremal in Nürnberg und an andern Orten gepredigt hatte, „auf Anrathen seines vornehmsten Lehrers, des Dr. Die-„telmeyer, wieder verlassen hatte, um sich ausschließlich

---

*) Sein Vater war Unteroffizier im nürnbergischen Dragoner-Regiment; wie Gatterer ihn schildert, ein frommer, braver, schlichter Mann, der aber weder lesen noch schreiben konnte. Er hatte seinen Sohn einzig in der Absicht in die Schule geschickt, um die Zeit auszufüllen, bis daß er die zu einem Handwerk erforderlichen Kräfte haben würde. Er wollte z. B. nicht haben, daß sein Sohn zu Hause lesen sollte, was diesen genöthigt hat, dieses oft heimlich auf dem Boden zu thun, wo er sich durch Aufhebung einiger Dachziegel das erforderliche Licht verschafft, dann auch das Geschäfft des Einheizens der Classen zu übernehmen, wodurch er Gelegenheit gehabt hat, jeden Morgen einige Stunden vor Tag, Licht und Wärme zum Studiren zu erhalten. Diese und andere Data sind aus einer biographischen Notiz von seiner Hand entnommen, und die, so wörtlich übernommen sind, mit zwei „ „ bezeichnet.

„dem Studium der zur Historie erforderlichen Wissenschaf-„ten widmen zu können", wobei ihm, wie er dankbar anerkannt hat, der Umgang mit Heumann und Hofer und die Benutzung der vortrefflichen Bibliothek des erstern von so größerem Nutzen gewesen sind, „als er niemals „ein Collegium über irgend einen Theil der Historie und „der damit verwandten Wissenschaften gehört hat."

Heumann, bei dessen Stiefkindern er 1749 Hofmeister geworden war, „und der ihn genauer, als viele andere gekannt hat", hatte ihn für die historische Professur bestimmt, zu welcher er auch, „nachdem er im Jahr „1751 Magister geworden war, und historische Collegia, „die damals in Altdorf fast ganz aus der Mode gekommen „waren, gelesen hatte", nach Semlers Abgang nach Halle in Vorschlag gebracht worden war, welcher Aussicht er indessen, „theils wegen seiner häuslichen Umstände, „theils weil er geglaubt hat, dem Vaterlande bei der da-„maligen Verbesserung des Gymnasiii nützlich seyn zu „können, eine Vocation als Lehrer der vierten Classe an „diesem vorgezogen", und im October 1752 wirklich angetreten hat.

Im Jahr 1755 war er zum Lehrer an der dritten Classe, 1756 aber zum Conrector, und außerdem, „was „vor ihm noch nie geschehen, zur vorzüglichen Ehre eines „Professors der Reichshistorie und Diplomatik am Audi-„torio publico befördert worden", in welcher doppelten Eigenschaft er gelehrt, außerdem aber seine Holzschuersche Geschichte (1755) herausgegeben hat, welche die Veranlassung geworden war, daß er nach Koelers Tod, im Julius 1759, als Professor philosophiae ordinarius et historiarum nach Göttingen berufen worden ist, welches neue Amt er Michaelis des nämlichen Jahres angetreten hat.

So ausgebreitet auch damals schon seine Kenntnisse gewesen sind, so hat er doch sehr oft selbst anerkannt, daß er, ohne seine Versetzung nach Göttingen, wo er bei'm Ueberflusse aller Hülfsmittel sich in dem Kreise ausgezeichneter Männer in allen Fächern der Wissenschaften befunden, niemals was er geleistet hat, würde haben leisten können, welche Anerkennung der vorzügliche Grund seiner

Anhänglichkeit und seiner Theilnahme an dem Flor dieser Academie gewesen ist. Bei seinem Abgang von Nürnberg war er zum Ehren-Mitglied der Altdorfischen Academie, 1762 zum ordentlichen Mitglied der deutschen Gesellschaft in Göttingen, 1770 zum Hofrath, und im Jahr 1776 endlich auch zum Mitglied der Societät der Wissenschaften, wozu er bereits 1762 von dieser selbst vorgeschlagen worden war, ernannt worden, deren Commentarien in neunzehn Abhandlungen voll der gediegensten Gelehrsamkeit die Beweise seines eben so seltnen Forschungsgeistes, als seiner unermüdeten Thätigkeit enthalten, welcher im Jahr 1778 sein Körper auch einmal auf den Grad unterlegen, daß jede Hoffnung für seine Erhaltung aufgegeben war, von welcher Krankheit er jedoch nach neunmonatlichem Leiden genesen war, und noch zwanzig Jahr (bis 1798) eine ziemlich feste Gesundheit genossen hat, die aber seit diesem Zeitpunct, bis zu seinem am 4ten April 1799 erfolgten Tod, leidend gewesen ist.

In den ersten Jahren nach dem Antritt seines Lehramtes in Göttingen hat er beinahe über alle Theile des historischen Studiums Vorlesungen gehalten, in spätern Jahren jedoch sich mehr auf die Universalhistorie und auf die historischen Hülfswissenschaften beschränkt, unter welchen die Diplomatik, so wie die Geographie ihn vorzüglich beschäfftigt haben. Seine Vorträge waren ohne Prätension und ohne Ueberladung mit fremdartigen Dingen; in der Geschichte eine einfache Erzählung der Begebenheiten, mit tiefdurchdachter Entwicklung der Ursachen durch die sie veranlaßt, und der Wirkungen die sie in nähern und entferntern Epochen und Perioden hervorgebracht haben; in den Hülfswissenschaften aber stets erläuternd und immer darauf bedacht, die erklärte Sache recht anschaulich zu machen, und hierdurch dem Gedächtniß seiner Zuhörer einzuprägen. Vorzüglich hat er diese Methode in der Diplomatik befolgt, in welcher er seine Zuhörer vom ersten Anschaun der Alphabete und Zeichen an bis zum Lesen von Urkunden aus allen Jahrhunderten sowohl in Kupferstichen als im Original stets erläuternd geführt, und durch Ausarbeitungen in der Praxis selbst geübt hat.*) Eben diese Einfachheit im Vortrag möchte

*) Er hatte zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen von der Diplomatik, Heraldik und Numismatik besondere Sammlungen

wohl auch als die vorzüglichste Ursache betrachtet werden müssen, daß in spätern Jahren der Werth seines mündlichen Unterrichts weniger als er es verdient, gewürdigt, und daß daher seine Vorlesungen weniger besucht worden sind.

Die Kenntniß der Veranlassung, die in ausgezeichneten Männern den ersten Funken ihres schlafenden Genies zuerst geweckt hat, ist in mehrfacher Beziehung, vorzüglich auch um deswillen wichtig, weil sie sehr oft Aufschlüsse über die Richtung gibt, die ihre spätere Thätigkeit genommen hat. Als solche hat Gatterer selbst den Umstand bezeichnet, „daß seine Mutter sich täglich etliche „Stunden mit lautem Vorlesen geistlicher und histori„scher Bücher, vorzüglich aber mit dem Lesen von Kalen„dern beschäfftigt hat, wodurch sie und auch der zwölf„jährige Knabe, welcher diesem Vorlesen zuhören „mußte, eine ziemlich fertige Kenntniß von der Genea„logie aller fürstlichen Häuser, so weit sie in den Kalen„dern enthalten gewesen, und auch von andern historischen „Thatsachen erhalten hat", die seine Wißbegierde erregt, ihn zu weiterm Forschen veranlaßt, und so von Stufe zu Stufe weiter geführt hat. Wie groß seine Fortschritte gewesen sind ergibt sich wohl aus dem Umstande, „daß er „seit seinem dreizehnten Jahr verschiedenen seiner Mit„schüler nicht allein in der lateinischen und griechischen „Sprache, (seit seinem 16ten Jahr auch im Hebräischen), „sondern selbst auch schon in der Geschichte und Geogra„phie Unterricht ertheilt hat, und im Stande gewesen ist, „die Alten in der Ursprache zu lesen", was er jederzeit als vorzüglich wichtig betrachtet, daher auch soviel möglich die Quellen in der Originalsprache studirt, und selbst noch in spätern Jahren um einiger Allegate willen fremde Sprachen wenigstens so weit erlernt hat, als zum Verstehen solcher Stellen nothwendig gewesen ist.

---

angelegt, für welche er, um Alles methodisch ordnen zu können, die kostbarsten diplomatischen und andere Werke zerschnitten hatte. Diese Sammlungen sind an seinen Sohn in Heidelberg gekommen, der sie durch eine große Anzahl von Originalen und überhaupt so erweitert hat, daß daraus mehrere vollständige diplomatische Cabinette gemacht werden können.

Als andere Umstände die auf seine Bildung vortheilhaft gewirkt haben, bezeichnet er selbst seine anfängliche Bestimmung für die Theologie, die ihn zum Studium der Bibel, der Kirchengeschichte und der Philologie, so wie die ihm anvertraute Führung der für die juridische Laufbahn bestimmten Heumannischen Stiefkinder zum Studium der Rechts-Wissenschaften veranlaßt hatte, vorzüglich aber die Benutzung der Heumannischen Bibliothek und den genauen Umgang mit diesem Gelehrten, dessen Beispiel ihn für das historische Studium noch mehr angefeuert, so wie sein Rath in jenem der Diplomatik geführt hat.

Um Gatterers große Verdienste um die Geschichte, in welcher er sowohl in Hinsicht auf die historische Kunst, als auf die Erweiterung des historischen Wissens selbst als Epochenmann betrachtet werden muß, gehörig würdigen zu können, muß der Zustand, in welchem in der Zeit, in welcher sein großes Wirken begonnen, beides sich befunden hat (1750), betrachtet werden, in welcher, nachdem das System der vier Monarchieen kaum verlassen war, das Wesen und der Werth eines historischen Werkes in sein Volumen und in die Aufhäufung einer Masse ohne Sichtung und Ordnung zusammengerafter Materialien gesetzt worden war, so daß nach seinem Urtheile (allgem. histor. Bibliothek I. S. 64) „das Vorurtheil „der Weitläufigkeit, damals als die Verderberin „der neuern Historiker hat betrachtet werden müssen." Nach der Ansicht, die er sich von der Geschichte selbst und von dem Zwecke des historischen Studiums gebildet hatte, soll erstere durch eine getreue, aber auch lebendige Darstellung der politischen, bürgerlichen und Religions-Verhältnisse, so wie durch eine anschauliche Schilderung der sittlichen und intellectuellen Bildung der Völker in der Vorzeit, die Lehrerin der lebenden und künftigen Geschlechter seyn, was sie nach seiner Ueberzeugung aber nur in so fern leisten kann, als sie zugleich, theils die Ursachen und Wirkungen dieser Verhältnisse bei jeder Nation insbesondere, theils aber auch das wechselseitige Einwirken einer Nation auf die übrigen, sowohl in jeder gegebenen Periode, als überhaupt, gleichsam wie in einem Gemälde darstellt, dessen Erfindung, oder eigentlicher die Kunst der Composition desselben, daher auch der vorzüg-

lichste Gegenstand seines Strebens gewesen ist. Das Verhältniß der Universal-Historie zur Special-Geschichte insbesondere, hatte er sich wie jenes der Karte vom Globus in der Geographie gedacht, und nach diesen Ansichten, und aus dem sorgfältigsten Studium der Vorzüge und Fehler der Alten (unter denen Moses und Herodot seine Lieblings-Schriftsteller gewesen sind) und der Fehler der neuern Historiker sich einen Plan abstrahirt, in welchem er das Episodensystem der erstern mit der noch wenig präcisirten Epochenmanier der letztern in der Art verbunden hat, daß er für die Ordnung und Trennung der Begebenheiten fünf Hauptepochen, für die Stellung der Nationen in jeder Periode aber ein doppeltes System, nämlich bis zum 16ten Jahrhundert das Unterwürfigkeits-System, und seit diesem Zeitpuncte jenes der Bündnisse angenommen, überhaupt aber die Seele der historischen Kunst in die Zusammenstellung des Gleichzeitigen gesetzt hat.

Die Theorie dieses Systems hat er in seiner Abhandlung vom historischen Plane, zu welcher die vom Plan des Herodots und des Trogus*) als Belege gehören, jene der historischen Kunst überhaupt aber in einer Reihe von Abhandlungen entwickelt**), zu welchen seine Werke über die allgemeine Weltgeschichte als Muster für die Anwendung betrachtet werden können. Leider ist von diesen keins vollendet, da selbst das neueste, das nur bis auf die Entdeckung von Amerika reicht, mehr nur als ein erster Aufriß betrachtet werden kann, wovon jedoch die Ursache einzig in seinem Streben nach möglichster Vollkommenheit, so wie in seinen eignen Fortschritten gesucht werden muß, die ihn theils auf neue Ansichten, theils aber auch auf Lücken in der Geschichte einzelner Völker oder einzelner Perioden geführt haben, deren Ausfüllung ihm nothwendig geschienen, ehe, nach seiner Ueberzeugung, die Ausarbeitung einer vollständigen Universal-Historie hätte möglich seyn können. Hierdurch

---

*) In der allg. histor. Bibliotheh. I. S. 15. II. S. 46. III. S. 18.

**) In dem beigefügten Verzeichniß seiner Schriften Nro. 22 bis 38.

sind nun freilich seine Schriften unvollendet geblieben, dagegen aber seine drei Abhandlungen de Herodotis et Thucydidis Thracia, seine vier Commentationen de populorum letticorum origine sarmatica und eine Anzahl anderer Arbeiten entstanden, die eben so sehr seinen Forschungsgeist beurkunden, als sie das Gebiet des historischen Wissens erweitert haben.

Eine Seite in Gatterers Streben nach größerer Vollkommenheit verdient um so mehr herausgehoben zu werden, als sie der Nation, welche seinen Namen ehrt, näher liegt, nämlich sein Wirken für die Vervollkommnung der deutschen Geschichte, deren Zustand bis in jene Zeit (1760) er in seinen zufälligen Gedanken über die deutsche Geschichte *) geschildert hat. Nach seiner Ueberzeugung „sollte jede Nation ihre eigne vaterländische „Geschichte selbst schreiben, und es hat ihn bis in das In„nerste seiner Seele geschmerzt, seine Nation in der Classe „derjenigen zu finden, die (damals 1766) keine eigenthüm„liche vaterländische Geschichte, weder in ihrer eigenen, „noch in einer fremden Sprache, besessen hat" **), wozu nach seiner Ansicht damals selbst die Materialien noch nicht vollständig gereift gewesen sind.

Dieses Gefühl und der Wunsch, durch Sichtung der vorhandenen Materialien und andere Vorarbeiten, wo nicht die Herausgabe einer Geschichte selbst zu bewirken, dennoch vorzubereiten, war nicht allein der Gegenstand einer ausgebreiteten Correspondenz an alle Orte, wo er Codices und andere Quellen vermuthet, sondern auch die Veranlassung zur Errichtung des historischen Instituts (feierlich eröffnet den 22sten Decbr. 1766) geworden, von welchem er Plan und Zweck in der nähern Nachricht von der neuen Ausgabe der gleichzeitigen Schriftsteller über die deutsche Geschichte ***) angegeben hat, welcher letztere aber durch zufällige Umstände nicht vollständig erreicht, vielmehr das gewiß nützliche Unternehmen für ihn die Quelle von viel-

*) Allg. histor. Biblioth. II. Bd. S. 23.

**) Ebendas. I. S. 66.

***) Ebendas. VIII. S. 3 ff.

fältigen persönlichen Unannehmlichkeiten geworden war.*) Die Arbeiten der Mitglieder des Instituts sind in den sechszehn Bänden der allgemeinen historischen Bibliothek, von Mitgliedern des königl. Instituts der historischen Wissenschaften zu Göttingen. Halle bei Gebauer 1767—1771, und in dem historischen Journal, von Mitgliedern rc. Göttingen 1772—1781, beide von Gatterer herausgegeben, enthalten, von welchen das letztere sich lediglich auf Recensionen beschränkt, das erstere aber die historische Kunst selbst zum Gegenstand gehabt hat.

Die historischen Hülfs-Wissenschaften bilden ein anderes Feld in dem historischen Gebiete, auf dessen Cultur Gatterers Thätigkeit sich ebenmäßig erstreckt, und in welchem er sich vorzüglich um die Diplomatik verdient gemacht hat, in welcher er einzelne Materien noch gründlicher, als von den französischen Benedictinern geschehen war, bearbeitet, überhaupt aber das Ganze zuerst in ein gehörig geordnetes System gebracht hat, welches alle frühern Arbeiten in diesem Fache übertrifft, selbst aber von keinem seiner Nachfolger übertroffen worden ist. Leider sind auch seine Elementa artis diplomaticae 1765, unvollendet geblieben, welchem Mangel er aber durch seinen Abriß der Diplomatik und durch seine praktische Diplomatik abgeholfen hat, in welcher letztern das Verzeichniß von Urkunden-Sammlungen (mehr als 650 Werke,) als erster Versuch ebenfalls sehr schätzbar ist.

Eben so hat er in seinem Abriß der Heraldik zuerst den Versuch gemacht, diese Wissenschaft auf methodisch geordnete, zuverlässige Grundsätze zu bringen, von wel-

---

*) Eine Haupturſache von dieſen, und daß die ganze Sache nicht wie er sie projektirt hatte zu Stande gekommen ist, hat in der Jalousie der Societät der Wissenschaften gelegen, welche in dem Institute eine Nebenbuhlerin gesehen hat, deren Aufkommen sie um so glücklicher entgegengearbeitet hat, als durch den Plan selbst, nach welchem mit einer großen Anzahl von Gelehrten eine nicht minder große Anzahl von Academikern vereinigt war, eigenthümliche Schwierigkeiten entstanden waren. In Gatterers litterärischem Nachlaß befindet sich eine Anzahl Abhandlungen, die in den Zusammenkünften gelesen worden sind.

welchen er die Anwendung sowohl in seiner praktischen Heraldik, als durch mehrere andere Beispiele gelehrt hat, so daß er als Schöpfer dieser Wissenschaft betrachtet werden kann, was in Ansehung der Genealogie zwar nicht in der Maaße der Fall ist, obgleich sein Abriß der Genealogie als das beste Werk der Art, seine Holzschuersche Geschichte aber als einer der gelungensten Versuche der Benutzung von Urkunden in genealogischen Arbeiten betrachtet werden müssen. Unter seinen geographischen Arbeiten, die zum Theil so wesentlichen Aufklärungen der alten Geographie gewidmet gewesen sind, ist vorzüglich sein kurzer Begriff der Geographie, sowohl durch System und Methode, als durch die Bezeichnung der Verwandtschaften der Völker in Hinsicht auf Abstammung, Sprache und Religionen, und durch die Classification schätzbar, die er zuerst von den Meeren und Gebirgen, den Climaten und Fluß-Verbindungen gemacht, und die er durch besondere Karten anschaulich dargestellt hat. Eben diese Untersuchungen, die er zum Behuf der physischen Geographie angestellt, vorzüglich aber diejenigen, die er über den wechselseitigen Einfluß des Himmels und der Luft auf die Veränderungen des Zustandes der Dunstkugel über der Erde, und über den rückwirkenden Einfluß von dieser, so wie der Meere und Flüsse auf jene gemacht, hatten ihn nach und nach auf weitere Untersuchungen sowohl hierüber, als überhaupt auch über die ersten Elemente der Witterung, und über die Ursachen die ihre jedesmaligen Veränderungen bewirken, und endlich so weit geführt, daß er sich im Stande geglaubt hat, jede Veränderung der Witterung mit Zuverlässigkeit berechnen und vorhersagen zu können.

Seine Biographie muß sich auf die bloße Anzeige dieser in so mancher Hinsicht unendlich wichtigen Entdeckung beschränken, über welche, so wie über den Anfang, den Fortgang und die Art seiner Arbeiten und Untersuchungen, Gatterer selbst in seiner merkwürdigen Commentatio de anno meteorologico fundamentali; lecta d. XVIII. Novbr. 1780, eine vollständige Nachricht vorgelegt hat, die unwillkührlich zur Bewunderung seines Scharfsinns, so wie der Ausdauer mit der er seine Idee verfolgt hat,

hinreißt.*) Unter seinem litterärischen Nachlaß befinden sich seine täglichen Beobachtungen seit dem 6ten October 1779 bis zum 7ten Septbr. 1797, mit einer großen Anzahl von Sonnen-, Monds-, Local-, Hülfs- und vergleichenden Tafeln, die größtentheils vollständig berechnet sind; außerdem auch noch eine große Anzahl von meteorologischen Bemerkungen und Excerpten, so wie viele zum Theil bearbeitete Beobachtungen und Bemerkungen über die Magnet-Nadel, von welcher er neue, wichtige Eigenschaften entdeckt, und durch diese sich im Stande geglaubt hat, die Länge eines jeden Punctes auf der Erde bestimmen zu können. Leider sind erstere aber nicht vollständig, so wie überhaupt das Vorhandene nur Material zu einem System, dessen Bearbeitung er beabsichtigt, wegen seiner vielen übrigen Arbeiten und seiner geschwächten Gesundheit aber nicht beendigt hat, wodurch dieser wahrhaft seltne Schatz von menschlichem Wissen wahrscheinlich unbenutzt bleiben dürfte.

Wie groß und umfassend überhaupt Gatterers litterärische Thätigkeit gewesen ist, ergibt schon der bloße Anblick des Verzeichnisses seiner Schriften, deren Anzahl hundert übersteigt, von denen ein großer Theil die mühseligsten Untersuchungen erfordert haben und den Wunsch erregen, daß sie gesammelt und hierdurch allgemein nützlicher gemacht werden möchten. Außerdem hatte er von 1762 bis 1769 die Recensionen aus dem ganzen historischen Fache für die Göttinger gelehrten Anzeigen, seit diesem Jahre aber nur jene der Werke über die Geschichte des Mittelalters und über die historischen Hülfs-Wissenschaften bearbeitet, eben so in dem Anfange der 70er Jahre Recensionen in die allgemeine deutsche Bibliothek, so wie die vorzüglichsten für die allgemeine historische Bibliothek geliefert, zugleich aber eine ausgebreitete Correspondenz mit den meisten Gelehrten seiner Zeit unterhalten, die durch seine gelehr-

*) Kurze, jedoch ziemlich vollständige Bemerkungen hierüber finden sich auch in seinem kurzen Begriff der Geographie S. 39 ff.

ten Forschungen veranlaßt war, oft aber auch eine andre Tendenz gehabt hat. So hatte er z. B. in dem baierschen Successions-Kriege dem Minister Grafen von Herzberg die vorzüglichsten Beweise zur Widerlegung der Ansprüche des Hauses Oesterreich auf Baiern geliefert, worüber seine Correspondenz sich in seinem Nachlaß befindet.

Anziehende Winke über seinen Charakter hat er selbst in der Abhandlung vom Standort und Gesichtspunct des Geschichtschreibers, oder der deutsche Livius, gegeben.*) Ein hervorstechender Zug in demselben war seine große Liebe für die Wahrheit und seine eigne Wahrhaftigkeit, in die er das größte Verdienst des Historikers gesetzt hat, so wie überhaupt nach der Aeußerung seines langjährigen gelehrten Freundes Heyne, „seine Einfachheit, Gradheit und Rechtschaffenheit, „die Sitten der alten classischen Zeiten vergegenwärtigt „hat.“ Sein cholerisch-sanguinisches Temperament ließ ihn empfangene Beleidigungen tief empfinden, so wie er bei der großen Lebhaftigkeit seines Geistes leicht aufgebraust, eben so schnell aber auch sich wieder gefaßt, überhaupt aber das Vergessen, das ihm bei seiner großen Herzensgüte niemals Ueberwindung gekostet, als das beste Gegengift gegen den Eindruck empfangner Beleidigungen betrachtet hat.

Ohne Eitelkeit oder Ruhmsucht, war er gegen die öffentliche Anerkennung seiner Verdienste nicht gleichgültig, gegen das Mißkennen derselben vielmehr in einem hohen Grade empfindlich.**) Voll des Gefühls der Würde

*) In der allg. histor. Biblioth. Bd. V. S. 3 ff.

**) Daher seine Fehde mit Schlözer, der, besonders wenn man seine persönlichen Verhältnisse und seine Verpflichtungen gegen Gatterer beachtet, auf eine nicht rühmliche Art sich das Verdienst von mehrern Forschungen und der bessern Methode in der Universalhistorie zu arrogiren versucht hat, gegen welchen letztern Gatterer aber sein Eigenthum siegreich vindicirt hat. M. s. Schlözers Species Facti, und J. C. Gatterers Antwort auf die Schlözersche Species Facti. Göttingen 1773. — Diese Fehde, so wie diese beiden Schriften, sind damals von dem hannöverschen Ministerio, soviel möglich war, unterdrückt worden.

und des erhabnen Zwecks der Geschichte, hat er seinen persönlichen Ruhm gern an jenen der Wissenschaft selbst geknüpft, und seine Verdienste um diese, jedoch ohne Prahlerei, gezeigt. Dabei hat er im Cirkel seiner Freunde sich gerne von den Schwierigkeiten aller Art, mit denen er in seiner Jugend zu kämpfen gehabt, unterhalten, und eben so gerne gezeigt, wie er durch eigne Kraft und blos durch seine Thätigkeit sich die Bahn gebrochen hat, wobei er gegen Heumanns Andenken stets dankbar gewesen ist.

In einem hohen Grade uneigennützig, war sein Privat-Interesse dasjenige, was er bei seinen gelehrten Arbeiten, so wie überhaupt in allen seinen Handlungen jederzeit zuletzt, und überhaupt wohl niemals in Anschlag gebracht hat; weshalb er auch manche vortheilhafte Anträge von Verlegern, weil er sie dem Interesse der Wissenschaften nicht gemäß erachtet, von der Hand gewiesen, und als in den spätern Jahren sein Lehrsaal weniger besucht war, noch mit dem nämlichen Eifer wie in den frühern Perioden gelesen hat, wo sein Auditorium die Anzahl seiner Zuhörer nicht hatte fassen können.*)

Bei seiner thätigen Liebe für die Wissenschaften, voll der wahrsten Religiosität, ein guter Bürger und treuer Unterthan, hat er die Neuerungen in den Studien, besonders aber die Vernachlässigung, die er in dem Studium der Quellen wahrzunehmen geglaubt hat, mit Wehmuth: die wilden Ausbrüche der französischen Revolution und die Folgen, die sie für Deutschland damals schon ge-

*) Es ist eine Thatsache, daß in frühern Jahren, als sein Hörsaal zu klein geworden war, Studenten auf Leitern, die sie an die Fenster angesetzt hatten, seinen Vorlesungen zugehört haben. Eben so hat er noch 1733, wegen der großen Anzahl von Zuhörern, seine Vorlesung über die allgemeine Geographie zweimal unmittelbar nach einander lesen müssen. Ein Zug verdient aufbewahrt zu werden, nämlich der, daß einer seiner Zuhörer in der Geographie, im Jahr 1788, ihm in einem anonymen Brief zehn Friedrichsd'or, als einen Beweis seiner Dankbarkeit für den genossenen Unterricht, zugesandt hat.

habt und vorbereitet hatten, mit solchem Abscheu gesehen, daß es als eine für ihn wohlthätige Fügung der Vorsehung betrachtet werden muß, daß er die spätern Ereignisse nicht mehr erlebt hat.

Seit dem Anfange des Jahres 1798 hatte er häufig an Urin-Beschwerden und an einer Schärfe gelitten, die sich auf die Blase geworfen, und die endlich auch in der Nacht vom 4ten auf den 5ten April 1799 seinen Tod verursacht hat, ohne daß er jedoch bis in die letzten Stunden eine Ahndung von diesem gehabt, oder daß selbst die heftigsten Schmerzen seine Thätigkeit unterbrochen hätten, indem er bis vier Tage vor seinem Ableben Diplomatik gelesen hat, und selbst an dem Tage, wo er der Welt und den Wissenschaften entrissen worden ist, noch hatte lesen wollen.

Seine Gattin, mit der er sich im Jahr 1753 verehlicht hatte, und die ihn in seiner sechsundvierzigjährigen glücklichen Ehe zum Vater von fünfzehn Kindern gemacht, hat ihn mit fünf von diesen überlebt, von welchen der älteste Sohn, der Ober-Forstrath und Professor in Heidelberg, Dr. Chr. W. J. Gatterer, als Schriftsteller und vorzüglicher Lehrer der Kameral-Wissenschaften, eine Tochter, Philippine, verehlichte Engelhard (in Cassel) aber als Dichterin rühmlich bekannt, und indem sie den Namen ihres um die Wissenschaften so hochverdienten Vaters ehren, dieses würdig sind. Die andere noch lebende Tochter Johanna ist an den, durch seine ausgezeichnete Geschicklichkeit als Arzt, Chirurg und Geburtshelfer rühmlich bekannten Dr. Eichhorn in Nürnberg verheurathet.

* * *

Biographische Notizen über Gatterer finden sich in

1) G. A. Will nürnbergisches Gelehrten-Lexikon. Nürnberg und Altdorf 1755. 1ten Th. S. 510.

2) J. St. Pütter, Versuch einer akademischen Gelehrten-Geschichte von der Georg Augustus-Universität zu Göttingen. 1ter Th. S. 177 und 2ter Th. S. 156.

3) Kiefhaber, Repertorium der nürnbergischen Geschichte und Münzkunde. Nürnberg 1800. S. 28.

4) Heyne Elogium J. Chr. Gattereri etc. recitatum in consessu Societatis d. XX. Apr. 1799.

5) Joh. Christoph Gatterer. Eine Skizze. 1800. (Von seinem Schwiegersohn, D. Eichhorn in Nürnberg.)

Uebersicht

von Gatterers litterärischer Thätigkeit.

I. Philosophie und Litteratur.

1) Theses ex omni Philosophia selectae. Altdorfii 1751. 4to. 8 Seiten.

2) Oratio de insigni providentia divini numinis, numinumque terrestrium in fovendis tuendisque musis. Altdorf. 1751. fol. 24 Seiten.

3) Zufällige Gedanken über allerlei Gegenstände. In den Göttingischen gemeinnützigen Abhandlungen vom Jahr 1772. S. 108. 174. 218. 249.

4) Schreiben an den Hrn. Professor Le Bret zu Stuttgard, über den jetzigen Zustand der französischen Geschichtkunde. Götting. Julius 1772. Histor. Journ. Th. I. S. 45 bis 151.

5) Verhältniß der Geschichtkunde in Groß-Britannien zu der übrigen großbritanischen Literatur. Histor. Journ. Th. I. S. 159 — 170.

6) Allgemeine Uebersicht der ganzen deutschen Litteratur in den letzten drey Jahren (1769 — 1771). Hist. Journ. I. S. 266—301.

7) Ueber den neuesten Zustand der historischen Litteratur in Frankreich; seit 1769 bis 1775. Ebendas. Th. VII. S. 113 ff.

8) Dänische, Norwegische und Isländische Litteratur von 1770 bis 1776. Ebendas. XII. S. 141 und 273.

9) Uebersicht der historischen Litteratur der Italiener in den Jahren 1769 — 1773. Ebendas. Th. V. S. 295 — 346.

10) Nachricht von den neuesten italienischen gelehrten Zeitungen, Journalen und andern periodischen Schriften seit 1769. Ebendas. IV. S. 241 — 268.

11) Von der historischen Benutzung der Sprachen. Als Vorrede zu dem XXXIV. Th. der großen allgem. Welt-Historie. 16 Seiten. 4.

12) Von der historischen Erziehung. Als Vorrede zum XXXV. Th. der großen allgem. Welt-Historie. 8 Seit.

II. Geschichte.

A. Größere Werke über die Universalhistorie.

13) Handbuch der Universal-Historie nach ihrem gesammten Umfange, von Erschaffung der Welt bis zum Ursprung der meisten heutigen Reiche und Staaten. 1761. 8. — Dasselbe. 2te Auflage. 1765. 8.

14) Handbuch der Universal-Historie nach ihrem gesammten Umfange. Des IIten Theiles Ir Bd. 1764.

15) Abriß der Universal-Historie. 1765. 8. — Dess. 2te umgearbeitete Auflage. 1773.

16) Synopsis historiae universalis, sex tabulis comprehensa. 1766. fol. — Edit. IIa auct. et emendat. 1769.

17) Einleitung in die synchronistische Universal-Historie; zur Erläuterung seiner Tabellen. 1r und 2r Th. 1778. 8.

18) Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange. Ir Th. 1785. IIr Th. 1s Stück 1787. 8.

19) Kurzer Begriff der Weltgeschichte. Ir Th. 1786. 8.

20) Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte bis zur Entdekkung von Amerika. 1792. 8.

21) Stammtafeln zur Weltgeschichte, wie auch zur europäischen Staaten- und Reichs-Historie. Erste Samml. Tafel 1—32 einschl. Götting. 1790. Querfol.

B. Einzelne Abhandlungen.

a) Ueber Historiographie und die historische Kunst.

22) Eine Anekdote aus Frankreich. 1764. Allgem. histor. Bibl. Bd. I. S. 1—14.

23) Vom historischen Plan und darauf sich gründenden Zusammenhange der Erzählungen. 1764. Ebendas. Bd. I. S. 15—89.

24) Vom historischen Gewissen. 1764. Ebendas. S. 90—96.

25) Von der Kunst zu übersetzen, besonders in Absicht auf historische Schriften. Ebendas. Bd. II. S. 5—22.

26) Zufällige Gedanken über die deutsche Geschichte. Ebendas. Bd. II. S. 23—34.

27) Vom Plan des Herodots. Ebendas. S. 46—126.

28) Vergleichung der alten und neuen Geschichtschreiber in Ansehung der Freimüthigkeit. Ebendas. Bd. III. S. 3—18.

29) Vom Plane des Trogus und seines Abkürzers, des Justins. Ebendas. S. 18—192.

30) Vom Standort und Gesichtspuncte des Geschichtschreibers, oder der deutsche Livius. Ebendas. Bd. V. S. 3—29.

31) Gedanken über die Theorie der Biographien. Ebendas. Bd. V. S. 162. Bd. VI. S. 107.

32) Von den Erforderniſſen eines Panegyriſten. Ebendas. Bd. XIV. S. 84.

33) Nähere Nachricht von der neuen Ausgabe der gleichzeitigen Schriftsteller über die deutsche Geschichte. Ebendas. Bd. VIII. S. 3—23.

34) Nachricht von dem Fortgange der Arbeiten zur Veranstaltung einer neuen kritischen Ausgabe der scriptorum rerum german. Ebendas. XVI. S. 3—8.

35) Zufällige Gedanken über die Verdienste der Deutschen um die Historie. Ebendas. Bd. IX. S. 33—64.

36) Eines Ungenannten Schreiben an den Professor Gatterer, das Vorhaben einer deutschen Uebersetzung des Guicciardini betreffend, nebst Gatterers Antwort auf dieses Schreiben. Ebendas. Bd. X. S. 297—304.

37) Gedanken eines Geschichtskundigen über die Hermannsschlacht von Klopstock. Ebendas. Bd. XIII. S. 23.

38) Ueber die Evidenz in der Geschichtskunde. Vorrede zu Boysens allg. Weltgeschichte. Alte Historie. 1r Bd. S. 1—38.

β) Einzelne Abhandlungen aus der Geschichte selbst.

39) Dissertatio praevia (pro loco) de adornanda in posterum Germania sacra medii aevi. Altdorf. 1752. 4to. 70 Seiten.

40) De ludo equestri ab Henrico VI. Imperat. anno 1197 Norimbergae celebrato, ac de Nobilitatis diplomate ab eodem Imperatore Patriciis Norimbergens. concesso; itemque de sigillo pervetusto Herdegeni Holzschueri epistola. Altdorf. 1752. 4to. 56 Seiten.

41) Nachricht von der Ausgabe einer Abhandlung de Nobilitate patriciorum in Germania. Altdorf. 1752. 4to. 8 Seiten.

42) Commentatio de Gunzone Italo, qui saeculo X. obscuro in Germania eruditionis laude floruit. Norimberg. 1756. 4to. 51 Seiten.

43) Commentatio historica de Ludovico IV. Infante, Germaniae rege impubere. Gotting. 1759. 4to. 64 Seiten.

44) Ueber das Alterthum der Chineser. Histor. Journal, B. I. S. 1—26.

45) Ueber die Manethonischen Dynastien. Encyclopäd. Journal, 1775. 8s Stück.

46) Münchhaußen. Eine Vorlesung im historischen Institut den 22ten December 1770. Götting. 1770. gr. 8.

47) Räsonnement über die jetzige Verfassung der Geschichtkunde in Deutschl. Histor. Journ. Th. I. S. 255—266.

48) Memoria saeculi Hildebrandini. Gotting. 1782. kl. 8. 40 Seiten.

49) Commentatio Ia et IIa de Theogonia Aegyptiorum ad Herodoti Lib. II. Cap. 145. — lecta d. 20. Aug. 1785. In den *Comment. Soc. Reg. scient. Vol. VII. histor. et philol. Class. p.* 3—57.

50) Ueber Jubelfeste und Jubel-Medaillen. Vorgel. d. 18ten Septbr. 1787. Abgedruckt in der Jubelfeier der Georg Augustus Universität zu Göttingen. 1787, S. 50—60.

51) An Russorum, Polonorum, caeterorumque populorum slavicorum originem a Getis sive a Dacis liceat repetere? — disquisitio lecta d. 19. Novembr. 1791. In den *Comm. Soc. Reg. scient. Vol. XI. hist. et phil. Class. p.* 167—215.

52) An Prussorum, Lituanorum caeterorumque populorum Letticorum originem a Sarmatis liceat repetere? Commentatio Ia lecta d. 29. Decembr. 1792. *Comm. Soc. Reg. sc. Vol. XII. p.* 116—152.

53) — — — Commentatio IIa lecta 19. Novbr. 1793. *Comment. S. R. scient. Vol. XII. p.* 158—209.

54) — — — Commentatio IIIa lecta 29. Novbr. 1794. *Comment. S. R. scient. Vol. XII. p.* 210—272.

55) — — — Commentatio IVa lecta 21. Novbr. 1795. *Comment. S. R. scient. Vol. XIII. p.* 79—137.

56) De Hunnis. Comment. historica Ia et IIa, lecta 26. Novbr. 1796 et Novbr. 1797. *Comment. Soc. Reg. scient. Gotting. Vol. XIV. p.* 3—44.

III. Diplomatik.

57) Oratio de artis diplomaticae difficultate, quum munus professoris publici capesseret. Norimbergae 1756. 4to. 56 S.

58) Dieselbe in usum praelectionum edita, multisque observationibus locupletata. Norimberg. 1757.

59) Elementa artis diplomaticae universalis, cum figuris. Vol. I. Gotting. 1765. 4to. In einer Octav-Ausgabe nachgedruckt.

60) Epitome Diplomatices. Gotting. 1773. kl. 8. Nicht vollendet.

61) Abriß der Diplomatik, mit 12 Kupfertafeln. Göttingen 1798. gr. 8.

62) Praktische Diplomatik, nebst 15 Kupfertafeln. Göttingen 1799. gr. 8.

63) Von den wesentlichen Eigenschaften, die man bey der Herausgabe eines Urkundenbuches mit Recht fordern kann. 1767. Allg. Histor. Bibl. Bd. III S. 255.

64) Diplomatisches Responsum, den Streit über K. Heinrichs des Finklers Grabmal, welches man vor kurzem (1770) in Quedlinburg gefunden haben will, nebst den dazu gehörigen Zeichnungen

und Actenstücken 1770. Allgem. Hist. Bibl. XVr Bd. S. 3 — 30. Auch in der praktischen Heraldik. S. 132 f.

65) Commentatio de diplomatibus confirmationis; lecta d. 12. Octobr. 1776. *Novi Comment. Soc. Reg. Gotting. Tom. VII. p.* 48 — 105.

66) Commentatio de linguae germanicae epocha diplomatica, lecta 14 Aug. 1779. *Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. II. hist. et philol. Class. p.* 52 — 124.

67) De Epocha linguae theotiscae in publicis Imperii constitutionibus, lecta 16. Octbr. 1779. *Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. III. hist. et phil. Class. p.* 3 — 45.

68) Commentatio diplomatica, de methodo aetatis Codicum manuscriptor. definiendae, lecta 18. Novbr. 1786. *Comment. Soc. Reg. Gotting. Vol. VIII. hist. et phil. Class. p.* 85 — 121.

69) Diplomatisches Responsum über die von K. Köllnischer Seite angefochtene und von Stadt Köllnischer Seite vertheidigte Original-Quittung von 1501 über die abgelösten 50 Goldgulden Oktober 1790. Auch abgedruckt in der pract. Diplom. S. 100 fg.

70) Diplomatisches Responsum über eine deutsche Original-Urkunde des Grafen Vincenz von Moers und Saarwerden von 1454. Ebendas. S. 110 folg.

71) Die ausführliche Anzeige des nouveau traité de diplomatique etc. (mehr als Anzeige mit vielen Winken über die Diplomatik) in der allg. histor. Bibl. Bd. I. S. 162—212. Bd. XIII. S. 204.

72) Desgleichen über Diplomatique pratique etc. par Le Moine. Ebendas. Bd. VIII. S. 82 folg.

IV. Genealogie.

73) Historia genealogica Dominorum Holzschuerorum ab Arbach etc cum codice diplomatico, multisque figuris in aes incisis. Norimberg. 1755. Pars I. (Der 2te Theil dieses Werkes, dem gleichfalls ein reichhaltiger Codex-diplomat. beygefügt ist, liegt seit 1758 bei der Holzschuerischen Familie zum Druck fertig, und ist, nach des Verfassers Versicherung, wichtiger als der erste Theil.)

74) Handbuch der neuesten Genealogie und Heraldik. Nürnb. 1759 — 69. An der Ausgabe von 1765 hat er keinen Antheil.

75) Abriß der Genealogie. Götting. 1788. gr. 8.

76) Von der Evidenz in der Genealogie. 1769. Allg. hist. Bibl. Bd. XII. S. 3 — 17.

77) Beispiel zur Erläuterung der Gattererschen Methode in der Genealogie. 1769. Allg. hist. Bibl. Bd. XII. S. 18 — 46.

V. Heraldik.

(Vorstehendes Handbuch Nr. 74.)

78) Abriß der Heraldik oder Wappenkunde. (Ist vorstehendem Handbuche in den Jahrgängen 1763 und 64 in zwei Hälften beigefügt.)

79) Abriß der Heraldik oder Wappenkunde. Nürnberg 1766. gr. 8. (Ohne des Verfassers Vorwissen herausgegeben. Man s. hierüber dessen ausführliche Anzeige in der allgem. hist. Bibl. Bd. II. S. 294 folg.

80) Abriß der Heraldik.

81) Praktische Heraldik, mit 6 Kupfertafeln. Nürnberg. 1791. gr. 8.

82) Methode, ein gegebenes Wappen historisch zu beschreiben. 1767. Allg. hist. Bibl. II. S. 34.

83) Beurtheilung einiger fremden Methoden, Wappen historisch zu beschreiben. Ebendas. Bd. II. S. 38 folg.

84) Eine heraldische Entdeckung, das Meklenburgische und Brandenburgische Wappen betreffend. 1767. Ebendas. Bd. II. S. 181—193. Hat zu ferneren Erörterungen Anlaß gegeben, in den gelehrten Beiträgen, zu den Meklenburg-Schwerinschen Nachrichten von 1763 Nr. 140, und von 1767 Nr. 39.

85) Beurtheilung des Plans in dem hochfürstl. Bambergisch-Würzburgischen Wappen. 1767. Allgem. hist. Bibl. Bd. II. S. 311—323.

86) Commentatio heraldico-critica de Insignibus Austriaco-Hungaricis, lecta 29. Novbr. 1788. *Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. X. hist. et phil. Class. p.* 200.

87) De origine Aquilae Imperialis. Commentatio heraldico-diplomatica, lecta 28. Novbr. 1789. *Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. X. hist. et phil. Class. p.* 224—269.

88) Commentatio heraldico-critica de Insignibus Lotharingicis, qualia fuerunt Imperat. Augusti Francisci tempore (20. Novbr. 1790). *Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. X. hist. et phil. Class. p.* 270—304. Ein Auszug aus Nr. 86 und 87 befindet sich in der prakt. Heraldik.

VI. Chronologie.

89) Abriß der Chronologie. Götting. 1777. gr. 8. 288 Seiten.

90) Vorrede zu J. G. Franckii praelusione Chronologiae fundamentalis. 1774.

91) Vorrede zu J. G. Franckii novo systemate Chronologiae fundamentalis. Gotting. 1778.

92 a) De Chronologia Brahmanum Commentatio Ia. 1778. *Novi Comment. Soc. Reg. Gotting. Tom. VIII. p.* 59—121.

92 b) Berichtigungen zu seinem Abriß der Chronologie. Hist. Journ. XVI. S. 230—235.

VII. Numismatik.

93) Die sieben letzten Münzbogen nebst Vorrede von dem 22ten Thl. der Kölerischen Münzbelustigungen. 1756.

94) Beiträge zu einer Theorie der Medaillen. Bei der Inauguration des historischen Instituts d. 23ten December 1766. Allg. histor. Bibl. Bd. I. S. 97—158.

95) Die ersten zwölf Schaumünzen auf die russische Kaiserin Elisabeth Peterowna. 1768. Allgem. hist. Bibl. Bd. VIII. S. 159.

96) Grundriß der Numismatik.

VIII. Geographie.

97) Versuch über die Landkarten. Als Vorrede zur Fortsetzung der allgem. Welthistorie, XXXIIr Thl. 1768. Allgem. hist. Bibl. Bd. VIII. S. 51.

98) Ueber einige geographische Dinge; Nachrichten über die Weltkunde Moses und Homers. Als Vorrede zum XXXIII. Bd. der allgem. Welthistorie.

99) Meinung von der Art, wie man Geographie lehren müsse. Allgem. histor. Bibl. Bd. XIII. S. 127 folg.

100) Anzeige der Mémoires sur l'Egypte ancienne et moderne par d'Anville 1766. (voll kritischer Bemerkungen). Allg. histor Bibl. Bd. XI. S. 27 folg.

101) Ideal einer allgem. Weltstatistik. 1773. 8.

102) Abriß der Geographie. Götting. 1775. 660 S. in gr. 8. (Vorzüglich interessant für die physische Geographie und alte Länderkunde.)

103) Kurzer Begriff der Geographie. Götting. 1788. 8. (2te verbesserte, vermehrte Auflage. Götting. 1793. — 928 S. 8.)

104) De Herodoti ac Thucydidis Thracia. Commentatio geographica Ia, 1782.

105) — — — — pars IIda, 1783.

106) — — — — pars IIIa, 1784.

Comment. Soc. Reg. Gotting. Class. hist. et philol. Vol. IV. p. 87—112.; *Vol. V. p.* 59—88.; *Vol. VI. pag.* 3—80.

107) Schreiben des Freiherrn von F.. an den H. Grafen von B., die jetzige Einrichtung geographischer Bücher betreffend, und Antwort des Grafen von B. Allgem. histor. Bibl. Bd. II. S. 40 folg.

108) Sein Atlas zur mittlern Staatenkunde oder Geographie der Völkerwanderung. 24 illuminirte europäische Planigloben. Eine Anzeige dieser interessanten Karten, in dem Abriß der Geographie Nr. 102 in der Inhalts-Anzeige. S. XIV—XVII.

109) Sein Atlas zur alten und neuen und zur physischen Geographie. 26 Karten in Quart-Format.

IX. Physik.

110) De anno meteorologico fundamentali Commentatio. 1780. *Comment. Soc. Reg. Gotting. Vol. III. Class. physica. pag.* 82—120. (Auch besonders abgedruckt.)

Hat außerdem herausgegeben:

111) Die allgemeine historische Bibliothek von Mitgliedern des königl. Instituts der historischen Wissenschaften zu Göttingen. Halle bei Gebauer 1767—1771. Bd. I—XVI. herausgegeb. v. J. Chr. Gatterer.

112) Historisches Journal von Mitgliedern des k. historischen Instituts zu Göttingen. Herausgegeb. von Joh. Christ. Gatterer. Göttingen 1772 bis 1781. Th. I—XVI.

113) J. Chr. Gatterer Antwort auf die Schlözersche Species-Facti. Göttingen 1773.

Ungedruckte Abhandlungen,

von welchen die Manuscripte sich in Gatterers Nachlaß befinden.

a) Vollendete Manuscripte.

1) Methode, eine General-Karte von Deutschland in den alten Zeiten zu zeichnen. 7 Quartseiten. Vorgel. im historischen Institut. May 1766.

2) Vorschlag, wie die Landkarten vom alten und mittleren Deutschland beschrieben werden können. 8 Quartseiten. Vorgelesen im histor. Inst. May 1766.

3) Von dem Ursprunge und der Bedeutung des Fürstl. Quedlinburgischen Wappens. 11 Quartseiten. Vorgel. im histor. Instit. 1766. Extract in der practischen Heraldik. S. 143.

4) Versuch über die heiligen Bücher (Vedas) der Indianer. 23 Quartseiten.

5) Versuch über die Lage des Paradieses. 34 Quartseiten.

6) Africa, vormals eine Insel. 38 Quartseiten. Vorgelesen im histor. Instit. August 1769.

7) Von der Lage des Berges Ararat. 34 Quartseiten.

8) Ueber den See Möris.

9) Vom Araxes des Herodot, einem Fluß, der in der alten, sowohl biblischen als weltlichen Völker-Geschichte von großer Wichtigkeit ist. 10 Folioseiten. Vorgel. im histor. Institut. May 1770.

10) Abhandlung von den Geten. 26 Quartseiten.
11) Abhandlung über die Magie. 44 Quartseiten.
12) Erklärung einer Anzahl Medaillen auf die merkwürdigsten Begebenheiten Ludwigs XIV. 16 Quartseiten.
13) Zuverlässige Gedanken vom Ursprunge des Reichs-Adlers. 30 Quartseiten. Ein Extract daraus in der praktischen Heraldik.
14) Zwölf Reden, die er als Lehrer am Gymnasium in Nürnberg geschrieben hat.

b) Unvollendete Manuscripte.

1) Abhandlung vom Ursprunge und Zustande der alten deutschen Herzoge. (Mit den Materialien zur Vollendung).
2) Vergleichung der Ptolomäischen Angaben mit neuen Längen und Breiten. (Nur Bruchstücke.)
3) Abhandlung von der historischen Begeisterung. (Größtentheils geordnetes, aber nicht verarbeitetes Material.)
4) Historia litteraria ad Heumanni conspectum. 250 S.
5) Viele Materialien zur Meteorologie.

Literarischer Anzeiger.

I.

Welche Stelle behauptet das sogenannte Conversations-Lexicon*) in der europäischen und deutschen Literatur?

(Auszug einer umständlichen Rezension.)

Dieses Buch hat einen Namen, der Niemandem recht munden will und der dennoch — wir behaupten nicht zu viel — in dem Munde aller Deutschen ist, die von Büchern sprechen. So dürfen wir also wohl auch ein Wort darüber sagen, und die Erscheinung erklären, wie ein Werk, welches auf keinen Namen in der Literatur der Schule Anspruch macht, einen so verbreiteten in der Literatur des Lebens erlangt hat.

Der Herausgeber erkannte den Charakter unserer Zeit: das Bedürfniß aller Gesitteten, in der geistigen Welt des Europäers als Bürger einheimisch zu seyn. Es war daher ein dem Zeitgeiste völlig angemessenes Unternehmen, alles, was — seitdem die europäische Gesammtbildung ihren Anfang genommen — im classischen Alterthume, in Kirche und Staat, im Raume und in der Zeit, in der bürgerlichen, militärischen und Handels-Welt, wie in dem Gebiete der Geister, in Philosophie und Kunst, — der Gesellschaft als solcher wissenswerth, insbesondere aber dem besonnenen, vielfach unterrichteten, und an weitverbreiteter gründlicher Bildung allen Völkern Europa's vorangehenden Deutschen wichtig scheinen darf, in einer einfachen, von allem Gerüste der Gelehrsamkeit entkleideten Form in einem encyclopädischen Werke niederzulegen. Zugleich mußte die Redaction, um, dem Zwecke desselben gemäß, die Oeffentlichkeit und Lebendigkeit des Wissens, unter denjenigen Ständen, die keine förmlichen Bibliotheken in ihrem nicht literarischen Geschäftsleben zu befragen Lust, Gelegenheit oder Zeit haben, zu befördern, den sparsamsten und schnellsten Druck bei dem wohlfeilsten Preise — so daß in dieser Hinsicht selbst die Nachdrucker verzweifeln müßten — sich zum Gesetze machen, überhaupt aber eher der Gefahr sich blos stellen, gegen die strengeren Forderungen der wissenschaftlichen Critik — die ohnehin bei einem solchen Werke bald in's Unendliche gehen, bald nur relativer Art seyn können — zu verstoßen, als jene Zwecke aufgeben.

Ein außerordentlicher Erfolg hat den freilich nicht minder außerordentlichen Bemühungen des Herausgebers entsprochen. Er beweist, nicht, daß das Convers. Lex. fehlerfrei, wohl aber, daß die ihm zum Grunde liegende Idee den Wünschen oder Bedürfnissen des Publicums angemessen gewesen, und daß es in der Ausführung — in Erwägung der so unendlich schwierigen Aufgabe — dem geistig geselligen Leben (Conversation) der gebildeten Stände; dem Geschäfts- und Kaufmann, dem Landwirth, dem Offizier und Künstler, dem Lehrer der Religion und dem Schul,

---

*) Conversations-Lexicon, oder encyclopädisches Handwörterbuch für die gebildeten Stände. 3e Aufl. des 1n — 4n und 2e Aufl. des 5n — 10n Bandes. Leipzig und Altenburg, bei F. A. Brockhaus 1814 — 1816. in 8. Erschienen sind 7 Bände, die bis zum Q reichen Jeder Band enthält im Durchschnitt gegen 60 Bogen. Der Druck mit Petit Fraktur ist so gedrängt, daß 54 Zeilen auf die Seite gehen. Der 8e Band erscheint noch in diesem und die beiden letzten im nächsten Jahre. Der Pränumerationspreis auf alle 10 Bände, zu welchem es gegen baare Zahlung in allen deutschen Buchhandlungen in und außer Deutschland zu erhalten ist, beträgt auf Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr. (22 fl. 30 kr. rhein.) und auf Schreibpapier 18 Thlr. 18 Gr. (33 fl. 45 kr. rhein.) Sammler, die sich direct an den Verleger nach Leipzig oder nach Altenburg wenden, erhalten auf 6 das 7e Exempl. frei.

mann, und insbesondere allen gebildeten Frauen, in der Auswahl des Inhalts wie in der Form der Darstellung, die ersehnteste und willkommenste literarische Erscheinung gewesen sey!

Auch zeigt die nähere Prüfung, daß der Herausgeber vorzüglich solchen Gegenständen eine verhältnißmäßig größere Ausdehnung gegeben, oder zu geben veranlaßt habe, die mehrere Stände und Classen der Gesellschaft zugleich berühren und vor allen in die Menschen-, Gemüths- und Begriffswelt gehören, welche den Kreis aller geselligen Bildung gegenwärtig einschließen — Volksbildung, Philosophie, Geschichte, (alte wie neue) vorzüglich Biographie, dann Natur- und Staatenbeschreibung, mit Ausschluß von allem außer den Zwecken des Werks liegenden; ferner Sprachen, classische (alte und neue) Literatur, Mythologie, Archäologie und Kunst, überhaupt alles, was den Zeitgeist bewegt und bildet, was die öffentliche Meinung unterrichtet und aufklärt; alle diese Gegenstände mußten mehr als die eigentlichen Schul- und bürgerlichen Berufswissenschaften berücksichtigt werden; jedoch ist auch aus diesen ausgehoben worden, was jedem zu wissen lieb ist, der ohne nach Polyhistorie zu streben, mit keinem Theil des menschlichen Wissens ganz unbekannt bleiben will.

Natürlich mußte hier die gegenwärtige Zeit und alles, was in ihr des Menschen Herz, Sinn und Geist bildet oder beschäftigt, die größte Aufmerksamkeit verdienen. Die alles wohl und verständig erwägende Redaction hat daher das Geschichtliche oder Charakteristische lebender denkwürdiger Personen — sogenannter public Characters oder geschichtlicher Charaktere — zu einem vorzüglichen Gegenstande ihrer Sorgfalt gemacht, und es finden sich in Wahrheit über die jetzt lebenden Fürsten, Staatsmänner, Krieger, Dichter und Gelehrten aller Völker mehr Notizen in diesem Werke, als sich über sie in der ganzen europäischen Literatur sonst möchte zusammenbringen lassen.

Aus den vielen Nachbesserungen, welche wir in dem vor uns liegenden, eben fertig gewordenen neuesten Drucke finden, kann jeder prüfende Leser sich überzeugen, daß alles Historische und Literarische bis auf die neueste Zeit (1814 — 1816) fortgeführt und das Veraltete ausgeschieden, daß alle bloße Worterklärungen gänzlich weggelassen und vieles Neue, was wichtig war oder Gegenstand der Unterhaltung für gebildete Personen geworden ist, aufgenommen, und dadurch das Ganze dem geistigen Bedürfnisse des geselligen Lebens oder des diesem analogen Selbststudiums abermals näher gebracht worden. Unverkennbar geht die Tendenz der unermüdeten Redaction einerseits nach immer größerer Harmonie unter den einzelnen Artikeln und anderseits nach steter Berücksichtigung desjenigen, was die jüngste Gegenwart vorzüglich anspricht. — Sie hat dabei den Muth, selbst vorzügliche Artikel, die aber in der neuesten Zeit weniger Interesse haben, wenn sie ihr jetzt zu weitläuftig oder überflüssig scheinen, aufzuopfern und durch kürzere zu ersetzen, um dadurch wieder Platz für andere zu finden, welche die Gegenwart näher berühren. Diese stete Feile und innere Vervollkommnung ist auch eine Klippe, an der jeder Nachdrukker scheitern muß, da er immer zu befürchten hat, daß sein Nachdruck bei'm Fertigseyn eine wiederum vieles verbesserte Originalausgabe vorfinden wird. Das Publicum wolle dies wohl beherzigen, da überdies jeder Nachdruck nie bedeutend wohlfeiler seyn kann als das Original.

Den Gebrauch erleichtert das beigefügte Register der Artikel ungemein. Die griechischen und römischen Namen sind für die richtige Aussprache mit Tonzeichen versehen, und um das Nachschlagen zu erleichtern, ist das ganze Wort in die Ueberschrift gesetzt.

Der schnelle, noch immer wachsende Absatz dieses mit seltener Intelligenz angelegten Werks und die Uebersetzungen, welche davon in mehreren Sprachen eben veranstaltet werden, beweisen übrigens nicht nur, daß es einem wesentlichen Bedürfnisse abgeholfen haben muß, sondern auch, daß ein reger Sinn für das Wahre und Bildende mehr als je in allen Classen unserer Nation insbesondere, verbreitet ist, der von schaler Romanleserei sich abgewandt hat und zu geistvoller ernster Unterhaltung sich hingezogen fühlt; ein Zeichen der Zeit, das für den Beobachter unseres höheren Gesammtlebens in der Begriffswelt nicht unwichtig seyn kann.

Man wird endlich eingestehen müssen, daß die Verlagshandlung für dies Werk einen Preis gemacht hat der in seiner Wohlfeilheit im deutschen Buchhandel einzig und der auch allein bei einem so großen und schnellen Absatz möglich ist. Es darf daher als eine der achtungswerthesten Erscheinungen in unserer Nationalliteratur angesehen, und in Hinsicht auf Inhalt und Form mit vollem Rechte eine

deutsche Encyclopädie für die gebildeten Stände

genannt werden.

II.

Anzeige dreier poetischen Preis-Aufgaben.

Jedem Freunde der deutschen Poesie wird sich die Bemerkung aufdringen, daß wir bei einer Menge von Dichtern doch wenige Gedichte besitzen, die, zwischen den größern epischen und dramatischen Darstellungen und den kleinen lyrischen Gattungen die Mitte haltend, durch das Interesse eines reichhaltigen Stoffs sowohl, als durch den Reiz einer gediegenen Kunstform zu stets wiederholtem Genusse einladen, und, statt flüchtig und gleichsam spurlos vorüberzugehn, den Verstand und das Gemüth auf gleiche Weise befriedigen. Diese Wahrheit hat sich mir zunächst bei näherer Ansicht unserer Taschenbücher und Musenalmanache dargeboten, in denen wir Lieder, Sonette, Oden, Elegien, Romanzen u. s. w. im Ueberfluß finden, welche allerdings, in so fern sie von wahrem poetischen Leben durchdrungen sind, ihren eigenthümlichen Werth behaupten; dagegen fehlt es ganz an gehaltvollen Gedichten von größerem Umfang, und wir haben, abgesehen von einzelnen hinreichend bekannten Meisterwerken, in der bezeichneten Art im Vergleich mit der englischen und französischen Literatur verhältnißmäßig nur wenig aufzuweisen. Ohne auf Pope, Buckingham, Roscommon, Boileau, Voltaire, Gresset und andere ältere Dichter von entschiednem Werth zurückgehen zu wollen, nenne ich nur einige Neuere, als Laharpe, Malfilâtre, Delille, Parny, Legouvé, Mollevaut, Millevoye, Victorin Fabre, Hayley, Walter Scott, Byron u. s. w., die, wenn sie auch nicht als höchste Muster gelten können, doch mehr oder weniger wahres Verdienst haben.

Der Wunsch, das bei mir erscheinende Taschenbuch Urania mit einem immer reichern und gehaltvollern Inhalt auszustatten, hat mich auf den Gedanken geführt, obige Bemerkung zu einigen Preisaufgaben zum Behuf des genannten Taschenbuchs zu benutzen, und alle, die sich der Gunst der Musen erfreuen und die Urania mit ihrer Theilnahme zu begünstigen geneigt sind, zu Versuchen in folgenden drei Gattungen einzuladen:

1) in der poetischen Erzählung, wobei Stoff, Gattung und Einkleidung der Wahl des Dichters überlassen bleibt;
2) in der Idylle, d. h. der poetischen Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit, sie mag nun rein ideal oder mehr oder minder aus der Wirklichkeit entlehnt seyn;
3) in der poetischen Epistel aus dem Gebiet des Lebens oder der Kunst, wobei nur die Heroide ausgeschlossen, dagegen eine didaktische Tendenz als besonders willkommen bezeichnet wird.

Die Wahl der Versart, so wie die ganze äußere Form und Einrichtung, bleibt billig der freisten Willkür des Dichters überlassen; in Ansehung des Umfangs, der einem solchen Gedichte zu geben seyn möchte, haben mir Pope's Lockenraub (798 V.) und Versuch über den Menschen (1304 V.) vorgeschwebt. Doch kann diese Bestimmung bei den Schwierigkeiten, welche die harmonische Begränzung eines Kunstwerks hat, und die einzig durch sich selbst bedingt wird, nur andeutungsweise gemacht seyn, und soll damit keinesweges ein festes Maß angegeben werden.

Für das beste Gedicht in jeder der bezeichneten drei Gattungen, das mir bis zum 1sten Januar 1817 mit Beobachtung der in solchen Fällen gewöhnlichen Formen eingesandt wird, bestimme ich, in so fern es überhaupt ein gutes ist, einen Preis von 20 Friedrichsd'or, nehme dasselbe in die Urania für das Jahr 1818 auf, und behalte mir das Verlagsrecht auf die nächsten fünf Jahre vor, nach welchen es dem Verfasser als freies Eigenthum wieder anheimfällt. Ueberdies erbiete ich mich, das gelungenste Ge-

dicht nach dem gekrönten in jeder Gattung, so fern es sich zur Aufnahme eignet, mit 4 Friedrichsd'or für den Bogen zu honoriren.

Würdige und kunstverständige Männer werden Richter seyn; ihre Namen sollen, wenn sie es verstatten, in der noch vor Michaelis erscheinenden Urania auf 1817, auf deren reichen Inhalt und schöne Ausstattung ich vorläufig aufmerksam mache, dem Publicum angezeigt werden.

Leipzig und Altenburg, im April 1816.

In Verbindung mit der Redaction der Urania,
F. A. Brockhaus.

III.

Ankündigung einer Zeitschrift unter dem Titel: Kriegsgeschichtliche Monographieen, aus der neueren Zeit seit dem Jahre 1801, oder: Neueste Beiträge zur Geschichte der Kriegskunst.

Die Kriegskunst hat einen so wesentlichen Antheil an der gegenwärtigen Entwickelung des Staatenschicksals von Europa gehabt, daß es für den Geschichtsfreund überhaupt, wie für den Kriegskundigen insbesondere, ein wissenschaftliches Bedürfniß geworden ist, einzelne, für größere Werke oft gar nicht geeignete, und dennoch für die Theorie sowohl als für die Praxis, oder für die allgemeine Geschichte wichtige Beobachtungen und Erfahrungen, überhaupt alles, was die Geschichte der Kriegskunst in dem 19ten Jahrhundert betrifft und neu ist, von Augenzeugen zu sammeln, und die Ansichten sachkundiger Männer von denkwürdigen Kriegsereignissen in einem, diesem Zwecke ausschließend gewidmeten Archive zu vereinigen.

Die schätzbarsten Beiträge zu von Bülow's, von Scharnhorsts u. A. Schriften liegen in den Tagebüchern verdienter Offiziere verborgen, welche in einer Zeitschrift, wie von Rouvroy's militärische Minerva, oder von Rühls Pallas, oder die österreichische militärische Zeitschrift und ähnliche Archive der Kriegsgeschichte waren, einen Ehrenplatz einnehmen würden. Sollen diese handschriftlichen Bemerkungen und Nachrichten für die Wissenschaften verloren gehen nnd vergessen werden; oder soll man warten, bis sie spät, nach dem Tode der Augenzeugen, in zerstreuten Denkwürdigkeiten erscheinen, wo sie der öffentlichen Prüfung und Vergleichung mit andern Thatsachen weniger unterliegen?

Jetzt, da die Waffen ruhn und die mit Lorbeern umwundenen Feldtagebücher geordnet werden, jetzt ist die Erinnerung an alles, was geschehen, eben so lebendig und frisch, als das Bedürfniß des Forschens und Wissens lebhaft. Sollten daher unsere tapfern Zeitgenossen nicht unter sich austauschen und gegenseitig kriegskundig prüfen wollen, was sie beobachtet, gethan und erfahren, was sie Schätzbares für Kunst und Wissenschaft selbst eingesammelt haben? Die Kriege des 19ten Jahrhunderts bieten für die Geschichte der Kriegskunst, welche der verdienstvolle von Hoyer in seinem geschätzten Werke bis an das Ende des 18ten fortgeführt hat, so reiche Ausbeute dar, daß es einer

kriegsgeschichtlichen Zeitschrift

in einer zwanglosen Folge von Bändchen, wie die unsrige seyn soll, nicht an neuem Stoffe von wissenschaftlichem Werthe fehlen wird, wenn die einsichtsvollen Kriegsmänner aus allen Heeren, welche seit 1801 in den meisten Ländern Europa's fast nach denselben Grundsätzen kriegskünstlerischer Bildung gefochten haben, sich für unsern Zweck mit uns vereinigen wollen.

Wir laden sie, als die vollgültigsten Zeugen der ewig denkwürdigen Geschichte unserer Zeit, hierzu mit dem Vertrauen ein, das uns unsere Ueberzeugung von dem geistigen Zusammenhange und dem Gemeingeiste, der jetzt alle Gebildete zu wissenschaftlicher Thätigkeit hinführt, nicht ohne Ursache einflößt. Denn schon erfreuen wir uns der Zusage mehrerer würdiger Männer, und wir können dem Publicum versprechen, daß es in unsern

kriegsgeschichtlichen Monographieen

nur Erzählungen und Charakteristiken von bedeutenden oder minder bekannten, denkwürdigen Kriegsbege-

benheiten, vorzüglich aus der neuesten Zeit, von Augenzeugen und Theilnehmern kriegskundig abgefaßt, oder aus weniger zugänglichen Quellen mit Kritik ausgewählt, und durch Karten und Plane, wo es die Wissenschaft erfodert, erläutert, ohne Beimischung von Politik, noch fremdartigen Dingen, finden wird. Jedes Bändchen von etwa 24—30 Bogen soll sechs und mehrere Erzählungen oder Darstellungen dieser Art enthalten. Das erste wird zur Michaelismesse d. J erscheinen; und die Fortsetzung unseres Unternehmens kann, wie wir nach den getroffenen Maßregeln hoffen dürfen, nur an Neuheit und Interesse gewinnen

Alle Beiträge, zu denen dringend eingeladen wird und die auf Verlangen angemessen honorirt werden, sind an unterzeichneten Verleger zu senden. Der Herausgeber selbst wird sich künftig nennen.

Leipzig und Altenburg, im April 1816.

F. A. Brockhaus.

IV.

Novitäten-Verzeichniß für die Jubilate-Messe 1816 von F. A. Brockhaus in Leipzig und Altenburg.

1) Fertig:

Deutsche Taschen-Encyclopädie oder Handbibliothek des Wissenswürdigsten, in Hinsicht auf Natur und Kunst, Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte. In alphabetischer Ordnung. In 4 Theilen mit 50 Kupfern. Erster Theil mit 11 Kupfern. A—D. 12. 2 Thlr. (In diesem Jahr erscheint noch der 2te Theil und im künftigen der 3te und 4te.)

Conversations-Lexicon, oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände. In 10 Bänden. Pränum. Preis gegen baare Zahlung 12 Thlr. 12 Gr. Schreibp. 18 Thlr. 18 Gr. (Durch den eben vollendeten Nachschuß der ersten 5 Bände sind jetzt wieder vollständige Exemplare der ersten 7 Bände vorräthig. Der 8. Band erscheint zu Michaelis, der 9. und 10. im nächsten Jahre.)

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Ersten Bandes erste Abtheilung. gr. 8. Druckp. 1 Thlr. Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr. Velinp. 2 Thlr., enthaltend: Franz I., Kaiser von Oesterreich; Fox u. Pitt.

Pierer, Dr. Joh. Friedr., Medizinisches Realwörterbuch zum Handgebrauche praktischer Aerzte und Wundärzte und zu belehrender Nachweisung für gebildete Personen aller Stände. 1. Abtheil. Anatomie und Physiologie. 1. Band, A und B. gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr. Auch unter dem Titel:

— — — Anatomisch-physiologisches Realwörterbuch zur nähern Kenntniß des menschlichen Körpers im gesunden Zustande. 1. Band. A und B. gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Christoph Martin Wieland, geschildert von J. G. Gruber. 2r (und letzter) Theil. Mit 3 Kupfern (außer dem gestochenen und mit einer Portrait-Vignette gezierten Titel.) 8. 2 Thlr. 12 Gr. (der 1e Theil kostet 1 Thlr. 12 Gr.)

Sprengel, Curtii, Institutiones medicae. Tom. VI. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. Enthaltend: 1. Institutiones Therapiae generalis. 2. Institutiones Medicinae forensis. Unter ihren besondern Titeln sind solche zu erhalten, wie folgt:

— — Institutiones Therapiae generalis. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

— — — — Medicinae forensis. gr. 8. 1 Thlr.

Saalfeld, (Prof. Friedr.), Geschichte Napoleon Buonaparte's oder Grundriß der Geschichte unserer Zeit seit dem Jahre 1796. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. In 2 Theilen. Erster Theil. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. (der 2te Theil erscheint zur Michaelismesse.)

Bibliothek englischer Romane. 4. Band. Enthaltend: Darstellungen aus dem wirklichen Leben, von Mrs Opie. 2 Th. In zwei Erzählungen: 1. Die geheimnißvolle Fremde. 2. Lady Anna und Lady Johanna. Bearbeitet von Henriette Schubart. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Leben und Feldzüge Arthur Wellingtons. Nach Elliot, Clarke und Originalmittheilungen. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Mstrs. Spencer Smith (merkwürdige Geschichte der Befreiung der), aus franz. Gefangenschaft zu Venedig durch den Marquis von Salvo. Aus dem Englischen von Henriette Schubart. 8. 20 Gr.

Schuderoff (Jonathan), klarer Bericht an das deutsche Volk über die Befreiung der protestantischen Geistlichkeit von bürgerlichen Leistungen und Lasten. 8. 14 Gr.

Biographie Friedrich Wilhelms von Braunschweig-Oels. gr. 8. (aus den Zeitgenossen besonders abgedruckt.)

de Pradt, Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Theater, von Adolph Wagner. 12.

Lemberts dramatische Spiele. 12.

Medizinische Annalen (Allgemeine), des neunzehnten Jahrhunderts, auf das Jahr 1816. 4. Der Jahrgang in 12 Stücken. 6 Thlr. 16 Gr.

Encyclopädische Blätter. Mit Kupfern. (Neue Zeitschrift, die an die Stelle der Deutschen Blätter tritt, jedoch nur theilweis politischen Inhalts seyn wird. Der Herausgeber ist Hofrath Oken in Jena. Form. 4 in halben Bogen.) Der Jahrgang 7 Thlr. 16 Gr.

Europens neue Gestaltung. In 3 Abtheilungen mit 3 historischen Karten. Erste Abtheilung: Europens Zustand im Jahre 1789, mit einer historischen Karte.

Löbenstein-Löbel, (Dr. und Prof.) die Anwendung und Wirkung der Weine in lebensgefährlichen Krankheiten und über deren Verfälschung nach eignen Ansichten und Erfahrungen. 8.

2) Erscheint zum Theil bald nach der Messe und bestimmt im Laufe dieses Jahres:

Coxe, Geschichte von Oesterreich, 3. und 4. (der letzte) Theil.

Urania für 1817. Mit 10 Kupfern.

Fr. Saalfeld, allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. 3. Abtheil. oder des 2. Bandes erste Abtheilung

— — — Geschichte Napoleon Buonaparte's. 2r Th.

— — — — — — — — 2r Th. für die Besitzer der ersten Auflage.

Deutsche Taschen-Encyclopädie. 2r Theil mit 15 Kupfern.

Zeitgenossen. Nr. 2. 3. 4. 5. 6.

Conversations-Lexicon. 8 Band.

Englische Romane. 5. und 6. Band.

Gestaltung Europens. 2. Abtheilung.

Venturini, Befreiungskriege. 2. Band.

Das Jahr 1616, von Dr. F. A. Köthe.

K. L. von Woltmann, politische Blicke.

Dante Komödie. 3. (der letzte) Theil.

Sismondi, Literatur des südlichen Europa's. 2. Bandes 1. Abtheil.

Kriegsgeschichtliche Monographien aus der neueren Zeit seit dem Jahre 1801.

von Schlieben, Elemente der reinen Mathematik, durch technische Beispiele erläutert. 4 Thle.

Opiz, Gemälde von Paris, in 24 Blättern, von ihm selbst radirt. Mit deutschem und französischem Texte. Klein Folio, in schwarzen und colorirten Abdrücken. In 4 Lieferungen. Erste Lieferung: Paris in der Morgenzeit.

3) Von fremdem Verlag habe ich an mich gebracht:

a) Vom literarischen Comptoir in Altenburg den sämmtlichen ältern und neuern Verlag. Ich nehme davon in meinen Verlags-Katalog Folgendes auf:

Pierer (Dr. Joh. Fr.) Medizinische Nationalzeitung und (Allgemeine) Annalen von 1798 bis 1813. Die Preise dieser Folge sind im Ganzen und im Einzelnen in meinem Verlagskatalog genau verzeichnet.

Haas (Joh. Gottfried) vollständiges lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch. 2 Thle. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.
— (— —) deutsch-französisches Taschen-Lexicon der meisten und besondern im gemeinen Leben vorkommenden Wörter und Redensarten. 12. 8 Gr.
Hippocratis Opera, ex interpretatione Anutii Foesii etc. recudi curavit Io. Fr. Pierer. 3 Vol. gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.
Sintenis (Karl Heinrich) Lehrbuch der moralischen Vernunftreligion zur Vorbereitung auf das Christenthum. 8. 20 Gr.
Stemler (Joh. Gottl.) systematisches Lehrbuch der Technologie oder Manufactur- und Fabrikkunde. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
Schuderoff (Jonathan) Kommunionbuch für gebildete Christen aus allen Ständen. 8. 16 Gr.
Tilesius (Dr. W. G.) Beschreibung und Abbildung der beiden sogenannten Stachelschweinmenschen aus der englischen Familie Lambert, oder the porcupine-men. Mit 2 illuminirten Kupfern. Fol. 2 Thlr.
Deutsche Aufgaben zum Uebersetzen in's Französische. Mit Noten. 8. 12 Gr.
Jördens (Dr. P. G.) Apologie der Schutzblattern. 8. 8 Gr.
Fritsch (F. A.) allegorische Erklärung der griechischen und römischen Götter. Zum unanstößigen und nützlichen Gebrauch für die Jugend. gr. 8. 16 Gr.
Pierer (Dr. Joh. Fr.) Taschen- und Adreßbuch für praktische Aerzte und Wundärzte. 8. 16 Gr.
Kranken-Manual oder medizinisches Hauptbuch zu angemessener Aufzeichnung der in der medizinischen Praxis vorkommenden, bemerkungswerthen Krankheitsfälle rc. Klein-Folio. 1 Thlr. 12 Gr.
Kranken-Diarium oder medizinisches Tagebuch zu fortgehender Einzeichnung der in der täglichen medizinischen Praxis vorkommenden Krankheitsfälle rc. Klein-Folio. 1 Thlr. 12 Gr.
Haushaltungs-Manual Klein-Folio. 16 Gr.

b) Von Achenwall und C. in Berlin:

Horns medizinische Chirurgie. 2 Thle. 4 Thlr.
— — und Henke's clinisches Taschenbuch für Aerzte und Wundärzte. 1 Thlr. 12 Gr.
Hinrichs Theorie des Patrouillirens. Mit 6 Holzschnitten. 10 Gr.
Zerrenners Taschenbuch zur täglichen Erbauung für denkende Christen. 1 Thlr. 8 Gr.
Wittings zweiter Unterricht in der Religions- und Tugendlehre. 16 Gr.
— — — dritter — — — — — — — 10 Gr.
Rockstroh (Dr. H.) Unterricht im Stickereyzeichnen. Mit 15 Kupfern. 12 Gr.
— — — — Kunst aus Papier zu formen. Mit 20 zum Theil illuminirten Kupfertafeln. 1 Thlr. 12 Gr.
Hauchecornes Lehrbuch der Technologie. Erster Theil. 1 Thlr. 12 Gr.
— — — der Brunnenmacher. 6 Gr.
— — — der Drechsler. 6 Gr.
— — — die Forstbewirthschaftung. 16 Gr.
— — — der Tischler. 8 Gr.
— — — der Zimmermann. 16 Gr.

c) Aus dem Unger'schen Verlage:

F. C. von der Hagen, Heldenbuch. 8. 1811. 2 Thlr.
Die graue Mappe. 4 Thle. 8. 5 Thlr.
Recueil de tous les traités etc. par M. le Comte de Bernstorff. 8. 1796. 1 Thlr. 12 Gr.

4) Im vorigen Jahr erschienen bei mir:

Bibliothek Engl. Romane. 3. Bd. 1 Thlr. 8 Gr.
Deutsche Blätter 6., und Neue Folge 1r—3r Band. Jeder 1 Thlr. 8 Gr.
Blumenlese aus dem Stammbuche der Frau Hendel Schütz. 1 Thlr. 8 Gr.
Das Lied der Nibelungen, metrisch übersetzt von Dr. Joh. Gust. Büsching. 1 Thlr. 8 Gr.

Conversations-Lexicon. 5., 6. und 7. Band.

Chateaubriand essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes. 2 Vols. 2 Thlr.

— — — souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique. 1 Thlr. 8 Gr.

Christoph Martin Wieland, geschildert von J. G. Gruber. 1r Theil. 1 Thlr. 12 Gr.

Das Jahr 1715, oder wie's vor 100 Jahren in der Welt aussah. 20 Gr.

Klingemann (D. Aug.), Faust. Ein Trauerspiel in 5 Aufz. 18 Gr.

— — — — — Hamlet. Ein Trauerspiel in 6 Aufz. nach Shakspeare. 18 Gr.

— — — — — Don Quichotte. Dramat. Spiel mit Gesang in 5 Aufz. 18 Gr.

Lobgesang auf den heiligen Anno in der altdeutschen Grundsprache, herausgegeben rc. von D. G. A. F. Goldmann. 20 Gr.

D. Heinrich Messerschmidts Hand- und Lehrbüchlein für Deutschlands Krieger. 6 Gr.

Franz Volkmar Reinhard nach seinem Leben und Wirken, von Prof. K. H. L. Pölitz. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Saalfeld (Prof. Friedr.) Geschichte Napoleon Buonaparte's. 2 Thlr. 12 Gr.

— — — — — allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, seit dem Anfange der französischen Revolution. 1r Band in 2 Abtheilungen. 3 Thlr. 8 Gr.

Simonde Sismondi die Literatur des südlichen Europa. Deutsch von L. Hain. 1r Bd. 3 Thlr.

Sprengel (Curtii) Institutiones medicae. Tom. V. 2 Thlr. 12 Gr. Auch unter dem Titel:

— — — — Institutiones Pharmacologicae. 2 Thlr. 12 Gr.

Venturini (D. Carl), Rußlands und Deutschlands Befreiungskriege von der Franzosenherrschaft unter Napoleon Buonaparte. In 4 Bänden. 1r Band mit 6 Kupfern und einer Karte. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Werner (F. L. Z.), der 24ste Februar. Eine Tragödie in einem Akte. 18 Gr.

An Brochüren:

Das deutsche Reich wider den deutschen Bund. Mit 1 Kupf. 4 Gr.

Gegen den geheimen Rath Schmalz, wegen seiner Schrift über politische Vereine. 4 Gr.

Die neuen Obscuranten im Jahr 1815. 6 Gr.

(Alle diese Werke und Schriften sind in sämmtlichen deutschen Buchhandlungen in und außer Deutschland zu erhalten.)

V.

Geschichte, Biographie, Geographie und Statistik.

Alfieri's, Vittorio, Denkwürdigkeiten seines Lebens. Von ihm selbst geschrieben. Nach dem italienischen Originale deutsch herausgegeben von Ludw. Hain. 8. 2 Thle. 1812. 3 Thlr.

Ansichten der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs. Von Pinkerton, Mercier und C. Fr. Cramer. Zwei Bände. Mit 2 Kupfern. 8. 1807 u. 1808. 3 Thlr 8 Gr.

Briefe über Hamburgs und seiner Umgebungen Schicksale, während der Jahre 1813 und 1814. (Nebst einem Anhange über die Schriften des Herrn von Heß und Senator Bartels.) 8. 3 Hefte. I. 20 Gr. II. 16 Gr. III. 1 Thlr. 16 Gr. Complet 3 Thlr 4 Gr

Briefe, Charaktere und Gedanken des Prinzen Carl von Ligne; in französischer Sprache herausgegeben von der Frau Baronin von Stael-Holstein, und deutsch von J. C. W. Spazier, geb. Mayer. 8. 1812. 1 Thlr. 12 Gr.

Campagne, die preußisch-russische, im Jahr 1813, von ihrer Eröffnung bis zum Waffenstillstande vom 5. Juni 1813. Von C. v. W. (von Müffling.) 8. 1813. 8 Gr.

Bayerische Staatsbibliothek München

Conversations-Lexicon. 5., 6. und 7. Band.

Chateaubriand essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes. 2 Vols. 2 Thlr.

— — — souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique. 1 Thlr. 8 Gr.

Christoph Martin Wieland, geschildert von J. G. Gruber. 1r Theil. 1 Thlr. 12 Gr.

Das Jahr 1715, oder wie's vor 100 Jahren in der Welt aussah. 20 Gr.

Klingemann (D. Aug.), Faust. Ein Trauerspiel in 5 Aufz. 18 Gr.

— — — — — Hamlet. Ein Trauerspiel in 6 Aufz. nach Shakspeare. 18 Gr.

— — — — — Don Quichotte. Dramat. Spiel mit Gesang in 5 Aufz 18 Gr.

Lobgesang auf den heiligen Anno in der altdeutschen Grundsprache, herausgegeben rc. von D. G. A. F. Goldmann. 20 Gr.

D. Heinrich Messerschmidts Hand- und Lehrbüchlein für Deutschlands Krieger. 6 Gr.

Franz Volkmar Reinhard nach seinem Leben und Wirken, von Prof. K. H. L. Pölitz. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Saalfeld (Prof. Friedr.) Geschichte Napoleon Buonaparte's. 2 Thlr. 12 Gr.

— — — — allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, seit dem Anfange der französischen Revolution. 1r Band in 2 Abtheilungen. 3 Thlr. 8 Gr.

Simonde Sismondi die Literatur des südlichen Europa. Deutsch von L. Hain. 1r Bd. 3 Thlr.

Sprengel (Curtii) Institutiones medicae. Tom. V. 2 Thlr. 12 Gr. Auch unter dem Titel:

— — — — Institutiones Pharmacologicae. 2 Thlr. 12 Gr.

Venturini (D. Carl), Rußlands und Deutschlands Befreiungskriege von der Franzosenherrschaft unter Napoleon Buonaparte. In 4 Bänden. 1r Band mit 6 Kupfern und einer Karte. gr. 8. 2 Thlr 16 Gr.

Werner (F. L. Z.), der 24ste Februar. Eine Tragödie in einem Akte. 18 Gr.

An Brochüren:

Das deutsche Reich wider den deutschen Bund. Mit 1 Kupf. 4 Gr.

Gegen den geheimen Rath Schmalz, wegen seiner Schrift über politische Vereine. 4 Gr.

Die neuen Obscuranten im Jahr 1815. 6 Gr.

(Alle diese Werke und Schriften sind in sämmtlichen deutschen Buchhandlungen in und außer Deutschland zu erhalten.)

V.

Geschichte, Biographie, Geographie und Statistik.

Alfieri's, Vittorio, Denkwürdigkeiten seines Lebens. Von ihm selbst geschrieben. Nach dem italienischen Originale deutsch herausgegeben von Ludw. Hain. 8. 2 Thle. 1812. 3 Thlr.

Ansichten der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs. Von Pinkerton, Mercier und C. Fr. Cramer. Zwei Bände. Mit 2 Kupfern. 8. 1807 u. 1808. 3 Thlr 8 Gr.

Briefe über Hamburgs und seiner Umgebungen Schicksale, während der Jahre 1813 und 1814. (Nebst einem Anhange über die Schriften des Herrn von Heß und Senator Bartels.) 8. 3 Hefte. I. 20 Gr. II. 16 Gr. III. 1 Thlr. 16 Gr. Complet 3 Thlr. 4 Gr.

Briefe, Charaktere und Gedanken des Prinzen Carl von Ligne; in französischer Sprache herausgegeben von der Frau Baronin von Stael-Holstein, und deutsch von J. C. W. Spazier, geb. Mayer. 8. 1812. 1 Thlr. 12 Gr.

Campagne, die preußisch-russische, im Jahr 1813, von ihrer Eröffnung bis zum Waffenstillstande vom 5. Juni 1813. Von C. v. W. (von Müffling.) 8. 1813. 8 Gr.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Koethe, Friedrich August, 1781-1850 / Koethe, Friedrich August, / Hasse, Friedrich Christian August,

Zeitgenossen Biographien u. Charakteristiken

Bd.: 1,2

Leipzig u. Altenburg (1816)

Bibl.Mont. 1866-1,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10718186-7